This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

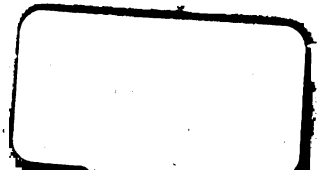
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



E 26738

DD404
R5
v.1-2

Josef Richter

Leben Friedrichs des Zweiten Königs von Preuſſen.

ſkizzirt

von

einem freymüthigen Manne.

Erſtes und zweytes Bändchen.

Amſterdam, 1789.

MEH

E 26738

DD404
R5
v.1-2

Zu den Hauptkarakterzügen eines philoſophiſchen Jahrhunderts ſollte nach meiner Meinung auch Freimüthigkeit gehören. Iſt es alſo um unſer ſo gerühmtes philoſophiſches Sekulum nicht noch eitle Chimäre, ſo vergibt man mir gewis, daß ich über Friedrichs Thaten mit Freimüthigkeit, und alſo in manchen Stücken anders urtheile, als die Herren Berliner. Vielleicht urtheilt man in zehn, — zwanzig Jahren

noch freimühiger darüber. Ein groſser Theil von Friedrichs Einrichtungen, liegt noch im Keime. Die Zukunft wird lehren, ob die Früchte davon gut oder böſe ſind.

Schlüſslich muſs ich noch anmerken, daſs ich kein Faktum anführe, welches nicht in öffentlichen Schriften, und meiſtens ſogar in Friedrichs vergöttern-den Geſchichtſchreibern ſteht.

Der Herausgeber.

Leben
Friedrichs des Zweiten.

Erstes Bändchen.

König Friedrich ward den 24 Jenner 1712 in Berlin geboren. Er war der dritte Sohne von Friedrich Wilhelm, und Marie Dorothee, einer Tochter König Georgs des Ersten; seine zween Brüder ſtarben aber bevor er zur Welt kam, und ſo wurde Friedrich Kronprinz.

Sein Wuchs betrug nicht über 5 Schuh einige Zoll. Der Kopf hieng etwas nach der Seite, welches vermuthlich von dem vielen Flöten ſpielen herkam. Sein Geſicht, das weder voll noch mager war, hatte ſtarke und ernſthafte Züge; die Naſe war lang, und die Augen drükten beſonders den Zorn auf eine ſchreckbare *) Art aus.

Er ward bey Bierſuppe **) erzogen, und erhielt ſeine erſte Bildung durch die Hände einer Hugenottin mit Namen Du Val de Recoule, die ihm ſeine auffallende Vorliebe zur franzöſiſchen Sprache

*) Friedrichs Karakter, von Büſching S. 5.

**) Seine königliche Majeſtät, heißt es in einer Kabinetsreſolution, ſind in der Jugend mit Bierſuppe erzogen worden, mithin können die Leute dort eben ſo gut mit Bierſuppe erzogen werden, das iſt viel geſünder, wie der Kaffe. Siehe Büſching S. 201.

einflößte. Mit dem 7ten Jahr kam er unter die Aufſicht eines gewiſſen Du Han de Jendun, der des Prinzen Geſchmack, oder Vorurtheil, für alles was franzöſiſch war, noch mehr befeſtigte. Freilich war die deutſche Sprache damals noch wenig bearbeitet, ſie wurd' es aber in der Folge, und wenn dann Friedrich noch immerfort ſeine Abneigung gegen vaterländiſche Sprache und Litteratur beybehielt, ſo rührte es vielleicht daher, weil er ſie nicht verſtand. *)

Ich find' es nöthig, eine Schilderung ſeines Vaters vorauszuſchicken, weil ſonſt ſo manches in Friedrichs Karakter dunkel blieb.

Friedrich Wilhelm war ein roher und dabei harter Mann. Voltäre nennt ihn einen Vandal, der durch ſeine ganze Regierung nur darauf dachte, Geld zu ſammeln, und für wenige Koſten die ſchönſten Truppen zu unterhalten. Er war der reichſte König ſeiner Zeit, hatte aber die ärmſten Unterthanen.

Sein Grundſatz war, daß ein wahrer Soldat nicht gebildet, ſondern ſchon geboren werden müſſe; um

*) Weil er nur, wenn es unumgänglich nöthig war, deutſch ſprach, und wenig in deutſchen, inſonderheit guten Schriften und Büchern geleſen hatte, ſo ſprach, und ſchrieb er auch ſchlechtes deutſch, und gebrauchte gemeine und platte Ausdrücke. Dies ſind Hrn. Büſchings eigene Worte S. 34.

um ihnen alſo den Militärgeiſt einzuhauchen, machte er ſeine Unterthanen ſchon in der Geburt zu Soldaten; dies veranlaßte vielleicht Voltären zu ſagen, daß die Türkey in Vergleich des Deſpotismus *), den Friedrich Wilhelm ausgeübt hat, eine Republik iſt.

Der Kriegsſtand hatte bey ihm überall den Vorzug. Er verlieh ihm die größte Ehre im Staat, und beſetzte die meiſten Civilämter mit Invaliden.

Seine Kammerkaſſe war zugleich die Kriegskaſſe, und das Finanz-Direktorium machte zugleich den Kriegsrath aus.

Er legte dem Volk ſehr große Abgaben auf, weil er dies für das beſte Mittel hielt, die Leute ſparſamer zu machen. — War es dies nicht, ſo war es doch wenigſtens das Mittel, ſeinen Schatz zu vermehren. Im Jahr 1740 lagen wirklich 72 Millionen in der Staatskaſſe. **) Eine ungeheure Summe für einen Staat, der nur bey 3 Millionen Menſchen, ſieben Millionen Einkünfte und kein Kommerz hatte.

*) Man leſe die geheime Nachrichten zu Voltärs Leben, worüber in Berlin bey ihrer Erſcheinung ſehr unglimpflich geſprochen wurde, nun aber, da Friedrich todt iſt, ſchon gelinder geurtheilt wird. A. d. H.

**) König Friedrich ſagt, im erſten Band ſeiner hinterlaſſenen Werke S. 23, daß er nur 8,700,000 Thaler nach ſeines Vaters Tod im Schatz gefunden habe. Die preußiſche Geſchichtſchreiber machten alſo dieſen Schatz aus Pralerei entweder vorſetzlich gröſſer, oder Friedrich hatte ſeine Urſache, ihn für ſo klein anzugeben. A. d. H.

Er fand aber auſſer den häufigen Abgaben, noch andere Wege, das Geld der Unterthanen in ſeine Käſſe zu ziehen.

Alle königlichen Güter waren in Pacht gegeben. Wenn ein Pächter den König am letzten des Monats nicht bezahlt hatte, ſo wurde er den erſten des folgenden Monats zur doppelten Zahlung angehalten.

Wer einen Haſen erſchlug, einen Baum in dem Gebiet der königlichen Güter fällte, oder ein anderes Verbrechen beging, mußte es mit einer Geldſtrafe büſſen.

Verfiel ein Mädchen in die natürliche Sünde, Mutter zu werden ohne von einem Prieſter das Privilegium dazu erhalten zu haben, ſo mußten die Eltern oder die Verwandten dem König für die Niederkunft das Strafgeld erlegen.

Die Baroneſſe K*** that den Fehltritt, dem König im zweiten Jahr ihrer Wittwenſchaft einen Unterthan in die Welt zu ſetzen. Der König ſchrieb ihr mit eigener Hand, daß ſie zur Rettung ihrer Ehre alſogleich 10,000 fl. in ſein geheimes Zahlamt ſchicke: ſie mußte die Summe ausborgen, und war zu Grund gerichtet.

Seine meiſten Generäle wußten nicht einmal ihren Namen zu ſchreiben. Alle Kenntniſſe, die auſſer des Sphäre eines Unteroffiziers lagen, waren in des Königs Augen Lappereyen und Poſſen: er hatte alſo kaum den Thron beſtiegen, ſo hob er die

Akademie auf, und vertheilte die Pensionen an Feldscherer und Hebammen. Von den Mitgliedern der Akademie wurde der einzige Astronom beybehalten, um dem König Kalender zu machen.

Der zu seiner Zeit berühmte Philosoph **Wolf**, baute sich ein Sistem, woraus sich nach der Meinung eines gewissen Theologen **Lange**, der **Wolfen** zu stürzen suchte, die Schlußfolge ziehen ließ: **daß des Königs Soldaten nicht strafbar wären, wenn sie durchgingen — —** Der König ward äusserst wider den Philosophen aufgebracht, und ließ ihm die Wahl, entweder aus seinen Staaten zu gehen, oder sich *) henken zu lassen. Der Philosoph wählte das Erstere, und begab sich nach **Marburg.**

Das Handelswesen stand bey dem König ebenfalls nicht sehr in Gnaden. Kaufleute sind freilich nicht die besten Patrioten; sie betrachten die ganze Welt für ihr Vaterland, und lassen nur für jenen Staat eine Vorliebe blicken, der ihnen den grösten Gewinnst verschaft — kurz, der Handelsgeist ist ein Geist der **Freiheit**, und so ein Geist war mit König **Wilhelms** Sistem, aus seiner Nation blosse Krieger zu bilden, nicht wohl verträglich.

Er legte daher diesem Geist alle nur mögliche Hindernisse in den Weg, und sah es so gar gerne, wenn fremde Kaufleute seine Staaten aus Furcht

der

*) Vie de Frod. Strab. Tom. I. pag. 6.

der Werbung vermieden *); indeſſen unterſtützte er doch ſolche Manufakturiſten und Fabrikanten, die für ſeine Armee Kriegsgerätſchaften verfertigten.

Man ſah zu Berlin, wie zu Potsdam, eine Menge Pulvermühlen und Waffenſchmiede. Selbſt ſein Pallaſt war davon umgeben, und ſchien eher die Feuereſſe des Vulkans, als den Wohnſitz eines Königs zu verkünden.

In ſeinem Privatleben war König Wilhelm ſtark Holländer. Sein einzige Unterhaltung war, mit ſeinen Generals und Miniſtern Bier zu trinken und Toback zu ſchmauchen. Ein Gelehrter mußte ihm dabei die Zeitung vorleſen und erklären, und noch überdies der Geſellſchaft den Narrn machen **); das war aber auch der einzige Gelehrte, den der König am Hofe litt.

Man ſieht noch bis dieſe Stunde in einem Zimmer des königlichen ***) Schloſſes zu Berlin ein Gemälde, das ſo eine Verſammlung vorſtellt. Der König iſt in der Mitte; neben ihm ſieht man die Königinn, die eben an einem Stück Papier die Pfeife anzündet. Um das königliche Paar herum ſitzen die Miniſter und Generals mit ihren Ordensbändern und Tobackspfeifen.

Der

*) S. Herrn Fried. Chriſt. Jonath. Fiſchers Geſchichte Friedrichs S. 38.

**) Wilhelm hatte auch ſeinen Hofnarren zum Präſidenten der Akademie ernannt.
Büſching über Friedr. Karakter.

***) Vie de Fred. Tom. I. pag. 164.

Der König hatte ſowohl in Berlin als Potsdam ſeine Schmauchſtuben. Hier hielt er Vormittags Kriegsrath, und des Abends ſchmauchte er und trank mit ſeinen Miniſtern Bier. Die übrigen Erfriſchungen beſtanden aus Böckelfleiſch, Schinken und kaltem Braten.

Sein Kleid war eine glatte blaue Uniforme mit Meſſingknöpfen, die ihm bis an die halben Beine reichte. Wann er ſich eine neue anſchafte, mußten die alten Knöpfe wieder darauf ihre Dienſte thun. In dieſer Equipage, mit einem dicken ſpaniſchen Rohre bewaffnet, hielten Se. Majeſtät täglich die Revûe ihres Regiments.

Dieſes Regiment war ſeine Lieblingsſache, und ſeine größte Ausgabe. Das erſte Glied beſtand aus Männern, wovon der Kleinſte ſieben Schuhe maß. Er ließ ſie von allen Enden Europens und Aſiens kaufen.

Wann König Wilhelm die Revûe geendigt hatte, gieng er durch die Stadt ſpatzieren. Alles verkroch ſich vor ihm. Er konnte niemand, und am allerwenigſten ein Weib auf der Gaſſe dulden. Er ſchikte ſie mit Ohrfeigen, Fußtritten oder Stokſchlägen nach Haus, die er mit der Moral begleitete: Packe dich nach Hauſe, Hure! Ein braves Weib gehört zu ihrer Wirthſchaft.

Einſt traf er an einem ſchönen Sommertag verſchiedene Berlinerſchönen, die rükwärts des Schloſſes auf einem öffentlichen Platz herum ſpatzierten,

den man den königlichen Garten nennt, der aber blos ein groſſer Exerzierplatz iſt. Bey ihrem Anblick ließ er durch ſeine Soldaten Kehrbeſen herbey holen, und zwang die ſchönen Damen, durch eine halbe Stunde *) den Platz zu ſäubern.

Eben ſo wenig konnt' er es leiden, daß die Diener des Herrn zur Wachparade kamen. Er jagte ſie mit dem ſpaniſchen Rohr zu ihrer Bibel nach Haus.

Soldaten ſind gewöhnlich nicht ſehr andächtig; beym König aber marſchirte der Geiſt der Andacht mit dem Militärgeiſt zu gleichen Schritten fort. Seine Soldaten mußten eben ſo pünktlich in der Kirche als auf dem Paradeplatz, erſcheinen. Sie mußten zur Predigt und Kommunion gehen; er ließ ſogar die Thüren bewachen, damit ſie nicht heraus konnten. Indeſſen ſchränkte ſich ſeine Religion blos auf äuſſerliche Andachtsübungen ein. Seine Hofkapläne wagten nicht, ihm begreiflich zu machen, daß Sanftmuth, Menſchlichkeit und Nachſicht, wenigſtens eben ſo weſentliche Tugenden zum Seelenheil wären: er hielt es alſo für keine Sünde, ſeine Kinder, ſeine Diener und Unterthanen ſo zu behandeln, wie ungefähr ein Stallknecht ſeine Pferde, oder ein Korſar ſeine Sklaven behandelt.

Hier ſind nur ein paar kleine Proben.

Friedrich befand ſich mit ſeinem Vater, zu Bonn. Der Kurfürſt gab ihnen einen prächtigen Ball,

*) Vie de Frédéric de Prusse Tom. I. pag. 165.

Ball. König Wilhelm trug bekanntermaſſen eine alte ſchmutzige Uniforme; der Prinz war um kein Haar eleganter und reinlicher gekleidet. Sein Vater fragte ihn, warum er ſo traurig herumſchleiche und nicht tanze? Der Prinz ſchlug die Augen nieder, und ſah auf ſeinen abgenützten Rock. Statt aller Antwort gab ihm der Vater im Angeſicht der ganzen Geſellſchaft eine derbe Ohrfeige *), und warf ihn zum Saal hinaus. — Der Prinz vergoß Thränen. — Es half nichts: er mußte eine Dame auffordern und mit ihr tanzen. — — —

Einer von ſeinen Generals beklagte ſich einſt beim König über ein von der Juſtizkammer gefälltes Urtheil. Eilends begab ſich König Wilhelm nach dem Saal, wo der Rath verſammelt war, und prügelte vom Präſidenten an die Richter durch die Bank mit dem ſpaniſchen Rohr herum, indem er ſie Schurken, und Lumpenkerls hieß. — Es war wirklich komiſch anzuſehen, wie die gravitätiſchen Räthe im Saale untereinander liefen, und den königlichen Stockſtreichen auszuweichen ſuchten. — — Der Autor, der dieſe Anekdote erzählt, ſezt noch die Bemerkung **) bey: daß dieſe Behandlungsart der Staatsdiener, in dem Geiſt aller preußiſchen Gerichtsſtellen gewiſſe Spuren zurück gelaſſen habe, die ſchwerlich mehr auszutilgen ſind. — — —

Dies iſt ungefähr ein kleiner Umriß von König Wilhelms Karakter, und ſeiner Lebensart.

Frei-

*) Vie de Fréderic Tom. I. pag. 186.

**) Vie de Fréderic II — à Strasburg Tom. I. pag. 166.

Freilich behaupten die preußiſchen Geſchichtſchreiber, daß dieſer König, ſo tadelswerth auch ſeine Handlungen, einzeln betrachtet, ſcheinen mögen, im Ganzen genommen, doch die allgemeine Bewunderung verdiene, weil er durch ſeinen Militär- und Oekonomiegeiſt der Stifter einer unüberwindlichen Armee, und der Schöpfer von Preuſſens Größe wurde.

Allein könnten nicht die Türken das nämliche von ihrem Muhamed ſagen? Und dann noch eine Frage: waren Preußens Unterthanen bey dieſer Größe wohl glücklich, und hat endlich die Menſchheit durch dieſen Militärgeiſt vielleicht nicht mehr verloren, als gewonnen? ? ?

Man hat vorzüglich beim Haus Preuſſen die Bemerkung gemacht, daß der Sohn faſt immer andere Neigungen als ſein Vater, und oft ſo gar entgegengeſetzte hatte.

Wahrſcheinlich liegt die Urſache in dem Zwang, worin gemeiniglich die Erbprinzen leben mußten, bis ſie zur Regierung gelangten: So folgte der große Kurfürſt *) auf den ſchwachen Georg Wilhelm; ſo hauchte die zwangvolle eitle Etiquette am Hofe Friedrichs des Erſten, dem Friedrich Wilhelm den

*) So nannte man den Kurfürſten Friedrich Wilhelm, der eigentlich den Grund zu Preuſſens militäriſcher Verfaſſung legte. A. d. H.

den alles ausschlieſſenden Soldatengeiſt ein, und ſo machte vielleicht des Vaters militäriſche Ignoranz in ſeinem Sohne Friedrich dem Zweiten die Liebe zu Lektüre und Künſten entſtehen; allein trotz dieſer entgegengeſetzten Neigungen pflanzte ſich doch der Militärgeiſt von dem Vater auf den Sohn fort; und wären nicht noch hundert andere Kennzeichen da, ſo würde mans ſchon blos aus dieſem Geiſt abnehmen, daß Friedrich Wilhelms Sohn war. —

Friedrich war im achten Jahre, als ihm ſein Vater ein kleines Zeughaus anſchafte; denn man wollte ihn ſpielend an das Kriegs-Handwerk gewöhnen. Er fand alle Gattungen von Waffen darin, die aber ſeinem Alter und ſeinen Kräften ungemeſſen waren. Darauf wurd' er Chef des Kadetenkorps. Hier machte er mit ſeinen kleinen Soldaten täglich alle Kriegsübungen, die ſein Vater mit den Großen vornahm. Endlich erhielt er bei erwachſenem Alter eine eigene Kompagnie des Leibregiments. Dabey mußte aber der junge Kapitain fleißig zur Predigt und zur Kommunion gehen. Dieſer religiöſe Zwang, vielleicht auch die Art, mit welcher ihn der Hofprediger Woltenius in den Grundſätzen der reformirten Kirche unterrichtete, flößten dem Prinzen eine Abneigung gegen

alle Religionsgebräuche und Religionsdiener *) ein, die er auch als König nicht ablegte.

Immer von Kriegern und Waffen umgeben, ſehnte er ſich nach ſtillern und angenehmern Beſchäftigungen. Er fühlte Neigung für Künſte und Wiſſenſchaften, und liebte vorzüglich die Dichtkunſt und Muſik. Sobald er Muſſe hatte, las er franzöſiſche Bücher und ſpielte auf der Flöte. Allein ſein Vater kannte keine andere Lektüre als die Bibel, keine andere Muſik als das Knallen der Kanonen und Musketen. Er wollte keinen Poeten und Tonkünſtler zum Sohne haben; er zerbrach ihm

*) Herr Büſching führt in ſeinem Werke über Friedrichs Karakter, eine Menge Beiſpiele von dieſer Abneigung an. Ich will zur Probe nur ein paar Randgloſſen von des Königs eigner Hand herſetzen. Seite 52 heißt es: Keinen Pfafen! da kome nichts mit heraus.

S. 55. Der verfluchte Pfafe weis Selber nicht was er Wil. hole ihn der Teufel.

S. 52. Ein Teologus iſt leicht zu finden, das iſt ein Thier Sonder Vernunft.

S. 72. Die Prieſter Döchter, warum heirathen ſich die Huren nicht, wenn Sie gebrechlich Seindt So kan Man Sie verſorgen, ſeindt Sie geſund So können Sie heirathen oder arbeiten, das kome ihren Stande zu.

Man kann ſich aus dieſen wenigen Stellen von des Königs Abneigung gegen Theologen und zugleich von ſeiner Kenntniß der deutſchen Sprache eine Idee machen, und doch wagte es eben dieſer Friedrich, ein Werkchen über die deutſche Literatur zu ſchreiben.

A. d. A.

ihm daher seine Flöte, und warf seine französischen Bücher in das Feuer.

Friedrich wurde endlich dieser militärischen Behandlung müde, und erbat sich, um wenigstens auf einige Zeit sich dieser Strenge zu entziehen, von seinem Vater die Erlaubnis, reisen zu dürfen. Er brannte vor Verlangen, Deutschland, Frankreich, England und Italien zu sehen; allein sein Vater begriff nicht, wie noch etwas in der Welt zu sehen sein könne, wenn man einmal sein Leibregiment manövriren sah, und schlug daher dem Kronprinzen seine Bitte rund ab; indessen erlaubte er ihm doch, daß er ihn auf seinen kleinen Reisen begleitete, die er von Zeit zu Zeit in Deutschland machte.

Herr Fischer sagt, daß Friedrich diese väterliche Grundregel in der Folge sehr weise gefunden habe *), weil er sie hernach als König selbst befolgte und hübsch zu Hause blieb. Herr Fischer kann auch nicht begreifen, wozu die Reisen der Könige und Thronfolger dienen sollen. In der kurzen Zeit, da sie Länder durchziehen, sagt er, können sie sich keine erhebliche Kenntnis erwerben, und ein langer Aufenthalt ist für sie gefährlich oder zu kostbar.

Man merkt wohl, wohin Herr Fischer mit dieser Anmerkung ziele; indessen mag sie nur dann richtig sein, wenn der reisende Prinz keinen Kopf

*) Fischers Geschichte 1ter Theil S. 3.

alle Religionsgebräuche und Religionsdiener *) ein, die er auch als König nicht ablegte.

Immer von Kriegern und Waffen umgeben, ſehnte er ſich nach ſtillern und angenehmern Beſchäftigungen. Er fühlte Neigung für Künſte und Wiſſenſchaften, und liebte vorzüglich die Dichtkunſt und Muſik. Sobald er Muſſe hatte, las er franzöſiſche Bücher und ſpielte auf der Flöte. Allein ſein Vater kannte keine andere Lektüre als die Bibel, keine andere Muſik als das Knallen der Kanonen und Musketen. Er wollte keinen Poeten und Tonkünſtler zum Sohne haben; er zerbrach ihm

*) Herr Büſching führt in ſeinem Werke über Friedrichs Karakter, eine Menge Beiſpiele von dieſer Abneigung an. Ich will zur Probe nur ein paar Randgloſſen von des Königs eigner Hand herſetzen. Seite 52 heißt es: Keinen Pfafen! da komt nichts mit heraus.

S. 55. Der verfluchte Pfafe weis Selber nicht was er Wil. hole ihn der Teufel.

S. 52. Ein Teologus iſt leicht zu finden, das iſt ein Thier Sonder Vernunft.

S. 72. Die Prieſter Döchter, warum heirathen ſich die Huren nicht, wenn Sie gebrechlich Seindt So kan Man Sie verſorgen, ſeindt Sie geſund So können Sie heirathen oder arbeiten, das komt ihren Stande zu.

Man kann ſich aus dieſen wenigen Stellen von des Königs Abneigung gegen Theologen und zugleich von ſeiner Kenntniß der deutſchen Sprache eine Idee machen, und doch wagte es eben dieſer Friedrich, ein Werkchen über die deutſche Literatur zu ſchreiben.

A. d. A.

ihm daher seine Flöte, und warf seine französischen Bücher in das Feuer.

Friedrich wurde endlich dieser militärischen Behandlung müde, und erbat sich, um wenigstens auf einige Zeit sich dieser Strenge zu entziehen, von seinem Vater die Erlaubnis, reisen zu dürfen. Er brannte vor Verlangen, Deutschland, Frankreich, England und Italien zu sehen; allein sein Vater begriff nicht, wie noch etwas in der Welt zu sehen sein könne, wenn man einmal sein Leibregiment manövriren sah, und schlug daher dem Kronprinzen seine Bitte rund ab; indessen erlaubte er ihm doch, daß er ihn auf seinen kleinen Reisen begleitete, die er von Zeit zu Zeit in Deutschland machte.

Herr Fischer sagt, daß Friedrich diese väterliche Grundregel in der Folge sehr weise gefunden habe *), weil er sie hernach als König selbst befolgte und hübsch zu Hause blieb. Herr Fischer kann auch nicht begreifen, wozu die Reisen der Könige und Thronfolger dienen sollen. In der kurzen Zeit, da sie Länder durchziehen, sagt er, können sie sich keine erhebliche Kenntnis erwerben, und ein langer Aufenthalt ist für sie gefährlich oder zu kostbar.

Man merkt wohl, wohin Herr Fischer mit dieser Anmerkung ziele; indessen mag sie nur dann richtig sein, wenn der reisende Prinz keinen Kopf

*) Fischers Geschichte 1er Theil S. 3.

hat — da iſts freilich beſſer, wenn er zu Hauſe bleibt. — — — — — —

König Wilhelm führte alſo ſeinen Sohn im Jahr 1728 nach Dresden, und zwei Jahre darauf nach Deutſchland, wo ſie über Leipzig, Coburg, Anſpach, Augsburg, Stuttgard, und Mannheim bis Frankfurt am Mayn giengen, und dann den Rhein herunter fuhren, um ſich nach Weſel zu begeben.

Dieſe kleinen Reiſen erwekten in dem Kronprinzen die Luſt größere zu machen. Weil er aber vorausſah, daß ihm der König nie die Erlaubnis dazu geben würde, ſuchte er von Weſel nach England zu entfliehen.

Eigentlich wollte Friedrich nicht länger unter dem väterlichen Stoke ſtehen. Er entdekte ſich ſeinen vertrauten Freunden Katt und Keith. Alles war zur Flucht veranſtaltet, Katt hielt in Holland ein Fahrzeug in Bereitſchaft; allein der alte König ward frühzeitig von der Abſicht ſeines Sohns benachrichtiget, und ließ ihn in Verhaft nehmen. Zugleich ſchikte er einige Offiziere nach Holland, um ſich des Lieutenants Katt zu bemächtigen. Der Großpenſionär drohte, ſie bei der geringſten Unternehmung aufhenken zu laſſen. Die Preuſſen kehrten ſich nicht daran, und nahmen Katt gefangen.

Der

ren, daß es ihm viele Mühe gekoſtet hätte, den Kopf des Prinzen zu retten. Der König ſoll bei dieſer Gelegenheit im Zorn ausgerufen haben: Oeſterreich wird einſt ſchon ſehen, was für eine Schlange es im Buſen erwärmt hat.

Noch nie hat eine Prophezeihung ſo pünktlich eingetroffen.

Friedrich machte in der Folge von eben dieſem Sekendorf eine ſehr häßliche Schilderung. Das war nicht dankbar gehandelt; allein Dankbarkeit war eben Friedrichs Tugend nicht. — — Nur ein ſehr kleines Beiſpiel.

Einſt ließ ihn ſein Vater abermal bei Waſſer und Brod einſperren. Ein Koch, den das Schikſal des Prinzen gerühret hatte, ſtekte ihm heimlich Speiſen zu. Als Friedrich den Thron beſtieg, jagte er von allen Dienern am erſten dieſen Koch fort*). Der Vorwand war, daß er die Befehle ſeines Vaters übertretten habe. — Es iſt wirklich nicht rathſam, Prinzen einen Dienſt zu leiſten. —

Der Prinz war einige Wochen auf dem Schloß zu Küſtrin, als ein alter Offizier mit vier Grenadieren, Thränen im Auge, in ſein Zimmer trat. Friedrich zweifelte nicht, daß es ſeinen Kopf gelte. Der Offizier ließ ihn, noch immer mit thränenden Augen, er-

*) Vie de Frederic II. Tom. I. p. 183.

Der erzürnte König hatte den festen Vorsatz, seinem Sohne den Kopf abschlagen zu lassen. Man machte ihm den Prozeß. Wilhelm zog die Universitäten, und seine Gerichtstellen zu Rath, die er herum prügelte, wenn sie nicht nach seiner Phantasie entschieden. Diesen waren also ihre Schultern lieber als der Kopf des Prinzen. Herr Büsching sagt daß sein Todesurtheil wirklich gefällt war.

Die Königinn warf sich ihrem Gemahl zu Füssen; er stieß sie aber mit Ungestümm zurück. Fast alle Mächte bemühten sich den erzürnten Vater zu besänftigen; sie erhielten die unfreundliche Antwort: sich in die Hausangelegenheiten Friedrich Wilhelms nicht zu mischen.

Der König, der selbst nur Soldat war, betrachtete seinen Sohn als einen Soldaten, der sich wider die Subordination vergangen, und als Deserteur den Tod verdiente. Zugleich bedachte er, daß er noch drey andere Söhne habe, wovon keiner Verse machte, und daß dies für Preussens Grösse hinlänglich wäre.

Es war also um den Kopf des Prinzen geschehen, wenn nicht Kaiser Karl der Sechste durch den Grafen von Sekendorf den König auf väterliche Gesinnungen zurük geführt hätte.

Voltär sagt, Graf Sekendorf habe ihm, als er ihn hernach in Sachsen sprach, geschwo-

ren,

ſchon die Rede, daß man ihn verheurathen wolle. Wirklich verehlichte ſich Friedrich, das darauf folgende Jahr, mit der Prinzeßinn Eliſabeth Chriſtine, einer Nichte der Kaiſerinn; aber nur nach kirchlichem Gebrauch und mit*) philoſophiſcher Enthaltſamkeit. Er ſträubte ſich zwar anfänglich; König Wilhelm aber wandte ſeine gewöhnlichen Ueberredungsmittel, nämlich das ſpaniſche Rohr und Fußtritte**) an, und ſo mußte der Erbprinz in die Verbindung willigen.

Einige Schriftſteller behaupten, des Prinzen Abneigung gegen dieſes Band wäre durch die Liebe entſtanden, die er ſchon von ſeinem eilften Jahre an, gegen die engliſche Prinzeſſinn Anne gefühlt haben ſoll; Friedrich mochte aber wohl wichtigere Beweggründe haben.

Es trafen mehrere Umſtände zuſammen, die dieſem Prinzen eine Abneigung gegen das ſchöne Geſchlecht einflößten***). Immer blieb ihm noch der lebhafte Eindruk von der Scene zurük, wo König

*) Fiſcher, Seite 9.

**) La canne et des coups de pied dans le derrière.
Vie de Fred. Tom. I. p. 15.

***) Seine Abneigung gegen das ſchöne Geſchlecht gieng ſo weit, daß er es nicht einmal ertragen konnte, wann ſeine Bedienten mit Frauenzimmern umgiengen. Er verlangte, daß ſie nicht nur unverheirathet blieben, ſie durften auch keine Mätreſſen haben, und nicht einmal mit Frauenzimmern ſprechen.

Siehe Büſching Seite 190.

Wilhelm eine Apothekers Tochter, die des Prinzen Mätreſſe war, öffentlich durch den Henker ſtäuppen ließ. — Man verſichert auch, daß ſeine erſten Liebeshändel nicht am glüklichſten abliefen, und daß ihm empfindliche und unauslöſchbare Spuren davon zurükblieben*): wenn dies iſt, ſo hatte Kaiſer Karl ſo unrecht nicht, die projektirte Verbindung mit ſeiner Tochter Thereſe und dem Kronprinzen zu vereiteln**). Schleſien wäre dann freilich bei Oeſterreich geblieben; aber ſchwerlich wäre der Stamm dieſes Hauſes ſo ausgebreitet worden.

Herr Fiſcher ſagt zwar, daß des Prinzen Abneigung gegen dieſe Heurath einen politiſchen Beweggrund hatte. Friedrich wollte von dem öſterreichiſchen Syſtem unabhängig bleiben, und Sekendorfen, der die Sache eingeleitet haben ſoll, keine Befriedigung gewähren. Er nennt dieſes Band ſogar eine neue Gefahr***), in die Sekendorf den Prinzen ſtürzte; allein ich ſeh nicht, welche Gefahr es für einen preuſſiſchen Prinzen ſeyn konnte, die Nichte der Kaiſerinn und eine junge liebenswürdige Prinzeſſinn zu heurathen, die noch jezt wegen ihrem vortrefflichen Herzen von ganz Berlin angebethet wird.

Das

*) Vie de Frédéric II Tom. I. p. 15.

**) König Wilhelm war eigens zum Kaiſer Karl nach Prag gekommen, in der Abſicht, dieſe Verbindung zur Wirklichkeit zu bringen.

Vie de Fred. Tom. I. p. 182.

***) Fiſchers erſter Theil Seite 9.

Das Beylager ſollte den 12ten Juni 1732 auf dem Luſtſchloß Salzdahlen, vollzogen werden, welches dem Herzog von Braunſchweig gehörte. Kaum hatte ſich das junge Brautpaar zuſammen gelegt, ſo hörte man von allen Seiten Feuer! Feuer!*) rufen. Friedrich ſprang aus dem Bette, und lief eiligſt, um zu ſehen, wo es brenne. Es war nur ein falſcher Lermen, den ihm ſeine Freunde zu gefallen machten. Friedrich wußte kein anderes Mittel, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen; weil er aber beſorgte, daß ſeine junge Gemahlin darüber zu ſehr erſchrocken ſeyn möge, ließ er ſie wieder beruhigen; im übrigen aber blieb es bey der philoſophiſchen Enthaltſamkeit.

Herr Fiſcher ſagt**): die neue Kronprinzeßinn ſchickte ſich ſo weiſe in dieſe Umſtände, und betrug ſich dabey mit ſo viel Klugheit und Großmuth, daß ſie bis ans Ende die Hochachtung und Freundſchaft ihres philoſophiſchen Gemahls behalten hat.

Der alte König, der vermuthlich an der Seite einer ſo liebenswürdigen Gemahlin keine philoſophiſche Enthaltſamkeit vermuthete, war ſo ſehr von dieſer Verbindung bezaubert, daß er ſeiner Schwiegertochter das Luſtſchloß Schönhauſen zum Geſchenk gab.

Dem

*) Vie de Fred. Tom. I. p. 16.

**) Erſter Theil Seite 10.

Dem Erbprinzen ſchenkte er bei dieſer Gelegenheit, die Grafſchaft Rupin, und im Jahr 1734 das Städtchen Rheinsberg mit Schloß und Park.

Friedrich ließ das Schloß in beſſern Geſchmak herſtellen, und reizende Gärten anlegen. Am Eingang las man die Aufſchrift: Friderico tranquillitatem colenti: dem ruhliebenden Friedrich.

Sein Vater war mit dieſer Aufſchrift nicht zufrieden. Er glaubte, daß ein Prinz, der die Ruhe liebte, und noch über dies Muſik und Verſe machte, nicht auf den preuſſiſchen Thron *) tauge. Seine Hauptſorge war, Friedrich möchte einſt das Militärſiſtem wieder einſtürzen laſſen, das ſich nur durch unruhige Thätigkeit erhalten läßt.

Friedrich hatte kaum von ſeinem ruhigen Rheinsberg Beſitz genommen, ſo mußte ers ſchon wieder verlaſſen, und ſeinem Vater in den Krieg folgen.

Die Nachfolge zum polniſchen Thron, hatte in einem großen Theil von Europa das Kriegsfeuer angeſtammt. König Wilhelm ſtand damals mit 10,000 Mann ſeiner Truppen bei der am Rheinſtrom gelagerten Reichsarmee. Hier lernte Friedrich den Prinz Eugen kennen, der auch in ihm den künftigen Kriegshelden wahrnahm, und vorherverkündigte; obwohl, nach dem eigenen Geſtändnis ſeiner Lobred-

ner,

*) Vie de Fred. Tom. I. p. 17.

ner, dieſer Prinz in ſeinen jüngern Jahren, weder Talent, noch jene Geiſtesgröſſe blicken ließ *), die man nachher an ihm als König bewunderte.

Friedrich wohnte mit ſeinem Vater, allen Aktionen bei, wobei wenig von Erheblichkeit ausgerichtet wurde. Der Prinz geſteht ſelbſt, daß dieſer Feldzug nicht ſehr lehrreich für ihn geweſen, und daß er von dem groſſen Eugen nur noch den Schatten geſehen habe.

Sein Vater wurde krank, und mußte das Lager verlaſſen. Im Monat Oktober, führte der Prinz die preußiſchen Truppen wieder nach Potsdam zurük. Er fand ſeinen Vater ſehr krank, und mußte ſtatt ſeiner, durch einige Zeit alle Befehle unterzeichnen.

Wie ſichs mit dem König beſſerte, ſchikte er den Prinzen, unter der Aufſicht des Fürſten von Deſſau, nach Stettin, die Feſtungswerke zu beſichtigen. Zu Königsberg fand er den unglücklichen König Stanislaus, mit dem er ein ewiges Band der Freundſchaft knüpfte. —

Endlich kehrte er wieder in ſein geliebtes Rheinsberg zurück, wo er bis zu ſeines Vaters Tode blieb.

Man wirft dieſem Prinzen mit Recht vor, daß er zu ſeinem vertrauten Umgang nur Ausländer wählte; ſicher hätte er in Geſellſchaft mit erfahrnen Staats-

*) Fiſcher, erſter Band Seite 3.

Staatsdienern und Kriegsleuten, mehr ächten deutſchen Biederſinn, mehr Kenntniſſe ſeiner Länder, der Denkungsart und Neigungen ſeiner Völker geſchöpft: allein, wie Herr Fiſcher anmerkt, hielt es Friedrich der königlichen Würde nicht gemäß, mit den eigenen Staatsdienern und Unterthanen in Vertraulichkeit zu leben *).

Seine Geſellſchaft in Rheinsberg, beſtand aus einem gewiſſen Chaſot, einem franzöſiſchen Offizier, und witzigen Kopf — aus Kayſerling, einem kurländiſchen Edelmann, und franzöſiſchen Versmacher — aus einem gewiſſen geflüchteten Franzoſen, mit Namen Jordan, der den Prinzen mit ſeinen ſpaßigen Einfällen amüſirte — Knobelsdorf, der aber weniger ſpaßhaft war, hatte die Aufſicht über die Gebäude und Gärten.

Man hatte auch Generäle, um vom Krieg zu reden; gute Tonkünſtler, um ſchöne Konzerte zu machen, und herrliche Maler, die Zimmer zu verzieren.

Der Morgen wurde den Wiſſenſchaften gewidmet, der Abend gehörte dem Vergnügen.

Friedrich ſchildert ſeine Lebensart zu Rheinsberg in folgenden Verſen **)

Là, sous un ciel serein, assis au pied des hêtres
Nous étudions Wolf, en depit de nos prêtres
Les graces et les ris ont accès en ces lieux,
Sans pourtant excepter aucun des autres Dieux.

Tantôt

*) Erſter Band Seite 18.
**) Vie de Freder. Tom. IV. p. 294.

ſolche Aengſten ein, daß Friedrich ſeine ganze Beredſamkeit anwenden mußte, um zu verhindern, daß ihm ſeine Philoſophen und ſchönen Geiſter nicht davon liefen. *).

Kurz vor ſeines Vaters Tode ſchrieb Friedrich wider die Grundſätze des Machiavells.

Seines Vaters Betragen hatte ihm wider die deſpotiſche Gewalt einen Widerwillen beigebracht: er lobte alſo damals von ganzem Herzen die Gerechtigkeit und Sanftmuth, und erkannte jede widerrechtliche Anmaßung fremder Güter für ein Laſter. Wir werden in der Folge ſehen, daß dieſer Prinz als König ſehr oft die Grundſätze des Autors annahm, den er hier widerlegte.

Voltär drückt ſich hierüber weitläufiger aus.

„Er hatte mir ſein Manuſkript nach Brüſſel „geſchikt, ſagt er, um es auszubeſſern und drucken zu „laſſen. Ich hatte damit einem holländiſchen Buch„händler van Düren, welcher der gröſte Betrieger ſeiner Art war, ein Geſchenk gemacht **). Endlich „fühlte

*) Vie de Freder. Tom. I. pag. 26.

**) Das iſt wohl nicht ſehr wahrſcheinlich, daß Voltär einem Buchhändler mit einem Manuſkript, und vorzüglich mit ſo einem Manuſkript ein Geſchenk machte; wohl aber iſt zu vermuthen, daß dieſer Buchhändler dem Voltär dieſes Manuſkript ſehr theuer bezahlte, und daß dieſer lieber wider den Auftrag des Königs das Werk drucken laſſen, als das Geld zurük geben wollte. A. d. E.

mit den ſchmeichelhafteſten Briefen, mit Komplimenten und übertriebenen Lobſprüchen gleichſam bombardirt.

Er ſchikte ihnen Briefe in Verſen und Proſe, metaphiſiſche, hiſtoriſche und politiſche Abhandlungen.

Es kizelte die Philoſophen, ſich von einem Kronprinzen gelobt zu ſehen. Sie antworteten ihm, wie ungefähr ein entzükter Liebhaber an ſeine Mätreſſe ſchreibt. Sie nannten ihn einen groſſen Philoſophen und Dichter. Voltär hieß ihn den Salomo aus Norden, und das alles, weil auf Friedrich ein Thron wartete, und weil er Voltären, den gröſten Philoſophen des Jahrhunderts, und den erſten Poeten der Welt genannt hatte.

Es ärgerte *) Voltären in der Folge, daß dieſe abgeſchmakten Narrheiten, wie er ſie nennt, in der Sammlung ſeiner Werke abgedrukt worden; indeſſen blendeten dieſe Lobſprüche halb Europa, und die Welt erſtaunte über einen Kronprinzen, der Verſe machte, und ein Philoſoph war.

Der alte König aber dachte ganz anders. Er konnte nicht leiden, daß ſein Sohn mit Gelehrten und Philoſophen umging. Er hieß ſie die Verführer des Prinzen. Wenn ihn das Podagra anfiel, drohte er die ganze Geſellſchaft von ſchönen Geiſtern und Philoſophen nach Spandau zu ſchicken. Dieſe Drohungen jagten der jovialiſchen Geſellſchaft öfters ſolche

*) Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben Seite 23.

ſolche Aengſten ein, daß Friedrich ſeine ganze Beredſamkeit anwenden mußte, um zu verhindern, daß ihm ſeine Philoſophen und ſchönen Geiſter nicht davon liefen. *).

Kurz vor ſeines Vaters Tode ſchrieb Friedrich wider die Grundſätze des Machiavells.

Seines Vaters Betragen hatte ihm wider die deſpotiſche Gewalt einen Widerwillen beigebracht: er lobte alſo damals von ganzem Herzen die Gerechtigkeit und Sanftmuth, und erkannte jede widerrechtliche Anmaßung fremder Güter für ein Laſter. Wir werden in der Folge ſehen, daß dieſer Prinz als König ſehr oft die Grundſätze des Autors annahm, den er hier widerlegte.

Voltär drückt ſich hierüber weitläufiger aus.

„Er hatte mir ſein Manuſkript nach Brüſſel „geſchikt, ſagt er, um es auszubeſſern und drucken zu „laſſen. Ich hatte damit einem holländiſchen Buch„händler van Düren, welcher der gröſte Betrieger ſei„ner Art war, ein Geſchenk gemacht **). Endlich „fühlte

*) Vie de Freder. Tom. I. pag. 26.

**) Das iſt wohl nicht ſehr wahrſcheinlich, daß Voltär einem Buchhändler mit einem Manuſkript, und vorzüglich mit ſo einem Manuſkript ein Geſchenk machte; wohl aber iſt zu vermuthen, daß dieſer Buchhändler dem Voltär dieſes Manuſkript ſehr theuer bezahlte, und daß dieſer lieber wider den Auftrag des Königs das Werk drucken laſſen, als das Geld zurük geben wollte. A. d. H.

„fühlte ich einige Gewiſſensbiſſe, dieſen Antima-
„chiavell drucken zu laſſen; da der König von Preuſ-
„ſen, der Millionen in ſeinen Kiſten hatte, eben um
„dieſe Zeit den armen Lüttichern durch den geheimen
„Rath Rambonet eine Million abnehmen ließ. Ich
„dachte, daß mein Salomo ſich in Zukunft nicht da-
„mit begnügen werde. Sein Vater hatte ihm 66400
„Mann hinterlaſſen; er vermehrte ihre Zahl, und
„ſchien Luſt zu haben, ſich ihrer bei erſter Gelegenheit
„zu bedienen. Ich ſtellte ihm daher vor, daß es viel-
„leicht nicht ſchiklich ſein würde, ſein Buch gerade
„zu einer Zeit drucken zu laſſen, wo man ihm den
„Vorwurf machen könnte, daß er ſelbſt die Grundſätze
„deſſelben übertrete. Er erlaubte mir, die Ausgabe
„zu verhindern. Ich ging deswegen nach Holland,
„um ihm dieſen kleinen Dienſt zu leiſten; aber der
„Buchhändler foderte ſo viel Geld, daß der König,
„welcher im Grund des Herzens nicht böſe war, ge-
„drukt zu werden, es lieber umſonſt ſein wollte, als
„ſo viel zu zahlen, um es nicht zu ſein.“

Der Antimachiavell wurde alſo gedrukt.

Im Jahr 1738 ging der alte König mit dem Erb-
prinzen nach Loo, um den Prinzen von Oranien
zu beſuchen.

Auf dieſer Reiſe wurde Friedrich zum Freimaurer.
Sein Vater ſprach während der Tafel ſehr unglim-
pflich von dieſem Orden; das machte dem Prinzen, der

gern

gern seinem Vater entgegen handelte, gerade Lust, sich aufnehmen zu lassen. Er entdekte sich dem Grafen v. Bükeburg. Dieser veranstaltete es, daß Friedrich auf seiner Reise durch Braunschweig in einer eigens von Hamburg verschriebenen heimlichen Loge aufgenommen wurde. Zum Glük erfuhr sein Vater nichts davon, sonst wären die Glieder dieser ehrwürdigen Loge nicht sicher gewesen, gehangen zu werden.

Im ersten Jahr seiner Regierung hielt er als Meister vom Stuhl, zu Charlottenburg eine prächtige Loge, und nahm den Prinzen Wilhelm von Preussen, den Markgrafen Karl von Brandenburg, und den Herzog von Holstein zu Lehrlingen auf.

Sein Geschichtschreiber, Herr Fischer, bedauert sehr, daß Friedrich, der schon so weit in der Freimäurerei vorgerükt war, nicht vollends bis zum Großmeisterthum aller deutschen, oder wenigstens der preußischen Logen fortgeschritten sei. —

Ich zweifle sehr, ob der Orden diesen Wunsch unterschreiben werde.

Obschon Friedrich Freimaurer war, so wollte er doch ausserhalb der Loge nicht dafür angesehen sein.

Ein Tapezierer, der eines Tags in den königlichen Zimmern arbeitete, wollte sich dem König als Maurer zu erkennen geben; allein Bruder Friedrich kehrte dem Bruder Tapezierer den Rücken — und ging fort.

Während dem Bairischen Erbfolgekrieg setzten einige Maurer in ihrer Zuschrift an den König, Zei-

chen, Titel und Grade bei. Der König ſchikte *) ihre Zuſchriften an den Polizei-Lieutenant, und ließ ihnen unterſagen, ſich je wieder dieſer Titel gegen ihn zu bedienen.

König Wilhelms podagraiſche Umſtände verwandelten ſich in eine Waſſerſucht. Mit Anfang des Jahres 1740 war ſeine Krankheit ſchon ſehr gefährlich, und gegen den Mai, war alle Hofnung hin.

In der Nacht vom 26 bis zum 27 Mai brachte ein Eilbote dem Kronprinzen die Nachricht, daß es um den König ſchlechter als jemals ſtünde. Der Prinz eilte nach Potsdam; fand aber ſeinen Vater beſſer als er ſich einbildete. Der alte König ſaß in ſeinem Armſtuhl, und ſprach mit ſo viel Feuer und Thätigkeit, als wäre er nie krank geweſen.

Friedrich glaubte ſchon, daß ihn ſeine Freunde, die ihm den Eilboten ſchikten, zum Beſten **) gehabt hätten, als ſich bei ſeinem Vater neue Ueblichkeiten einſtellten.

König Wilhelm fühlte nun ſelbſt, daß ſein Ende heran nähere: er ließ alſo zween Geiſtliche kommen, und beichtete ſeine Sünden.

Vorzüglich klagte er ſich an, daß er im Zorn öfters große Ungerechtigkeiten ausgeübt habe; doch tröſtete

*) Vie de Fred. 1 Tom. pag. 160.

**) Le prince crut qu'on s'étoit moqué de lui.
Vie de Fred. p. 27.

tröſtete er ſich mit den Gedanken, daß er nie einen Ehebruch begangen *), und die Geiſtlichkeit in Ehren gehalten. Die zween Diener Gottes beſtärkten ihn in ſeinem Vertrauen, und König Wilhelm hofte den Himmel.

Am 31 Mai nahm er von ſeiner Gemahlin und Kindern Abſchied, ließ ſich darauf noch an das Feſter fahren, um die Wachparade anzuſehen, und ſtarb kurz darauf mit den Worten: O Eitelkeit! o Eitelkeit!

Zween Täge vor ſeinem Tode ſagte er die Art, wie er begraben ſein wollte, in die Feder.

Ich glaube meinen Leſern ein Vergnügen zu machen, wenn ich ihnen im folgenden Abſchnitt dieſes komiſche, dem wunderlichen Karakter dieſes Königs ganz angemeſſene, Aktenſtük mittheile.

Mein lieber Sohn! **)

„Ich ertheile euch hier die Vorſchrift, wie ihr „mit meinem Körper zu verfahren habt, wenn der „Allerhöchſte mich von dieſer Welt abruft. 1) Sobald „ich todt bin, muß man meinen Körper abwaſchen, „ihm ein weiſſes Hemd anziehen, und auf ein hölzer„nes Bret ausſtrecken. Darauf barbiert und reinigt

*) Ebendaſelbſt.

**) Vie du Roi. Tom. I. pag. 172.

ſeine Gläubiger mit dem Beſcheid ab: Ich will euch lehren, einem Kronprinzen Geld zu leihen. Einige wenige entſchädigte er durch Anſtellung; die meiſten aber verloren alles.

Herr Fiſcher lobt ihn zwar deswegen, und glaubt, daß Friedrich durch dieſe Handlung ſeinen groſſen Geiſt auf einer erhabnen Seite, und eine Scharfſichtigkeit, die Dinge in ihrer wahren Geſtalt zu betrachten, gezeigt habe*) — Ich aber finde weder groſſen Geiſt, noch Scharfſichtigkeit darin, wenn man ſeine Schulden nicht bezahlt, und glaube, daß es einem König immer mehr Ehre mache, wenn er Wort hält.

Auch viele ſeiner alten Lieblinge, blieben unbelohnt; indeſſen erhob er doch den Kammerpräſidenten v. Münchow in den Grafenſtand; weil es vielleicht weniger koſtete, einen Grafen zu machen, als Penſionen zu geben. Schwerin und Katt wurden Grafen und Feldmarſchalls, und die arme Mätreſſe**) die ſeinetwegen durch den Henker geſtäupt ward, und damals an den Verwalter des Fiakeramts in Berlin, verheurathet geweſen, erhielt eine Penſion von hundert Thalern, die ihr allezeit richtig bezahlt wurden — Sie nannte ſich Madam Schommers, war ein langes hageres Weib***), das einer Sibille glich, und gar nicht das Anſehen hatte, die Gnade verdient zu haben, eines Prinzen wegen****) geſtäupt zu werden.

Fried-

*) Fiſchers Geſchichte 1ter Band. Seite 25.
**) Vie de Fréd. Tom I. p. 167.
***) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 75.
****) ebendaſelbſt.

„boiſten erhalten ebenfalls Flöre. Jeder Offizier hat „um Arm und Hut einen Krausflor.“

„(4) Der Leichenwagen, der aus den Marſtäl„len von Berlin zu nehmen iſt, wird gegen die grüne „Treppe geſtellt. Die Köpfe der Pferde ſind gegen „den Fluß gerichtet. — Acht Hauptleute werden mich „nach der Trauerkaroſſe tragen, und dann wieder zu „ihren Diviſionen zurükkehren. Eben dieſe acht „Hauptleute nehmen mich wieder aus dem Wagen, „und bringen mich nach der Kirche.“

„(5) Sobald der Zug angeht, bereitet ſich das „Regiment zum Marſch. Die Tambours ſchlagen „den Todtenmarſch, und die Hoboiſten ſpielen das „bekannte Lied: O Haupt voll Blut und Wun„den. Darauf rükt der Leichenwagen bis zur eiſer„nen Thüre vor. Dort macht er Halt. Das ganze „Regiment defilirt vor dem Wagen. Das erſte Ba„taillon ſtellt ſich vor die Kirche; dann kömmt das 2te „und dann das dritte. Sobald ſie defilirt haben, „geht der Zug weiter. Meine zween Söhne, Wil„helm und Heinrich, bleiben beim Regiment. Ihr, „als mein Erſtgeborner Sohn, werdet mit dem klei„nen Ferdinand nach der Ordnung hinter dem Wa„gen hergehen, ſo wie alle Generals und Offiziere, die „ſich gegenwärtig befinden, und die, da ſie nicht vom „Regiment ſind, dem Zug folgen wollen.

„(6) Dann wird durch die 8 Hauptleute meines „Regiments, wovon ich ſchon geredt habe, mein Leich„nam in die Kirche getragen; und ſie werden zur

„Thüre hineingehen, durch die ich immer zur Kirche „zu gehen pflegte. Auf den Sarg legt man meinen „ſchönſten Kommandodegen, meine ſchönſte Scherpe, „ein Paar vergoldte Sporen, und einen vergoldten „Helm. Dies alles findet man in meinem Zeughaus. „Wenn mich die Hauptleute auf beſchriebene Art „in die Kirche gebracht haben, wird der Sarg, et„was vorwärts der Kuppel, niedergeſezt; dann ma„chen die Hoboiſten und die Orgel ein Muſikſtük von „„ Kompoſition des Organiſten Sidon. Die „Hauptleute, die mich trugen, ſind indeſſen wieder zu „ihren Diviſionen zurükgekehrt. Einige Generäle „und Staabsoffiziere werden mir wohl die lezte Ehre „erweiſen, und mich in die Gruft bringen. Dann „werden vier Kanonen, die man von Berlin kommen „läßt, und die gegen die Plantage gerichtet ſind, „zwölfmal Schuß auf Schuß abfeuern.“

„(7) Ich verbiete, mir eine Leichenrede zu hal„ten; wann aber das Abfeuern vorüber iſt, gehen die „Bataillons auseinander. Die Grenadiers bringen „die Fähne, wohin ihrs befehlen werdet, mein Sohn; „die Compagnien marſchiren nach dem Quartier ih„rer Hauptleute. Man giebt jedem Grenadier zwey „Groſchen, wie zur Exerzierzeit.“

„(8) Abends wird allen Generälen, allen Offi„zieren von meinem Regiment, und den fremden Offi„zieren, die dem Leichenbegängniſſe beiwohnten, im „groſſen Gartenſaal ein Feſt gegeben. Man wird „das beſte Faß Rheinwein anſtechen, daß ich in mei„nem

„nem Keller habe, und bei dieſem Mahl nichts als „guten Wein trinken.“

„(9) Nach 14 Tagen hält man mir in allen Kir„chen meines Staats eine Leichenrede, wo man zum „Text nehmen wird: Ich habe einen guten „Kampf gekämpft. (bonum certamen certavi.) „Ueber dieſen Text predigt man Vormittags; dann „ſingt man das Lied: Wer nur den lieben Gott „läßt walten. Von meinem Leben, meinen Thaten, „und allen Perſönlichkeiten wird kein Wort geſagt. „Aber man ſagt dem Volk, daß ich als ein großer „Sünder ſtarb, und daß ich Gott um Verzeihung „gebeten habe. Kurz ich will nicht, daß man mich „in dieſen Leichenreden herabſetze; aber auch nicht, „daß man mich lobe.“

„(10) Meine Diener bekommen keine Trauerklei„der, ſondern nur einen Flor auf den Hut. Uebri„gens wird meinetwegen keine andere Ceremonie ge„macht. Ich zweifle nicht, mein lieber Sohn, daß ihr „meinen lezten Willen, getreu und mit der größten Ge„nauigkeit erfüllen werdet. Uebrigens bin ich bis in den „Tod, euer getreuer Vater und wohlgewogner König.“

Potsdam den 29ſten Mai 1740.

Friedrich Wilhelm.

Friedrich blieb nicht ganz bei der Vorſchrift ſeines Vaters. Er befahl der Univerſität in Halle, daß ſie dem verſtorbenen König mit großer Feyerlichkeit eine Lobrede halte. Der Doktor Baumgarten

Friedrich wollte ein aufgeklärtes Volk, und erlaubte daher eine uneingeſchränkte Denk- und Preßfreiheit. Er rief Wolfen zurük, dem er bald die gröſte Hochachtung bezeigte, bald aber ſich über ihn luſtig machte*).

Bei dieſer Rükberufung war aber zugleich etwas Eigennuz. Der König glaubte, Wolf werde eine gute Zahl von vornehmen und bemittelten Studenten mit ſich nach Halle ziehen**).

Maupertuis wurde Präſident der Akademie, und Euler Direktor der mathematiſchen Klaſſe. So ſehr er aber die Aufklärung liebte, ſo beſorgte er doch, daß zu viel Licht den Militärgeiſt verderben möchte, wovon Thätigkeit, Mäßigkeit und Subordination die Hauptbeſtandtheile ſind: Friedrich entwarf ſich alſo zween Plane: Er wollte nemlich ſeine Unterthanen als Vater, und ſeine Soldaten als Deſpot***) beherr-

*) Vie de Fréd. Tom. I. p. 200. In ſeinen hinterlaſſenen Schriften ſage er vom Wolf, daß er blos Leibnizens Siſtem widerkaute.

**) Büſching über Fried. Char. Seite 43.

***) Der franzöſiſche Verfaſſer von Friedrichs Leben, erzählt uns Seite 211 eine ſchaudervolle Anekdote von dieſem Deſpotismus. Im erſten ſchleſiſchen Krieg war es in einer gewiſſen Nacht bei Lebensſtrafe verboten Licht im Lager zu haben. Der König ging beim Zelt des Hauptmanns Zietern vorüber und erblikte Licht. Der Unglükliche hatte eben an ſeine geliebte Gemahlin geſchrieben, und war im Begrif den Brief zu verſiegeln — Wißt ihr nicht den Befehl? fragte der König, indem er in das Zelt trat. Der Hauptmann warf

herrſchen. Er blieb aber in der Folge dieſem Plan nicht immer getreu, und behandelte auch ſeine Civiliſten und Geiſtlichen auf gut militäriſch.

Friedrich machte nun eine Reiſe nach Preuſſen und Weſtphalen, um ſich dort huldigen zu laſſen. Auf dieſer lezten Reiſe kam ihm die Luſt, inkognito nach Paris zu gehen. Er nahm den Namen *Dufour* an, und gab ſich für einen böhmiſchen Grafen aus; ſein Bruder Wilhelm nannte ſich einen Grafen von Schafgotſch. Sie kamen aber nur bis Strasburg.

Er beſuchte da den Marſchall von Broglio, beſah die Feſtungswerke und andere Sehenswürdigkeiten. Als er zur Wachparade ging, wurde er von einem Soldaten erkannt, der vormals in preußiſchen Dienſten war — Das verdroß den König; er verließ Straßburg, und dachte nicht weiter an Paris.

Von Strasburg ging der Weg nach ſeinen Staaten in Niederdeutſchland.

Voltär ſagt, daß die Lütticher dem König ſeine Reiſekoſten bezahlten, und erzählt uns ſeine Zuſammen-

warf ſich ihm zu Füſſen, und geſtand ſeinen Fehler. Sezt euch, fuhr der König fort, und ſchreibt noch zu dem Brief, was ich euch angebe — Der Hauptmann gehorcht, und Friedrich ſagt ihm die Worte in die Feder: morgen werd ich auf dem Schafot ſterben. Zietern wurde auch wirklich den folgenden Tag hingerichtet — — — — A. d. H.

Friedrich wollte ein aufgeklärtes Volk, und erlaubte daher eine uneingeſchränkte Denk- und Preßfreiheit. Er rief Wolfen zurük, dem er bald die gröſte Hochachtung bezeigte, bald aber ſich über ihn luſtig machte*).

Bei dieſer Rükberufung war aber zugleich etwas Eigennutz. Der König glaubte, Wolf werde eine gute Zahl von vornehmen und bemittelten Studenten mit ſich nach Halle ziehen**).

Maupertuis wurde Präſident der Akademie, und Euler Direktor der mathematiſchen Klaſſe. So ſehr er aber die Aufklärung liebte, ſo beſorgte er doch, daß zu viel Licht den Militärgeiſt verderben möchte, wovon Thätigkeit, Mäßigkeit und Subordination die Hauptbeſtandtheile ſind: Friedrich entwarf ſich alſo zween Plane: Er wollte nemlich ſeine Unterthanen als Vater, und ſeine Soldaten als Deſpot***) beherr-

*) Vie de Fréd. Tom. I. p. 200. In ſeinen hinterlaſſenen Schriften ſagt er vom Wolf, daß er blos Leibnizens Siſtem widerkaute.

**) Büſching über Fried. Char. Seite 43.

***) Der franzöſiſche Verfaſſer von Friedrichs Leben, erzählt uns Seite 211 eine ſchaudervolle Anekdote von dieſem Deſpotismus. Im erſten ſchleſiſchen Krieg war es in einer gewiſſen Nacht bei Lebensſtrafe verboten Licht im Lager zu haben. Der König ging beim Zelt des Hauptmanns Zietern vorüber und erblikte Licht. Der Unglükliche hatte eben an ſeine geliebte Gemahlin geſchrieben, und war im Begrif den Brief zu verſiegeln. — Wißt ihr nicht den Befehl? fragte der König, indem er in das Zelt trat. Der Hauptmann warf

„einem heftigen Fieberanfall unter einer ſchlechten „Oberdecke ſchwitzte und zitterte.“

„Ich machte ihm meine Verbeugung, und fieng „damit an, daß ich ihm den Puls grif, als wär ich „ſein Leibmedikus. Wie das Fieber vorüber war, „kleidete er ſich an, und ging zur Tafel. Algarot„ti, Kaiſerling, Maupertuis und der Miniſter „des Königs bei den Generalſtaaten, wir waren beim „Supe, wo von Unſterblichkeit der Seele, von Frei„heit, und von Platons Zwittern geſprochen wurde.“

„Während dieſer Zeit beſtieg der geheime Rath „Rambonet ein Miethpferd, ritt die ganze Nacht, „und kam am andern Morgen bei den Thoren von „Lüttich an, wo er im Namen ſeines Königs in „Unterhandlung trat, indeſſen 2000 Mann von „Weſel die Herrſchaft Horn in Kontribution ſetzten, „und auf Koſten des Biſchofs lebten.

„Dieſe ſchöne Expedition hatte einige Rechte „zum Vorwand welche der König auf eine Vor„ſtadt *) zu haben vorgab. Er trug mir auf, an

*) Der König behauptete die Landeshoheit der Baronie Herſtall. Die Unterthanen verweigerten ihm die Huldigung, und der Biſchof, der nur mit einem Poeten zu thun haben glaubte, unterſtüzte ſie in ihrer Huldigungsverweigerung. Die Sache kam vor den Reichstag, bis endlich ein Vergleich bewirkt, und die Landeshoheit für 150,000 Thaler dem Biſchof überlaſſen wurde.

A. d. H.

sammenkunft, die er, zwei Meilen von Cleve, mit dem König hatte, mit seiner ihm eigenen Laune*).

„Ich ging (so sind Voltärs Worte) dem König „meine unterthänige Aufwartung zu machen. Mau„pertuis, der schon seine Aussichten hatte, und von „der Sucht, Präsident einer Akademie zu sein, beses„sen war, hatte sich selbst aufgeführt, und wohnte „mit Algarotti und Kaiserling auf einem Korn„boden dieses Pallastes.

„Ich fand am Hofthor eine Schildwache, welche „die ganze Garde ausmachte. Der geheime Rath „und Staatsminister Ramboner spazierte im Hof „herum, und blies in die Hände. Er trug lange „Manschetten von schmuziger Leinwand, einen durch„löcherten Hut, und eine alte Magistratsperüke, wo„von ein Flügel bis in die Rocktasche hieng, der an„dere aber kaum die Schulter bedekte. Man sagte „mir, daß diesem Manne ein wichtiges Staatsge„schäft wäre aufgetragen worden; und es war „wirklich so.“

„Ich wurde in das Zimmer Sr. Majestät ge„führt, und fand nichts als vier weisse Wände. „Durch den Schein einer Wachskerze wurde ich „in einem Kabinet ein kleines dritthalb Schuh „breites Ruhebette gewahr, auf welchem ein kleiner „in einen Schlafrok von grobem blauen Tuch einge„wikelter Mann lag. Es war der König, der in einem

*) Vie de Fréd. Tom. I. pag. 204.

„einem heftigen Fieberanfall unter einer [illegible]
„Oberdecke schwitzte und zitterte."

„Ich machte ihm meine Verbeugung, und fing
„damit an, daß ich ihm den Puls griff, als wie ich
„sein Leibmedikus. Wie das Fieber vorüber war,
„kleidete er sich an, und ging zur Tafel. Algarot-
„ti, Kaiserling, Maupertuis und der Minister
„des Königs bei den Generalstaaten, wir waren beim
„Supe, wo von Unsterblichkeit der Seele, von Frei-
„heit, und von Platons Zwittern gesprochen wurde."

„Während dieser Zeit beflog der geheime Rath
„Rambouet ein Miethpferd, ritt die ganze Nacht,
„und kam am andern Morgen bei den Thoren von
„Lüttich an, wo er im Namen seines Königs in
„Unterhandlung trat, indessen 2000 Mann von
„Wesel die Herrschaft Horn in Kontribution setzten,
„und auf Kosten des Bischofs lebten.

„Diese schöne Expedition hatte einige Rechte
„zum Vorwand welche der König auf eine Vor-
„stadt *) zu haben vorgab. Er trug mir auf, an
„einem

*) Der König behauptete die Landeshoheit der Baronie Herstall. Die Unterthanen verweigerten ihm die Huldigung, und der Bischof, der nur mit einem Poeten zu thun haben glaubte, unterstützte sie in ihrer Huldigungsverweigerung. Die Sache kam vor den Reichstag, bis endlich ein Vergleich bewirkt, und die Landeshoheit für 150,000 Thaler dem Bischof überlassen wurde. A. d. H.

„einem Manifest*) zu arbeiten, und ich machte ein „so ziemlich mittelmäßiges; denn ich zweifelte nicht, „daß ein König, mit dem ich supirte, und der mich „seinen Freund nannte, jederzeit Recht haben müsse. „Die Sache wurde bald vermittels einer Million**), „die er in vollwichtigen Dukaten forderte, beigelegt.“

Nach dieser Reise wollte Friedrich den Rest des Jahres in Rheinsberg zubringen, um dort die alten Studien wieder vorzunehmen, und sich von der ihm auf seiner Reise nach Westphalen zugestossenen Unpäßlichkeit zu erholen.

Allein Kaiser Karl der Sechste starb, und Europa bekam eine andere Gestalt.

Durch die pragmatische Sanktion, und noch mehr durch die natürlichen Rechte, war Marie Thereſie die Erbin von den weiten Staaten ihres Vaters.

Die Grösse Oesterreichs war für die benachbarten Mächte schon lange ein Gegenstand beständiger Unruhe und Eifersucht. Vorzüglich war es ein Grundsaz des Burbonischen Hauses, Oesterreichs Macht zu schwächen, seine Staaten zu zertrümmern, und die Kaiserwürde davon zu trennen.

Kaiser Karl sah vor, daß seine Erbin mit diesen Feinden zu kämpfen haben würde: daher bemühte

*) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. S. 32.

**) Laut vorhergehender Note waren es nur 150,000 Thlr. A. d. H.

Stand war in äuſſerſter Zerrüttung; kurz, die politiſche Lage der Dinge begünſtigte ganz beſonders die Ausführung ſeiner Plans.

Kaiſer Karl der Sechſte ſtarb im Oktober und im Dezember ſtand König Friedrich ſchon mit 30000 Mann in Schleſien.

Seine eigene Truppen wußten nicht, wohin er ſie führete, bis er ihnen beim Einmarſch in Schleſien durch ein Patent das Räthſel aufſchloß.

*) „Da Schleſien, ſo heißt es darin, die Vormauer von Brandenburg iſt, ſo hat man die Abſicht, dieſe Provinz in Verwahrung zu nehmen, „und ſie wieder diejenigen zu vertheidigen, die auf „die Erbfolge Oeſterreichs Anſpruch machen ſollten. „Man ſezte noch hinzu, daß der König weit davon „entfernt, die Königin von Ungarn durch dieſen „Schritt zu beleidigen, vielmehr die engſte Freundſchaft mit ihr zu unterhalten ſuche, und bereits „dieſerwegen mit ihr in Unterhandlung wär.

Man wußte damal noch nicht, daß Friedrichs Wahlſpruch: *beati poſſidentes* war**), und fieng wirklich an, die Großmuth des Königs zu bewundern, der Muth genug hatte, ſich für die Rechte einer jungen, von allen Seiten verlaſſenen Prinzeßin zu erklären.

*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 41.

**) Unter den lateiniſchen Sprachſchnitzern und Lieblingsſprüchen des Königs war auch das *beati poſſidentes*. S. Büſching, S. 32.

Er gründete seine Ansprüche auf einen Vertrag zwischen Kaiser Karl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten, vermög dessen alle österreichischen Staaten an die Krone Spaniens gelangen sollten, so bald die männlichen Erben dieses Hauses ausgestorben wären.

Karl Churfürst von Baiern, (eigentlich nur das Instrument von Frankreich) behauptete ebenfalls, daß die ganze Erbschaft ihm angehöre, und griff zu den Waffen. Er gründete seine Ansprüche auf das Testament von Kaiser Ferdinand dem Ersten, dessen älteste Tochter Albert den Fünften von Baiern geheurathet hatte. Vermög dieses Testaments sollte die weibliche Linie dieses Hauses von der Erbfolge ausgeschlossen sein, und sämmtliche österreichische Staaten an die Nachkömmlinge von Alberts Gemahlin heimfallen.

August der Dritte König von Polen machte Ansprüche auf Oesterreich, weil er eine Tochter vom Kaiser Joseph zur Gemahlin hatte; und der König von Sardinien verlangte Mailand.

Während diese Mächte ihre Ansprüche auseinander sezten, und geltend zu machen suchten, nahm Friedrich der Zweite einen viel kürzern Weg.

Er glaubte, daß dies der Zeitpunkt wäre, mit seinen 80000 Mann einen Versuch zu machen. Oesterreich war ohne Vertheidigung, sein Finanzzustand

„mächten in eine enge Verbindung treten wolle. 3) „Daß ich meinen ganzen Einfluß verwenden werde, „dem Herzog von Lothringen die Kaiſerwürde zu „verſchaffen, und ſeine Wahl contra quoscunque zu „unterſtützen, ja, ich wage nicht zu viel, wenn ich ſa„ge, daß ich es gewiß durchſetze. 4) Um den da„ſigen Hof in einen guten Vertheidigungsſtand zu „ſetzen, will ich ihm alſogleich zwei Millionen Gul„den im Baaren vorſchieſſen. — — Ihr begreifet „wohl, daß mir für ſo weſentliche Dienſte eine ver„hältnißmäßige Belohnung, und zur Entſchädigung „der dabei laufenden Gefahr, und der Rolle, die ich „übernehmen will, eine anſtändige Sicherſtellung ge„bühre. — Mit einem Wort, ich verlange die Ab„tretung von ganz Schleſien zum Lohn meiner Mühe „und der Gefahren, denen ich mich zur Erhaltung „und zur Ehre des Haus Oeſterreichs ausſetzen will.

Der Wienerhof war nicht gewöhnt, von einem Reichsſtand ſo eine Sprache zu hören. Die Königin von Ungarn hatte es nicht vergeſſen, daß der König von Preuſſen ein Vaſal ihrer Vorfahren war *), und daß Friedrich ihrem Vater ſeinen Kopf verdankte: Sie gab ihm alſo eine Antwort, die ihrer Geburt und der Würde des Erzhauſes, aber freilich nicht ganz den Zeitumſtänden angemeſſen war.

Eigentlich war es der Herzog von Lothringen, der dem König im Namen ſeiner Gemahlin folgen-

*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 42.

Frankreich wurde anfänglich selbst getäuscht, und der Marquis von Beauvoaux so wie Voltär *), dem er drei Monate vorher einen Brief schrieb, worin er Frankreich als den Erbfeind und Räuber von Deutschland betrachtet, waren sicher der Meinung, daß sich Friedrich zu Gunsten Theresiens gegen Frankreich erklären würde.

Doch Friedrich legte bald die Maske der Großmuth ab. Seine Truppen waren schon in Schlesien **), als sein Gesandter in Wien Graf von Gotter der Königin von Ungarn Vergleichsvorschläge machte.

Hier ist die merkwürdige Instruktion, die der König seinem Gesandten ertheilte; sie kann zugleich einen Begriff geben, wie ungefähr Friedrich die auswärtigen Staatsgeschäfte durch seine Gesandten behandeln ließ.

***) „Ihr werdet dem dasigen Hofe sagen, daß „ich 1) bereit bin, die deutschen Staaten des Haus „Oesterreichs mit ganzen Kräften wider alle Angriffe „zu vertheidigen. 2) Daß ich in dieser Rücksicht „mit dem Wienerhof, mit Rußland und den See„mächt

*) Ehemalige Nachrichten zu Voltärs Leben, S. 37.

**) Friedrich sagt im ersten Band seiner hinterlassenen Werke S. 113 scherzweise, daß seine Armee emsiger als die Gesandschaft war, weil sie zwei Tage vor Graf Gotters Ankunft in Wien in Schlesien einrükte. A. d. H.

***) Vie de Frédér. Tom. I. pag. 207.

„mächten in eine enge Verbindung treten wolle. 3)
„Daß ich meinen ganzen Einfluß verwenden werde,
„dem Herzog von Lothringen die Kaiſerwürde zu
„verſchaffen, und ſeine Wahl contra quoscunque zu
„unterſtützen, ja, ich wage nicht zu viel, wenn ich ſa-
„ge, daß ich es gewiß durchſetze. 4) Um den da-
„ſigen Hof in einen guten Vertheidigungsſtand zu
„ſetzen, will ich ihm alſogleich zwei Millionen Gul-
„den im Baaren vorſchieſſen. — — Ihr begreifet
„wohl, daß mir für ſo weſentliche Dienſte eine ver-
„hältnißmäßige Belohnung, und zur Entſchädigung
„der dabei laufenden Gefahr, und der Rolle, die ich
„übernehmen will, eine anſtändige Sicherſtellung ge-
„bühre. — — Mit einem Wort, ich verlange die Ab-
„tretung von ganz Schleſien zum Lohn meiner Mühe
„und der Gefahren, denen ich mich zur Erhaltung
„und zur Ehre des Haus Oeſterreichs ausſetzen will.

Der Wienerhof war nicht gewöhnt, von einem Reichsſtand ſo eine Sprache zu hören. Die Königin von Ungarn hatte es nicht vergeſſen, daß der König von Preuſſen ein Vaſal ihrer Vorfahren war *), und daß Friedrich ihrem Vater ſeinen Kopf verdankte: Sie gab ihm alſo eine Antwort, die ihrer Geburt und der Würde des Erzhauſes, aber freilich nicht ganz den Zeitumſtänden angemeſſen war.

Eigentlich war es der Herzog von Lothringen, der dem König im Namen ſeiner Gemahlin folgen-

*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 42.

de Antwort ertheilte: *) „Der König von Preuſſen „iſt als Fürſt des deutſchen Reiches, und als Ga„rant der pragmatiſchen Sanktion zu der Hilfe ver„pflichtet, die er der Königin von Ungarn anbot. — „Die Königin iſt bereits mit Rußland und den See„mächten verbunden, auf derer Unterſtützung ſie „rechnen kann. — Nach der goldenen Bulle muß „die Kaiſerwahl frei ſein — Die zwo von dem „Könige angebotene Millionen wären kaum zur Ver„gütung des Schadens hinlänglich, den die preußi„ſchen Truppen in Schleſien angerichtet hatten. — —

Zu gleicher Zeit ließ Thereſie durch ganz Schleſien ein Manifeſt ergehen, worin ſie die Unternehmung des Königs für wirkliche Feindſeligkeit erklärte, und verlangte, daß die fremden Truppen ihre Staaten verlieſſen. Die Unterhandlungen hatten alſo ein Ende. Der König ſchikte ſich an, ſeine Vorſchläge in Forderungen zu verwandeln und durch Gewalt geltend zu machen.

Sein Kanzler Ludwig von Halle, der im Rufe ſtand, Anſprüche zu finden, wo keine wären, mußte ein ſehr feines **) und auf Schrauben geſetztes Manifeſt ausarbeiten; allein bevor der Kanzler noch die Materialien geordnet hatte, war Friedrich bereits im Beſitz eines großen Theils von Schleſien. Er glaubte nicht, daß es nöthig ſei, erſt ſein Recht erweiſen zu müſſen, wenn man der Stärkere iſt.

Frieds

*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 42.
**) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 43.

preußiſcher Gewalt. Glogau, Brieg und Neiß vertheidigten ſich tapfer.

Breslau ergab ſich in der Hofnung, daß man es eine Art von Neutralität werde beobachten laſſen. Es wurde auch am 2ten Jenner 1741 ein Neutralitätsvertrag*) unterzeichnet; aber Friedrich war kaum in die Stadt eingerükt, ſo befahl er ſchon den ſämmtlichen Gliedern der öſterreichiſchen Oberamtsregierung ſich binnen 24 Stunden auf ihre Güter zu entfernen**). Der Biſchof von Breslau Graf Ludwig v. Sinzendorf wurde auf ſeinem Schloß Ottmachau mit 50 Mann aufgehoben, weil er mit den Feinden des Königs (das heißt: mit ſeiner rechtmäßigen Suveränin der Königin von Ungarn) eine unerlaubte Korreſpondenz unterhielt, und der Präſident der öſterreichiſchen Oberamtsregierung Graf v. Schafgotſch mußte auf des Königs Befehl ganz Schleſien verlaſſen.

Um aber auf der andern Seite wieder die Gemüther zu gewinnen, begünſtigte er die proteſtantiſche Geiſtlichkeit und gab den Damen prächtige Feſtins und Bälle. Man kann ohne Scherz ſagen, daß

*) Friedrich geſteht, daß blos der Eifer für die lutheriſche Religion, und ein enthuſiaſtiſcher Schuſter ihm zur Stadt Breslau verhalfen, da dieſer das Volk aufwiegelte, den Magiſtrat zu zwingen, einen Neutralitätsvergleich mit Preuſſen zu unterzeichnen. S. erſter Band, Geſchichte meiner Zeit, S. 119.

**) Fiſchers Geſchichte, erſter Theil S. 60.

daß Friedrich mehr durch Feſtins und Minuets *) die Herzen der Schleſier erobert habe, als durch das Schreken der Waffen.

Der König kehrte nach Berlin zurük, um die Mark wider einen Einfall von Seiten Hanovers zu deken. Der alte Fürſt Leopold v. Deſſau bezog an den Gränzen ein Lager von 30,000 Mann.

Die Winterquartiere waren aber ſehr kurz. Mit Ende Februars war der König wieder in Schleſien, und zwiſchen dem 8 und 9 Merz ward Glogau durch den Erbprinzen von Deſſau mit Sturm erobert.

Die preußiſche Armee war nun auf 60,000 Mann angewachſen; Oeſterreich konnte kaum 25,000 auf die Beine bringen. Der Feldmarſchall von Neuperg führte ſie mit Anfang Aprils aus Mähren über die Neiße nach Schleſien. Den 9ten war er bis Brieg vorgerükt. Seine Abſicht war, ſich der Magazine und des groben feindlichen Geſchüzes zu bemeiſtern, das in dieſer Gegend ſtand. Er kam etwas zu ſpät. Am 10ten geſchah die Schlacht bei Mollwiz. Die öſterreichiſche Kavallerie that Wunder der Tapferkeit. General Römer, der ſie anführte, warf den rechten preußiſchen Flügel über den Haufen. Der preußiſche General v. Schulenburg fiel an der Spize ſeiner Truppen; alles wich, und

*) Vie de Frédér. Tom. I. p. 51.

und die Schlacht ſchien verloren. Endlich brachte der Feldmarſchall Schwerin durch unausgeſeztes Feuern (die Oeſterreicher hatten nur 16, die Preuſſen 50 Kanonen*) die öſterreichiſche Infanterie in Unordnung; zugleich ward auch der General Römer durch eine Kugel erſchoſſen, und ſo blieben endlich die Preuſſen nach einem fünfſtündigen Gefechte Herren vom Schlachtfeld.

Der König, der das Kanonenfeuer noch nicht gewöhnt war, hielt die Schlacht für verloren, und floh beim erſten Angriff bis nach Oppeln zwölf Stunden vom Schlachtfeld. Ein öſterreichiſcher Huſar**) ſezte ihm nach, und war ihm nahe auf dem Hals, als ſich der König mit den Worten umkehrte: Laß mich Huſar, es ſoll dir gut zu ſtehen kommen — der Huſar erkannte nach der Beſchreibung, daß es der König war, und ließ den Säbel mit den Worten fallen: Topp! nach dem Krieg — Auf Wiederſehen, ſagte der König, und ſprengte fort. Dieſer Huſar ward in der Folge General in preußiſchen Dienſten, Chef eines Huſarenregiments, und Ritter des groſſen Ordens. Er hieß Paul Werner.***)

Friedrich brachte die Nacht unweit Ratibor an der polniſchen Gränze auf einer Mühle zu****). Er war in Verzweiflung, bis ein Jäger aus dem Lager von

*) Fiſcher, erſter Thl. S. 67.
**) Vie de Fréder. Tom. I. p. 212.
***) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 212.
****) Ebendaſelbſt.

Durch dieſen Friedensvertrag erhielt der König ganz Ober- und Niederſchleſien ſammt der Grafſchaft Glaz, mit Ausnahm der Fürſtenthümer **Teſchen, Troppau** und **Jägerndorf**, und was jenſeits des **Opaſtroms** gelegen iſt. Die Unterthanen hatten durch fünf Jahre die Erlaubnis ohne Abzuggeld in die öſterreichiſchen Staaten auszuwandern, und der König übernahm die auf Schleſien haftende Schulden.

Sachſen nahm dieſen ohne ſeine Theilnehmung geſchloſſenen Frieden ſehr übel auf, und fiel von Preuſſen ab. Auch am franzöſiſchen und baieriſchen Hof verurſachte dieſer Friede große Beſtürzung. **Nun iſts um meine Armee in Böhmen geſchehen***), rief König **Ludwig**, als er dieſe Nachricht vernahm.

Als **Friedrich** mit 30,000 Mann und dem viertägigen Fieber zur Eroberung von Schleſien auszog, ſagte er zum Marquis von **Beauveau**: **Ich werde ſtatt Ihrer ſpielen **), bekomme ich die Aſſe, ſo wollen wir theilen.**

Friedrich ſpielte auch wirklich eine glückliche Partie; aber die Aſſe wurden nicht getheilt.

Ewig merkwürdig iſt folgendes Selbſtgeſtändniß des Königs ***):

„Ich

*) Fiſcher erſter Theil Seite 107.

**) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben Seite 38.

***) Fiſcher erſter Theil Seite 90.

gefolgt. Um die Schlacht recht bequem zu ſehen, ſtieg er auf einen Baum. Wie er am beßten damit beſchäftiget war, beide Armeen zu beobachten, kam ein Trupp Oeſterreicher Huſaren in vollem Lauf in die Gegend hin. Der arme, vom Schrecken durchdrungene Akademiker ſprang vom Baum herab, und ſchwang ſich auf ſein Pferd, um aus dem Staub zu kommen; das Huſarenpferd aber hatte bereits ſeine alten Kameraden gewittert, und ſtürzte ihnen nach, was ſich auch der Präſident der Akademie für Mühe gab, es aufzuhalten. Die Huſaren, die den von Furcht halb todten Akademiker ankommen ſahen, nahmen ihm ſein grünes Kleid, ſeine Uhr, ſeinen Ring und eine ſilberne Tabakier ab, und hingen ihm dafür einen zerlumpten Mantel um. Zum Glük erkannte ihn der Fürſt von Lichtenſtein,*) der ihn ſchon in Paris geſehen hatte, und befreite ihn aus den Händen der Huſaren.

Marie Thereſie war ſo großmüthig,**) dem König ſeinen gefangenen Präſidenten der Berliner akademie wieder zurük zuſchicken.

Nach der Schlacht bei Mollwiz wurde Europa etwas aufmerkſamer auf Preuſſen. Bisher hatte man

*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 214.

**) Eigentlich geſchah es aus Erkenntlichkeit für die Loslaſſung des Biſchofs von Breslau.

A. d. H.

man über die groſſen Soldaten *) die blauen Röcke, und die weißgepuderten Haare nur geſcherzt.

Man fand nun, daß ein Schaz von 72 Millionen, und 80,000 Mann wohl geübte Truppen in den Händen eines eroberungsſüchtigen Prinzen ein gefährliches Inſtrument ſeie.

Die Hauptmacht von Europa war damal zwiſchen Oeſterreich und das Burboniſche Haus getheilt. Es kam nun auf Preuſſen an, dieſem oder jenem Theil das Uebergewicht zu geben.

Rußland, England und Holland beeiferten ſich, zwiſchen dem König und Thereſien einen Vergleich zu bewirken, und Friedrich von einer Allianz mit den Feinden des Erzhauſes abzubringen.

Man ſchlug ihm vor, Schleſien zu räumen, und verſprach, ihn für ſeine Anſprüche zu befriedigen; allein Friedrich hatte keine Luſt etwas fahren zu laſſen, was er bereits in Händen hatte; noch weniger wollte er den zweifelhaften Weg der Unterhandlungen, dem Weg der Waffen vorziehen, der ihm viel kürzer und viel ſicherer ſchien.

Er gab alſo lieber den Höfen von Verſailles, München und Dresden Gehör, die alle die Verkleinerung des Haus Oeſterreichs und Karls Erhebung zum Kaiſerthron zur Abſicht hatten.

Der Herzog von Belle-isle, der alſogleich nach der Schlacht bei Mollwiz in das preußiſche Lager kam, war die Haupttriebfeder dieſes Projekts, das

*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 56.

auch, wenigſtens in Rükſicht der Kaiſerwahl durchgeſezt wurde.

Der ſchleſiſche Krieg ging alſo ſeinen Gang fort. Den 7ten Mai ergab ſich Brieg an die Preuſſen. Der König war nun Herr von Niederſchleſien bis auf Breslau und Neiß.

Sein Genie gab ihm eine Liſt ein, ſich troz des Neutralitätsvertrags, von Breslau Meiſter zu machen. Man gab dieſer Stadt Schuld, daß ſie mit dem Feind in Verſtändnis ſtünde; man wollte ſogar Briefe*) aufgefangen haben; die ſie an den General Neuperg geſchrieben haben ſoll — Freilich hatte das ganze Ding einige Aehnlichkeit mit der Fabel, wo das Lamm vom Wolfe angeklagt wurde, daß es ihm die Quelle trüb gemacht habe, da es doch oben an der Quelle getrunken hatte; allein, Friedrich wollte einmal Breslau haben, und Friedrich war der Stärkere —

Er ließ am 9ten Auguſt Nachts bei 8000 Mann in die Vorſtädte, und am andern Morgen in die Stadt rüken. Man gab vor, daß die Truppen

*) Nach Friedrichs eigenen Worten (I. Band S. 151 ſeiner hinterlaſſenen Schriften) waren es einige alte Dathen, die durch Mönche korreſpondirten, und die der ſchwärmeriſche Religions-Geiſt, und (wie Friedrich ſehr höflich ſich ausdrükt) der öſterreichiſche Stolz für die Königin von Ungarn einnahmen.

Wenn der König in ſeinen alten Tagen über Tiſch dieſe That im luſtigen Tone erzählte, welches oft geſchah, ſo ſah er gern, daß die Gäſte und die herumſtehenden Pagen und Bediente laut darüber lachten.

Auf eine ähnliche Art hat er zu Nauen durch den damaligen Premierlieutenant v. Gräben den Diakonus und ſeine Frau aus dem Bett jagen und in Todesangſt ſetzen laſſen.

Im mittlern Alter neigte ſich ſeine Gemüthsart zwar mehr zu feurigen Unternehmungen, und in ſeinen ältern Jahren zu ſtrengen *) und heftigen Handlungen; indeſſen ſchlug doch ſein Hang zu beiden erſtern Vergnügungsarten ſichtbar durch.

Das Kriegsgetümmel konnte ſeinen Geſchmak zur Lektüre und Muſik, und den Hang zum Sinnlichen nicht auslöſchen. Er ließ, während er Thereſien eine Stadt ihres Erbes nach der andern wegnahm, in Berlin ein prächtiges Opernhaus bauen. Sänger und Sängerinnen wurden aus Italien, Tänzer und Tänzerinnen aus Paris verſchrieben. Sie waren beſſer bezahlt als ſeine Miniſter **).

Voltäre erzählt, daß zu ſeiner Zeit die einzige Sängerin Barbarini 32,000 Livres Gehalt bekam. Der König ließ dieſe Tänzerin durch ſeine Soldaten von Venedig entführen. Er ſoll ein we-

nig

*) Friedrichs Karakter, von Büſching S. 19.

**) Vie du Roi, Tom. I. pag. 172.

ſchwerſten Bagagewägen gegen die Thöre und Brüken geſtellt, und ſo war alle Mühe vergebens.

In einer Stunde waren alle Gaſſen voll Soldaten, und um 8 Uhr früh war die Stadt gänzlich in preußiſcher Gewalt.

Die Preuſſen beſetzten das Rathhaus mit allen Zugängen, und entwaffneten die auf den Poſten ausgeſtellte Bürger und Stadtſoldaten.

An dem nämlichen Tag ließ der Feldmarſchall Schwerin den Magiſtrat und die vornehmſten Bürger auf das Rathhaus fordern. Er ſetzte in den gnädigſten Ausdrükken die Urſachen auseinander, die Se. Majeſtät den König bewogen hätten, den Neutralitätsvertrag aufzuheben; verſicherte die Bürger des königlichen Schutzes, und aller nur möglichen Gnaden, und ſchloß damit, daß ſie nun den Huldigungseid ablegen möchten.

Die Bürger von Breslau konnten dieſen verbindlichen Manieren nicht wiederſtehen*), und ſchwuren den Eid der Treue. In dem Augenblik hieb man den kaiſerl. öſterreichiſchen Adlern den einen Kopf weg, um preuſſiſche Adler daraus zu machen**). Man warf Geld unter das Volk aus, und ſang das Te Deum. — —

Nur das Domkapitel, und das Kollegial-Stift zum heiligen Kreuz wollten, theils wegen ihren Beſitzungen in Böhmen und Mähren, theils weil ſie

*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 59.
**) Ebendaſelbſt.

behaupteten, mit einem Könige von Böhmen huldigen zu müssen, sich zu keiner Ablegung des Eides verstehen *). Friedrich ließ daher ihre Güter in Beschlag nehmen, und ihnen anzeigen, Breslau und ganz Schlesien binnen 48 Stunden zu verlassen.

Die Oesterreicher zogen mit dem größten Theil ihrer Macht gegen Schweidniz, wo die Preussen ein Magazin hatten. Sie lagerten sich bei Frankenstein, um die Gemeinschaft abzuschneiden. Ihre Lage war so gut gewählt, daß der König sie nicht angreifen konnte. Er suchte sie also aus ihrer Lage zu bringen, und marschirte den 8ten Septbr. über Töpliwoda und Münsterberg in die Gegend von Neiß; wobei er einen Theil der Bagage verlor.

Die Oesterreicher waren ebenfalls aufgebrochen, und lagerten sich dem König gegenüber abermal so vortheilhaft, daß er nicht über die Neiß setzen konnte. Er nahm also sein Lager bei Neuendorf, und ging endlich den 26 September ungehindert über diesen Fluß.

Der König suchte die Oestreicher mehrmal zu einer Schlacht zu bringen; allein diese wollten kein Treffen, und zogen sich den 17 Oktober nach Jägerndorf zurük.

Neiß

*) Fischers Geschichte 1ter Theil S. 75.

Neiß war nun ſeinem Schikſal überlaſſen, und ergab ſich den 31 Oktober.

Nach Eroberung dieſer Feſtung empfieng der König den 7 November die Landeshuldigung in Breslau, und nahm den Titel, ſouveräner Herzog in Ober- und Niederſchleſien an.

Man hatte bei dieſer Ceremonie das Reichsſchwert vergeſſen. Der König zog ſeinen eignen Degen, und gab ihn dem Feldmarſchall von Schwerin, der dann den Vaſallen den Knopf davon zu küſſen gab *). Den Adel gewann er durch leere Titel **), die dem Ehrgeiz ſchmeicheln, ohne Verdienſt vorauszuſetzen. Er machte Fürſten, Grafen und Barone, theilte Kreutze, Bänder und Kammerſchlüſſel aus, und gab einigen die Erlaubniß, an Ceremonietägen 6 Pferde vor ihre Kutſchen zu ſpannen. — —

Er ließ den Katholiken ihre freye Religionsübung. Die Proteſtanten erhielten neue Kirchen und neue Prieſter, wann ſie es bezahlen konnten, und der König wohnte, um ſeine Toleranz oder Indifferenz zu bezeugen, einer proteſtantiſchen Predigt, und einer katholiſchen Meſſe bei ***).

Es ſchien mit Marie Thereſen auf das äuſſerſte gekommen zu ſein. Ober- und Niederſchleſien war

*) Fiſcher erſter Theil Seite 79.

**) Vie de Fred. I Tom. pag. 63.

***) Vie de Fred. Tom. I. pag. 63.

Böhmen ward gänzlich von allen Feinden befreit, und im April 1743 ließ ſich Thereſie zu Prag krönen.

Ihre Truppen hatten Baiern erobert, und ſich mit der engliſchen Armee vereiniget. Den 26 Julius wurden die Franzoſen bei Detlingen geſchlagen und über den Rhein zurükgetrieben.

Karl der Siebente verlor ſein Kurfürſtenthum. Gerührt durch ſein Unglük und aus Achtung gegen ſeine Würde verſchafte ihm der engliſche General Lord Stair einen ſichern Aufenthalt zu Frankfurt am Main. Sein Schickſal war bedauernswürdig, und dieſer Fürſt wurde nur zu ſehr dafür geſtraft, daß er ſich zum Werkzeug von Frankreich*) brauchen ließ.

Seine geſchwächten Truppen erklärten ſich neutral. Sein eigner Bruder, der Kurfürſt von Kölln**), nahm Hilfsgelder von Engeland an, und trat auf Oeſterreichs Seite.

Der Verein zu Worms hatte Thereſien am König von Sardinien einen neuen Freund gewonnen.

*) Vie de Fréd. II. Tom. I. p. 89.

**) Friedrich, der von allen übrigen Fürſten (nur von ſeiner eigenen werthen Perſon nicht) mit Verachtung ſpricht, ſagt im erſten Band ſeiner Schriften Seite 65., daß der Kurfürſt von Kölln mit ſeinen Truppen Gewerb trieb, wie ein Ochſenhirt mit ſeinem Vieh — — und Friedrich (könnte man ſagen) führte die Seinigen, beſonders bei Kollin, wie ein Metzger zur Schlachtbank.

A. d. H.

Indeſſen fuhr Engeland noch immer fort, dieſer unglüklichen Fürſtin wenigſtens durch geheime Kunſtgriffe der Politik*) zu nützen. Er ſuchte unter den verbundenen Feinden Thereſiens, Trennung und Eiferſucht zu erregen. Die Polen beredete man, daß dieſer Krieg auf die Unterdrückung der katholiſchen Religion abziele, und die katholiſchen Reichsſtände, daß des Königs Abſichten auf die Bisthümer Hildesheim und Würzburg gingen.

Allein ich glaube, man würde den Engeländern zu viel auf — Der glükliche Fortgang von Friedrichs Waffen, und noch mehr die Art, wie er mit Thereſien umging, mußten ja, ohne alle engliſche Triebfeder, unter ſeinen mitverbundenen Freunden, Eiferſucht und Mistrauen erregen.

Man kann es daraus ſchlieſſen, daß Frankreich dem Wienerhof einſeitige Friedensvorſchläge thun ließ **). Die franzöſiſchen Generäle hatten den heimlichen Befehl, nichts zu wagen, und ſich nicht mit der preußiſchen Armee zu vereinigen — Der Abbe von St. Pierre durfte ungeahndet und recht hämiſch die Grundſätze des Antimachiavells mit des Königs Betragen gegen das Haus Oeſterreich vergleichen —

*) Fiſcher, erſter Theil. Seite 82.

**) Der Kardinal Fleuri ſchrieb der Königinn von Ungarn, daß ihr ſein König Schleſien und Mähren garantiren wolle, wenn ſie Kaiſer Karl dem Siebenten Böhmen und einen Theil von Oberöſterreich abtreten würde.

Vie de Fréd. Tom. I. p. 219.

und dies alles konnte doch unmöglich ein polit. Kunſtgriff der Engeländer ſeyn.

So viel bleibt in Rükſicht auf Engeland gewiß, daß Graf Hyndfort die äuſſerſten Kräfte anwende, einen Vergleich zu Stande zu bringen, und Preuſſen von ihrem mächtigſten Feind *) zu befreien.

Er bot dem König in ihrem Namen Schleſien an. Friedrich, der, wie er ſich ausdrükt, Doppelzüngigkeit **) der Engländer und Oeſterreicher kannte, wollte lange kein Gehör geben. Endlich ward auf dem Schloß Klein Schnellendorf eine Zuſammenkunft gehalten. Graf Hyndfort unterzeichnete die Präliminarien, und Friedrich gab dem Feldmarſchall von Neuperg in Gegenwart des Generalmajors von Lentulus ***) mündlich die Verſicherung darüber.

Ganz Europa ertönte von der Nachricht, daß der Friede zwiſchen Preuſſen und Oeſterreich geſchloſſen wär; allein Friedrich fand ſeine Konvenienz dabei die mündlich gegebene Verſicherung nicht zu halten.

Da

*) Fiſcher erſter Theil Seite 83.

**) Man ſehe den erſten Band S. 165, von ſeinen hinterlaſſenen Werken. Wenn es nicht Friedrich der Einzige wäre, ſo möchte ich ſagen: es war preuſſiſche Impertinenz, zwo ehrwürdige Nationen doppelzüngig zu nennen, nachdem man ſelbſt durch doppelzüngige Antworten den guten Hyndfort ſo lang aufzogen hat.

***) Fiſcher. S. 84.

Das Glük der öſterreichiſchen Waffen hatte Friedrichs Eiferſucht erregt. Er zitterte für Schleſien, und ſein Gewiſſen ſagte ihm, daß er von dieſem Haus, wenn es zu ſeiner vorigen Gröſſe hinanſtieg, mit Recht alles zu fürchten habe.

Den 9 Auguſt ging der preußiſche Geſandte von Wien ab. Den 10 übergab man in Berlin allen fremden Geſandten eine Schrift, worin die Urſachen auseinander geſezt waren, die den König zur Unterſtüzung des Kaiſers bewogen.

In dieſer Schrift wirft man der Königin von Ungarn die Grauſamkeiten*) vor, die ihre Truppen in den Erblanden des Kaiſers ausübten: man gab ihr Schuld, daß ſie die deutſche Freiheit über den Haufen werfen, und ſowohl Deutſchland, als den Reichsfürſten die Ketten des Despotismus**) anlegen wolle. — — Am Ende der Schrift hieß es: **Der König verlangt nichts für ſich. Er hat nur die Waffen ergriffen, um Deutſchland ſeine Freiheit, dem Kaiſer ſeine Würde, und Europa ſeine Ruhe wieder zu geben.**

*) Sie übten in der That die abſcheulichſten Grauſamkeiten aus. Es war aber auch grauſam, einer Fürſtin mit Gewalt Länder zu nehmen, die man ihr vorher garantirt hatte. A. d. H.

**) In Friedrichs Mund klingt ſo ein Vorwurf etwas ſonderbar. A. d. H.

Der Wiener Hof hingegen antwortete: daß König Friedrich einen ganz andern Beweggrund zur Ergreifung der Waffen habe. Um dies zu beweisen, publizirte er einen geheimen Artikel des Frankfurter-Vereins, worinn der König sich anheischig macht, Böhmen für Karl den Siebenten zu erobern, der ihm aber für die Kriegskosten die Königgrätzer- Bunzlauer- und Leutmeritzerkreise überlassen sollte.

Das hieß nun freilich der Uneigennützigkeit des Königs die Maske abziehen.

Herr Fischer, Friedrichs unerschöpflicher Lobredner, bekennt selbst die Richtigkeit *) dieses geheimen Artikels; der König aber wollte zeigen, daß er wenigstens die erste Regel der Rechte verstünde **), und — läugnete. ***)

Da Oesterreich keinen Feind mehr im Lande zu bekriegen hatte, so eilte es dieselben bis ausserhalb seiner Gränzen zu verfolgen.

Prinz

*) Friedrichs Geschichte, 1ter Theil. Seite 125.

**) Si quid fecisti, nega —

***) Le Roi nia publiquement l'existence de cet article secret. *Vie de Fred.* p. 93. Indessen führt ihn Friedrich doch selbst in seinen Schriften, im 2ten Bnd, Seite 66 an, und gesteht also nach seinem Tode, was er bei Lebzeiten läugnete.

A. d. H.

Der Sieg war ſchon ganz auf öſterreichiſcher Seite. Sie hatten bereits 16 Fahnen erobert, und über 1500 Kriegsgefangene gemacht. Allein die öſterreichiſche Reuterei verſah es, daß ſie ſich mit der Plünderung des Lagers zu lang aufhielt. Der König gewann dadurch Zeit, den rechten Flügel ſeiner Infanterie mit 15 Kanonen ſchnell auf eine Anhöhe vorrücken zu laſſen, und dies verſchafte ihm den Sieg. Die öſterreichiſche Infanterie konnte ſich nicht mehr halten, und ergriff die Flucht.

Prinz Karl, der bei 4000 Mann verloren hatte, zog ſich bis Willimov zurück; der König aber, deſſen Verluſt nicht weniger betrug, blieb bei Kuttenberg.

Die Frucht dieſer Schlacht war der Breslauer-Friede. Das zweideutige Betragen der Sachſen, die Treuloſigkeit der Franzoſen, vielleicht auch ein geheimes Gefühl, daß dieſer Krieg, wenn er ihn für ſich allein fortführen müßte, doch einen üblen Ausgang nehmen könnte, machten den König zum Frieden geneigter.

Graf Hyndsfort fand nun mit ſeinen Vorſchlägen ſchon mehr Gehör. Den 11 Juni waren bey aller Gegenbemühung des Herzogs von Belleisle, die Präliminarien zu Stande gebracht, und am 28 Juli ward der Friede in Berlin unterzeichnet.

Durch

Durch diesen Friedensvertrag erhielt der König ganz Ober- und Niederschlesien sammt der Grafschaft Glaz, mit Ausnahm der Fürstenthümer Teschen, Troppau und Jägerndorf, und was jenseits des Opastroms gelegen ist. Die Unterthanen hatten durch fünf Jahre die Erlaubnis ohne Abzuggeld in die österreichischen Staaten auszuwandern, und der König übernahm die auf Schlesien haftende Schulden.

Sachsen nahm diesen ohne seine Theilnehmung geschlossenen Frieden sehr übel auf, und fiel von Preussen ab. Auch am französischen und baierischen Hof verursachte dieser Friede große Bestürzung. Nun ists um meine Armee in Böhmen geschehen*), rief König Ludwig, als er diese Nachricht vernahm.

Als Friedrich mit 30,000 Mann und dem viertägigen Fieber zur Eroberung von Schlesien auszog, sagte er zum Marquis von Beauvean: Ich werde statt Ihrer spielen **), bekomme ich die Asse, so wollen wir theilen.

Friedrich spielte auch wirklich eine glückliche Partie; aber die Asse wurden nicht getheilt.

Ewig merkwürdig ist folgendes Selbstgeständniß des Königs ***):

„Ich

*) Fischer erster Theil Seite 107.

**) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben Seite 38.

***) Fischer erster Theil Seite 90.

„Ich fürchte Ihnen zu ſchreiben, ſagt er in ſei„nem Brief an Voltären; denn ich habe Ihnen nur „ſolche Neuigkeiten zu berichten, um die Sie ſich „nicht viel bekümmern, oder die Sie ganz verab„ſcheuen. Wenn ich Ihnen zum Beyſpiel erzählte, „daß zwey Völker aus verſchiedenen Gegenden „Deutſchlandes das Innere ihrer Wohnungen ver„laſſen haben, um andern Völkern die Hälſe zu bre„chen, deren Namen ſie nicht einmal kennen, und „die ſie in einem entfernten Lande aufſuchen müſſen, „und das blos aus dem Grund, weil ihr Oberherr „mit einem andern Fürſten einen Bund gemacht hat, „einen dritten zu erwürgen, ſo würden Sie mir ant„worten: was ſind doch das für Narren, für „Wahnwizige, für Unſinnige, daß ſie ſich ſo „dem Eigenſinn und der Grauſamkeit ihres „Oberherrn überlaſſen?“

„Wenn ich Ihnen nun weiter erzählte, daß wir „uns rüſten, einige mit großen Koſten erbaute Mau„ern zu zerſtören, daß wir da ernbten, wo wir nicht „geſäet haben, und daß wir da den Herrn ſpielen, „wo Niemand ſtark genug iſt, uns zu wiederſtehen, „ſo würden Sie ausrufen: Ach! ihr Barbaren! „ihr Mordbrenner! ihr Unmenſchen! — — „— — — — — — — — — — — „— — —“

„Weil ich nun ſchon vorausſetze, was Sie mir „darauf antworten werden, ſo will ich nichts weiter „davon gedenken, ſondern Ihnen blos melden, daß

„ein

„Aber mir deucht, ich bediene mich zu vieler Freiheit, und laſſe mich auf einzelne Umſtände ein, worin Sie mir bereits Lehren gegeben haben. Ich hoffe, daß ſie mir meine Freiheit um der Aufrichtigkeit meiner Abſicht willen vergeben, und nach den Beweiſen, die ich Ihnen geben werde, an der Freundſchaft nicht zweifeln, mit welcher ich bin — — — u. ſ. w.

Dieſer Brief iſt gewis ſehr merkwürdig. Wir erſehen daraus, daß das Hauptgeheimnis von Friedrichs Kriegskunſt, im Angreifen beſtand, und daß er eine ſtarke Anlage hatte, die Könige wie ſeine Soldaten und Miniſters zu ſchulmeiſtern.

Ludwig antwortete dem König auf ſeiner Reiſe nach Mez, daß er feſt entſchloſſen wäre, für ſeine Bundesgenoſſen, wie für ſich ſelbſt zu ſtreiten. Er ließ ihn verſichern, daß die Kriegszucht unter den Franzoſen vollkommen hergeſtellt ſei; daß man dem Prinz Karl auf dem Fuße nachfolgen, und den Kaiſer in den Stand ſetzen würde, nach Baiern zu gehen. Belleiſle ſollte nach Friedrichs Verlangen mit einem Trupp die baieriſche Armee verſtärken. Während dieſe vorrükte, wollte man Freiburg belagern, und nach deſſen Eroberung die mainziſchen und kölniſchen Länder beſetzen, wobei man die kaiſerlichen Staaten nicht aus den Augen laſſen würde — — Das war der Plan, nach welchem die Kriegesflamme neuerdings [illegible] Europa lodern ſollte — um, wie Friedrich [illegible] die Ruhe zu geben — — — — —

[illegible] des erſten Bändchens.

„wenn das mir Beyfall zulächelt, kann erſt bin ich „zufrieden.“

Wie läßt ſich dieſe philoſophiſche Denkungsart mit dem Ehrgeiz, und der Vergrößerungsſucht dieſes Königs zuſammen reimen? Doch es ſagte es ja ſchon ſein Freund Voltär, daß Friedrich immer anders handelte*), als er ſprach und ſchrieb — —

Die ſanguiniſch-choleriſche Natur des Königs machte ihn in ſeiner Jugend ſehr geneigt zu ſinnlichen und wohl auch ausſchweifenden Vergnügungen. Herr Büſching erzählt uns von der lezten Art**) einige Anekdoten.

Ein Feldprediger war einſt ſo unbedachtſam in ſeinen Predigten, auf Friedrich, als er noch Kronprinz war, zu ſticheln. Um ihn dafür zu ſtrafen, ging Friedrich mit den jungen Offizieren des Regiments nach des Feldpredigers Wohnung. Erſt wurden ihm die Fenſter in der Schlafkammer eingeſchmiſſen, dann Schwärmer in die Kammer geworfen, und der arme Feldprediger mit ſeiner ſchwangern Frau aus dem Bette in den Hof, und zulezt in die Miſtpfütze gejagt.

Wenn

*) Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben Seite 38.

**) Charakter von Friedrich dem 2ten. Seite 40.

Nach geschlossenem Frieden nahm Friedrich grosse Verbesserungen mit seinen Truppen vor. Er hatte während dem schlesischen Kriege, und vorzüglich in der Schlacht bei Mollwiz und Czaslau wichtige Fehler an ihnen entdekt. Eigentlich mag es ihm darum zu thun gewesen sein, sich im Besiz von Schlesien fest zu setzen. Er wußte aus der Geschichte Karls des 12ten*), daß es leichter sey, Länder zu erobern, als sie zu behalten.

Im August besuchte er die Bäder zu Aachen, besah nach vollendeter Brunnenkur die westphälischen Regimenter, machte auf seinem Weg dem braunschweigischen Haus einen Besuch, und kam im September wieder nach Potsdam zurück.

Mit Anfang 1744 ging er nach Schlesien, und brauchte die Brunnenkur zu Pyrmont, wo er bis Juni blieb.

Um diese Zeit starb der Fürst von Ostfriesland. Friedrich schikte alsogleich von Wesel aus 400 Mann dahin ab, um das Fürstenthum in Besiz zu nehmen. Die Sache ging ohne Schwierigkeit vor sich. Die Unterthanen huldigten dem König, und

*) Friedrich gesteht selbst, daß bei seinem Einbruch in Schlesien seine eigene Unterthanen der Meinung waren, er habe sich diesen eroberungssüchtigen König zum Muster gewählt.

Hinterlassene Schriften. S. 114. 1ter Band.

Leben Friedrichs des Zweiten.

Zweites Bändchen.

„sens nach den hanöverischen Ländern. Auf die „beiden letzten Punkte rechne ich vorzüglich, sonst „sag ich vorher, alle unsere Bemühungen sind ver„geblich.

„Ich muß Ihnen noch vorstellen, daß der Erfolg Ihrer Unternehmungen größtentheils von der Auswahl Ihrer Generale abhängen wird. Alle Bundsgenossen sind sehr für den Marschall von Belleisle eingenommen, und das wird sehr zur Einigkeit unter uns dienen. Bekömmt er den Oberbefehl, und wird zu rechter Zeit mit den Kriegsbedürfnissen versehen, so bin ich überzeugt, daß alles für Sie desto besser gehen wird. Einen eben so guten Erfolg kann man sich versprechen, wenn der Marschall von Sachsen, oder ein anderer von gleicher Entschlossenheit, die Unternehmung in Westphalen zu vollziehen erhält.“

„Ihro Majestät vergeben mir meine Aufrichtigkeit: allein ich könnte, wenn ich in Ihrem Staatsrathe säsſe, und in ihrer Besoldung stünde, nicht anders reden. Denn in Wahrheit, Sie müssen an der Spize Ihrer Armee Generale haben, die im Stande sind, über eine strenge Kriegsdisziplin zu halten, und ausser dem Marschall von Noailles, finde ich in der That keine andere tüchtige Person, als die vorgeschlagenen. Ich habe noch hinzuzufügen, daß das schlechte Glük Ihrer Truppen in Baiern, vorzüglich daher rührte, daß man sich an den Gränzen eines feindlichen Landes vertheidigungsweise verhalten wollte.

Das

Das nöthigt immer den Feldherrn auf allzuviel Gegenſtände ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, und giebt dem Feinde Zeit, dreiſte Unternehmungen zu wagen und auszuführen. Es iſt jederzeit beſſer angriffsweiſe zu verfahren, wenn man ſchon ſchwächer ſein ſollte. Die Verwegenheit macht den Feind ſtutzig, und giebt Gelegenheit, über ihn Vortheile zu erhalten. So verfuhren Conde, Türenne, Luxenburg und Catinat, und dadurch, daß ſie gröſtentheils offenherzig agirten, erwarben ſie den franzöſiſchen Truppen einen unſterblichen Ruhm, und ſich ſelbſt einen Namen, den keine Zeit verlöſchen, und keine Eiferſucht verdunkeln wird. Es hängt blos von Ihrer Maj. ab, die Sache wieder auf den alten Fuß zu ſetzen. Schon haben Sie uns eine Probe gegeben, was ein kluger und einſichtsvoller Monarch an der Spitze ſeiner Armee thun kann*). Befehlen Sie ihren Generals, die Feinde überall zu ſchlagen, und es wird geſchehen.“

„Aber

*) Dieſes Kompliment kontraſtirt etwas ſtark mit der poetiſchen Schilderung, die Friedrich nach der Hand Voltären über den König von Frankreich zuſchikte. Wie, heißt es darin, euer ſchwacher Monarch, die Puppe der Pompadour, durch mehr als ein Zeichen der ſchandbaren Liebe entehrt; Er, der die Gefahren ſcheut, das Ruder ſeines nun ſinkenden Reiches dem Zufall überläßt, dieſer Sklave redet als Herr, dieſer Seladon unter der Buche, glaubt das Loos der Könige zu beſtimmen. Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 157.

„Aber mir deucht, ich bediene mich zu vieler Freiheit, und lasse mich auf einzelne Umstände ein, worin Sie mir bereits Lehren gegeben haben. Ich hoffe, daß sie mir meine Freiheit um der Aufrichtigkeit meiner Absicht willen vergeben, und nach den Beweisen, die ich Ihnen geben werde, an der Freundschaft nicht zweifeln, mit welcher ich bin — — — u. s. w.

Dieser Brief ist gewis sehr merkwürdig. Wir ersehen daraus, daß das Hauptgeheimnis von Friedrichs Kriegskunst, im Angreifen bestand, und daß er eine starke Anlage hatte, die Könige wie seine Soldaten und Ministers zu schulmeistern.

Ludwig antwortete dem König auf seiner Reise nach Mez, daß er fest entschlossen wäre, für seine Bundesgenossen, wie für sich selbst zu streiten. Er ließ ihn versichern, daß die Kriegszucht unter den Franzosen vollkommen hergestellt sei; daß man dem Prinz Karl auf dem Fuße nachfolgen, und den Kaiser in den Stand setzen würde, nach Baiern zu gehen. Belleisle sollte nach Friedrichs Verlangen, mit einem Trupp die bayerische Armee verstärken. Während diese vorrükte, wollte man Freiburg belagern, und nach dessen Eroberung die mainzischen und kölnischen Länder besetzen, wobei man die hanöverischen Staaten nicht aus den Augen lassen würde — — Das war der Plan, nach welchem die Kriegsflamme neuerdings in ganz Europa lodern sollte — um, wie Friedrich sagte, Europen die Ruhe zu geben — — — — —

Ende des ersten Bändchens.

Leben Friedrichs des Zweiten.

Zweites Bändchen.

„Erlauben Sie einem Manne, der 52 Jahre ge„dienet hat, der einige Erfahrung beſitzt, und wahren „Antheil an der Ehre, und an dem Ruhm Ihrer Ma„jeſtät nimmt, Sie für ſchwärmeriſchen Kriegspro„jekten zu warnen, wobey weder die Vortheile noch „die Hinderniſſe reiflich erwogen ſind, wobey man „ſich durch eine ſcheinbare Größe verleiten läßt, wo „man weder Mittel noch Abſichten gehörig mitein„ander verbindet, und daher in die größten Schwie„rigkeiten verfällt, und in große Gefahr geräth, in„dem man glaubt, ganz leichte und mögliche Din„ge auszuführen.“ — — —

Das war eine kleine Gegenlektion für den Brief, worin Friedrich wenige Monate vorher, den König von Frankreich (*) gehofmeiſtert hatte.

Friedrich zeigte über Noailles Brief äußerlich wenig Empfindlichkeit; kurz darauf aber entſpann ſich wider dieſen alten Krieger eine gefährliche Kabale, wo von Schmettau die Triebfeder war. Man ſuchte ihn zu ſtürzen, um den Belleisle (ſo warf man wenigſtens dem Berlinerhof vor) (**), zum erſten Staatsminiſter zu machen, der dann von ihm abhienge.

Prinz Karl war nun mit der Hauptarmee vom Rhein zurück. Sie beſtand mit Inbegriff der 24000 Sachſen, die zu ihm geſtoßen waren, aus 90000 Mann.

Der

(*) Man ſehe das erſte Heft, Seite 92.
(**) Fiſchers erſter Theil, Seite 148.

Den 10. Auguſt theilte man den auswärtigen Geſandten in Berlin die Beweggründe mit, die Preußen wider Oeſterreich ergreifen hießen, und am 15. brach König Friedrich bereits mit ſeiner Armee nach Böhmen auf.

Der Zeitpunkt war ſehr glücklich gewählt. Böhmen war von Truppen entblößt. Graf von Bathiany ſtand mit ſeiner Armee in Baiern, und Prinz Karl jenſeits des Rheins; wenn aber dieſer Einfall von Friedrichs Politik zeigt, ſo zeigt er auf der andern Seite gewiß auch von Oeſterreichs redlichem Vertrauen, das ſeit dem Breslauerfrieden im Könige keinen Feind mehr vermuthete.

Den 4. September ſtand Friedrich vor Prag, und ſchon den 16. mußte ſich dieſe Stadt mit ihrer (*) kleinen Beſatzung an Preußen ergeben.

Der König ließ die Einwohner von Prag dem Kaiſer huldigen. Dieß war das zweitemal, daß die Prager einem Prinzen huldigten, der nie ihr Herr wurde.

Graf Bathiany erhielt indeſſen Befehl, eine hinlängliche Beſatzung in Baiern zurück zu laſſen, und

(*) Fiſcher, 1ter Theil Seite 138. Der Verfaſſer von Vie de Fréderic giebt die Beſatzung irrig auf 20,000 Mann an. Siehe Vie de Fréder. Tom. I. p. 94.

mit dem übrigen Theil der Armee, Prag zu entsetzen. Es traf auch gegen Ende Augusts im Rakonizerkreis ein; konnte aber mit seinen 20,000 Mann keine Schlacht wagen; indessen machte seine Avantgarde dem König doch viel Verdruß.

Um sich den Marsch zu erleichtern, ließ Friedrich die schwere Bagage seiner Armee nach Prag überbringen. Man sieht, daß er seiner Sache gewiß schien, und daß er Willens war, Böhmen sobald nicht zu verlassen.

Der Generallieutenant von Nassau mußte für die Armee Magazine anlegen, und die besetzten Plätze, Tabor, Budweis und Frauenberg wegnehmen: es gieng alles glücklich von statten. Den 19ten September zog der König von Prag nach Tein ab, wo er den 3ten Oktober anlangte.

Während dieser Zeit ließ er durch den Staatsminister Wallenrodt mit dem König von Polen sehr lebhaft die Unterhandlungen betreiben, um ihn enger in sein Interesse zu ziehen.

Man schmeichelte diesem Prinzen mit zwey wechselseitigen Eheverbündnissen zwischen Sachsen und Baiern: dem Grafen von Brühl zeigte man eine Aussicht zum Reichsfürstenstand und einem Fürstenthum (*), und dem Pater Quarini zu einem (**) Kardi-

nals-

(*) Fischer, erster Theil. Seite 144.

(**) Es scheint etwas sonderbar, daß Friedrich, ein protestantischer Fürst, einem katholischen Priester mit einem Kardinals-

Mark zurückgekommen. Achttauſend Oeſterreicher hatten den vor Kuttenberg gelegenen Johannesberg beſetzt, und ihre Armee war ſo vorſichtig gelagert, daß es nicht möglich war, ſie anzugreifen.

Am 4. November endlich, nahm der König ſein Lager bey Kolin; allein die eingefallne Kälte und Mangel an Futter, nöthigten ihn, ſeine Truppen hinter der Elbe in die Winterquartiere zu verlegen.

Troß des Korps, das Friedrich unter der Anführung des Prinzen von Naſſau, in Kolin zurück ließ, war doch Prinz Karl den 10. November über die Elbe gegangen. Friedrich war nun von ſeinem Korps in Kolin getrennt, und mußte ernſthaft darauf denken, daſſelbe an ſich zu ziehen.

Er ſetzte ſich bey Wiſchenowitz; die Oeſterreicher waren bis Chlumetz vorgerückt. Der Prinz von Naſſau zog ſich über Neu-Byczow und Mechanitz, und vereinigte ſich nach einem beſchwerlichen auch bey Nacht fortgeſetzten Marſch endlich den 24. November mit des Königs Armee.

Man nannte dieſen Rückzug ein Meiſterſtück der Kriegskunſt; aber er bleibt immer ein Rückzug, der mit Friedrichs Vorſatz (*), den Prinz Karl zu ſchla-

(*) Friedrich erklärte ſich gegen Frankreich: „ſein „Vorſatz wäre, nach Tabor und Budweis zu marſchiren, „dem Prinz Karl ein Treffen zu liefern, und zwanzigtau„ſend Feinde zu erlegen.“ Siehe Fiſcher, Erſter Theil, Seite 143.

gen, und 20,000 Mann zu erlegen, etwas ſtark kontraſtirt. — — — — — —

Friedrich fühlte, daß dießmal in Böhmen wenig Lorbeere zu ſammeln wären, und entſchloß ſich, nach Schleſien zu ziehen. Dieſer Rückzug wurde ihm zwar durch die leichten Truppen der Oeſterreicher ſehr ſauer gemacht; doch waren mit Anfang Decembers, bis auf die Prager Beſatzung, alle Preußen aus Böhmen weg.

Die Beſatzung bekam Befehl, Prag zu verlaſſen, und den Rückmarſch nach Schleſien anzutreten.

Dieſer Rückzug, der eher einer Flucht ähnlich (*) ſah, ließ ſich ohne großen Verluſt nicht vollziehen.

Als die preußiſchen Wachen ihre Poſten verließen, um bey der Sprengung der Feſtungswerke keinen Schaden zu nehmen (**), war die Bürgerſchaft ſchon Meiſter von den Thoren und Stadtwällen. Fünfhundert Oeſterreicher, die in der Nachbarſchaft lagen, drangen in die Stadt, noch ehe die preußiſche Avantgarde zum Thor hinaus war, und griffen den Nachzug an. Die Preußen mußten einige tauſend Kranke zurücklaſſen, und verlohren den größten Theil ihrer (***) Bagage und Kanonen. Die Bürger betrugen ſich bey dieſem Abſchied etwas ungalant gegen ihre Gäſte, und man ſagt,

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 103.
(**) Fiſcher, Erſter Theil, Seite 158.
(***) Vie de Fréd. Tom. I. p. 103.

Marie Thereſie ließ den ungariſchen Adel durch den Grafen von Bathiany in einem Kreisſchreiben, zu den Waffen auffordern. Dieſe tapfere Nation verſammelte ſich im December, und zog, als Böhmen von den Preußen befreyet war, gegen Schleſien hin.

Friedrich glaubte, ſie durch ſchöne Worte zu gewinnen. Der preußiſche General von Marwiz verſicherte ſie im Namen des Königs in einem Patent: daß man bey dieſem Kriege blos die Ruhe des Reichs zur Abſicht habe: daß König Friedrich gar nicht darauf dächte, neue Eroberungen zu machen, noch ſich auf Koſten der Königinn von Ungarn zu bereichern: man verſpreche ſich alſo, daß die edle ungariſche Nation keine Feindſeligkeiten unternehmen werde, die der zwiſchen Nachbarn ſtatthabenden Freundſchaft und Eintracht entgegen wären. Man erſuchte ſie, keine Einfälle in die Staaten Sr. Maj. zu thun, und gab ihr die Verſicherung, daß ſie von den preuſſiſchen Truppen nicht das geringſte zu beſorgen hätte u. ſ. w.

Herr

windliche führte, welche Philipp der Zweyte auslaufen ließ, England zu erobern. Dieß ſind Friedrichs eigene Worte im zweyten Buch, Seite 127, und man muß geſtehen, daß ihm, wo nicht der Rückzug, doch wenigſtens ſeine Aufrichtigkeit Ehre mache.

A. d. H.

Endlich ſchickte ihnen der König den Generallieutenant von Naſſau zu Hülfe. Der Ritter von Sachſen beſorgte zwiſchen zwey Feuer zu kommen, und zog ſich nach Reichenberg zurück. Daher konnte die unglückliche Pragerbeſatzung frey aus Böhmen abziehen, und traf endlich (*) entkräftet und hinfällig in Schleſien ein, wo ſie Winterquartier nahm.

Es ſcheint, Friedrich habe den Verluſt, den dieſe Beſatzung litt, nicht für ſo beträchtlich gehalten, als man ihn allgemein hielt, weil er dem General Naſſau, der den Rückzug deckte, ſeinen eigenen Adlerorden um den Hals hieng. (**)

Wie es immer ſeyn mag, ſo bleibt es doch ſicher, daß dieſe erſte Expedition nicht am glücklichſten ausfiel, und Friedrich Stoff genug hatte, über den wohlgemeinten Brief des Marſchalls von Noailles (†) Betrachtungen anzuſtellen. (††)

Marie

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 104.

(**) Ebendaſ. pag. 230.

(†) Noailles redt in ſeinem Schreiben von chimäriſchen Projekten, wobey weder Vortheile noch Hinderniſſe reiflich erwogen ſind.

A. d. H.

(††) Das große Kriegsheer, welches Böhmen verſchlingen, und ſelbſt Oeſterreich überſchwemmen ſollte, hatte das Schickſal jener Flotte, die den Namen die Unüberwindliche

der zu erobern. Wer wird es auch dieſer Prinzeſſinn verdenken können, daß ſie in einem günſtigen Zeitpunkt ein Land wieder zu erobern ſuchte, das ihr in einem ungünſtigen Zeitpunkt genommen wurde?

Es erſchienen von beyden Seiten Manifeſte. Thereſie erklärte den Einwohnern Schleſiens, daß, nachdem der König den Breslauer-Frieden gebrochen, niemand als ſie, wieder ihre rechtmäßige Monarchinn wäre. Friedrich hingegen ermahnte ſie, ihm treu zu bleiben, und verbot ihnen, die Unternehmungen ſeiner Feinde auf was immer für eine Art zu unterſtützen; allein nur der Ausſchlag der Waffen konnte dieſen Manifeſten Nachdruck und Kraft geben.

Prinz Karl kam den 18. December mit der Hauptarmee in Oberſchleſien an, und wollte im Namen ſeiner Monarchinn davon Beſitz nehmen — gegen Ende des Jahrs bemächtigten ſich die ungariſchen Truppen des ganzen Oberſchleſiens, bis auf die Feſtungen Neiß und Koſel.

Graf

riſe nicht mit dem Lobe zuſammen, das er dieſer jungen, vom Unglück gebeugten Fürſtinn über ihre Standhaftigkeit, Seite 8. ertheilt.

Es kommen in Friedrichs Werken mehr ſolche gemeine Ausdrücke vor, die aber ſicher nur nach einer erhaltenen Schlappe, oder in einen Anfall von ſatiriſcher Laune, oder gleich nach Tiſch niedergeſchrieben wurden.

A. d. H.

Graf von (*) Traun, der ſtatt des Prinzen Karls das Kommando übernahm, ließ zur Bedeckung der böhmiſchen und mähriſchen Gränze, von der Grafſchaft Glaz bis ins Fürſtenthum Teſchen, einen Kordon ziehen, und Kantonirungsquartiere einnehmen; indeſſen traf der Prinz von Deſſau von der andern Seite die beſten Anſtalten, nicht nur Niederſchleſien zu decken, ſondern auch den Oeſterreichern in Oberſchleſien den Rückweg (**) zu weiſen.

Friedrich war am 13. December von Schweidnitz nach Berlin zurückgekehrt. Der franzöſiſche Hof beſorgte, der König möchte über ſein Betragen mißvergnügt ſeyn; denn man hatte dazumal eben in einer öffentlichen Schrift geſagt: daß Friedrich ſeinen Verluſt in Böhmen der Untreue und den geheimen Abſichten eines Hofes zuſchreibe, der ſeine getreueſten Bundsgenoſſen ſeinem Eigennutz aufzuopfern pflegte (†), der es zum Grundſatz hätte, daß es die erſte Pflicht eines Fürſten ſey,

(*) Herr von Traun, ſagt Friederich Seite 130. im zweyten Band ſeiner Schriften, iſt ein vollkommenes Muſter, welches jeder Krieger ſtudiren ſoll. — er bekennt, daß er dieſen Feldzug für ſeine Schule, und den Herrn von Traun für ſeinen Lehrer angeſehen habe.

(**) Fiſcher, erſter Theil. S. 161.

(†) Ebendaſ. Seite 162.

ſey, jeden Vertrag zu übertreten, wenn er ihn durch die Veränderung der Zeitumſtände ſeinen Staatsvortheilen nicht angemeſſen fände. —

Frankreich konnte zwar darauf antworten: daß König Friedrich bey dem Schluß und Bruch des Breslauer-Friedens den nämlichen Grundſatz äußerte; allein es hatte ſeine Urſach, es mit dem König nicht zu verderben, und ſchickte vielmehr zur Herſtellung der vorigen Harmonie, den Marſchall von Belleisle als außerordentlichen Bothſchafter nach Berlin. —

Dieſer außerordentliche Bothſchafter hatte nebenbey den Auftrag, zugleich einen Spion (*) zu machen, und auf dem Hinweg eine Lokalunterſuchung anzuſtellen, wie man ſich ungefähr mit 45,000 Mann bequem dem hannöveriſchen Gebiete nähern könnte.

Er gieng in dieſer Rückſicht hinter Kaſſel von der ordentlichen Poſtſtraße ab, und nahm den böſen Weg am Fuß des Harzberges. Allein zu Elbingerode forderte ihm der kuhrbraunſchweigiſche Amtmann Mayer den Paß oder ſeinen Degen ab.

Belleisle, der auch vom Kaiſer Kreditive hatte, klagte über Verletzung des Völkerrechts und der Reichs-

(*) So wurde er wenigſtens von den Hannoveranern beſchuldiget. Die Sache iſt auch ſehr wahrſcheinlich. Herr Fiſcher ſelbſt geſteht es, daß Belleisle mehrere Ingenieurs in ſeinem Gefolge hatte. Was haben aber mehrere Ingenieurs in dem Gefolge eines außerordentlichen Botſchafters zu thun? A. d. H.

Reichsverfassung. Es half nichts — er mußte sich ergeben. Man brachte ihn nach Osterode und dann nach Stade, wo er, statt der Ambassade in Berlin, unter Bedeckung zweyer Kriegsschiffe als Gefangener nach England abgeführt wurde.

Ein anderer unangenehmer Vorfall war, daß der König von Pohlen den 8. Jänner 1745. als Kuhrfürst von Sachsen, mit Oesterreich und den Seemächten England und Holland, das vierfache Bündniß zu Warschau schloß, und Rußland (*) die angesuchte Hülfe aus dem Vorwand abschlug (**): weil der König den Breslauer-Frieden gebrochen hätte.

Friedrich war wirklich stark in der Klemme, und er hatte abermal Ursache, sich an den Brief des Marschalls von Noailles zu erinnern. — — — —

In dem neueröffneten Feldzuge schien sich das Glück wieder auf Friedrichs Seite zu wenden; oder sein Glück war vielmehr die Folge von dem Umstand, daß Prinz Karl wieder das Kommando übernahm.

Die österreichische Armee mußte nach einem kurzen Besitz, Oberschlesien verlassen. Sie zog in die Gebirge von Mähren zurück, und brach auf ihrem Marsch alle Brücken hinter sich ab. Den 14. Hornung kam es bey Habelschwerdt zu einem Treffen, wobey

(*) Die englischen Guineen, sagt Friedrich, fiengen an über die preußischen Thaler den Sieg davon zu tragen. Seite 88. 2ter Theil seiner Schriften.

(**) Fischer, Erster Theil, Seite 163.

wobey die Preußen das Feld behaupteten. Die Oesterreicher räumten die ganze Grafſchaft Glaz. Nun ſtarb Kaiſer Karl der Siebente. Der Frankfurter-Bund hatte ein Ende, und Friedrich konnte nicht weiter die Rolle des Hülfleiſters fortſpielen. Er mochte es auch wohl ahnden, daß weder der ſchöne Königsgrätzerkreis, noch eine andere öſterreichiſche Provinz, ihm dießmal die Kriegskoſten bezahlen würde: er ſchien alſo zum Frieden geneigt, und es war ihm ſogar angenehm, wenn Thereſie denſelben auf dem Fuß des (*) Breslauertraktats mit ihm eingieng.

Allein dieſe Fürſtinn verließ ſich auf das Warſchauer-Bündniß, und glaubte immer noch, daß dieß der Zeitpunkt wäre, Schleſien wieder zu erobern, und ihren Feind zu demüthigen.

Der Krieg gieng alſo fort, nur bedung ſich Friedrich aus, daß Frankreich ſich thätiger zeige, und der Prinz Conty noch vor Vereinigung der öſtreichiſchen Armeen, die eine oder die andere angriff.

Während dem wurde das Geſchäfft der neuen Kaiſerwahl eingeleitet. Mit Bewilligung Sachſens, ward auch Böhmen zur Wahl eingeladen. Pfalzbaiern und Brandenburg ſetzten ſich lebhaft dagegen. —

Man fand, daß die Kaiſerkrone für den (**) unmächtigen Maximilian Joſeph von Baiern zu

 ſchwer

(*) Fiſcher, Erſter Theil, Seite 166.
(**) Ebendaſ. Seite 167.

gen, und 20,000 Mann zu erlegen, etwas ſtark kontraſtirt. — — — — — —

Friedrich fühlte, daß dießmal in Böhmen wenig Lorbeere zu ſammeln wären, und entſchloß ſich, nach Schleſien zu ziehen. Dieſer Rückzug wurde ihm zwar durch die leichten Truppen der Oeſterreicher ſehr ſauer gemacht; doch waren mit Anfang Decembers, bis auf die Prager Beſatzung, alle Preußen aus Böhmen weg.

Die Beſatzung bekam Befehl, Prag zu verlaſſen, und den Rückmarſch nach Schleſien anzutreten.

Dieſer Rückzug, der eher einer Flucht ähnlich (*) ſah, ließ ſich ohne großen Verluſt nicht vollziehen.

Als die preußiſchen Wachen ihre Poſten verließen, um bey der Sprengung der Feſtungswerke keinen Schaden zu nehmen (**), war die Bürgerſchaft ſchon Meiſter von den Thoren und Stadtwällen. Fünfhundert Oeſterreicher, die in der Nachbarſchaft lagen, drangen in die Stadt, noch ehe die preußiſche Avantgarde zum Thor hinaus war, und griffen den Nachzug an. Die Preußen mußten einige tauſend Kranke zurücklaſſen, und verlohren den größten Theil ihrer (***) Bagage und Kanonen. Die Bürger betrugen ſich bey dieſem Abſchied etwas ungalant gegen ihre Gäſte, und man ſagt,

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 103.
(**) Fiſcher, Erſter Theil, Seite 158.
(***) Vie de Fréd. Tom. I. p. 103.

ſagt, die patriotiſchen Prager Schönen hätten ihren Zorn auf die nämliche Art an den Preußen ausgelaſſen, wie einſt Xantippe (*) an ihrem Sokrates.

General Einſiedel war mit dieſer unglücklichen Beſatzung bis nach Gabel geflohen, und ſuchte nun gar aus Böhmen hinaus zu kommen. Es wartete aber ein neues Unglück auf ihn. Er nahm einen falſchen Weg (**), und gerieth bey Wuſtullersdorf dem Ritter von Sachſen in die Hände, der Zeit gewonnen hatte, die vortheilhafteſten Anhöhen zu beſetzen, und allen Angriff vergeblich zu machen.

Die Preußen waren gezwungen, ihre eigene Bagage (***), und zu Leutmeriz auf den Schiffen ſogar die Zelter zu verbrennen: die Truppe mußte alſo in der Gegend von Hochwalde ohne Zelter, ohne Brod und Salz, auf dem Schnee unter freyem Himmel kampiren. Ihre Lage war ſchrecklich. Die Uhlanen beunruhigten ſie auch von allen Seiten, das machte den gemeinen Mann ſo mißmuthig, das ganze Pelotons (†) davon liefen.

Ende

(*) Man erzählt, daß Xantippe einſt ihrem Manne im Zorn den Nachttopf über den Kopf ſoll geſchoſſen haben.
A. d. H.

(**) Herr Fiſcher ſagt: daß er einen verrätheriſchen Böhmen zum Wegweiſer genommen hatte, der ihn vorſätzlich dieſen Weg führte. Sieh Erſten Theil, Seite 159.

(***) Fiſcher, Seite 158.

(†) Ebendaſelbſt.

Endlich ſchickte ihnen der König den Generallieutenant von Naſſau zu Hülfe. Der Ritter von Sachſen beſorgte zwiſchen zwey Feuer zu kommen, und zog ſich nach Reichenberg zurück. Daher konnte die unglückliche Pragerbeſatzung frey aus Böhmen abziehen, und traf endlich (*) entkräftet und hinfällig in Schleſien ein, wo ſie Winterquartier nahm.

Es ſcheint, Friedrich habe den Verluſt, den dieſe Beſatzung litt, nicht für ſo beträchtlich gehalten, als man ihn allgemein hielt, weil er dem General Naſſau, der den Rückzug deckte, ſeinen eigenen Adlerorden um den Hals hieng. (**)

Wie es immer ſeyn mag, ſo bleibt es doch ſicher, daß dieſe erſte Expedition nicht am glücklichſten ausfiel, und Friedrich Stoff genug hatte, über den wohlgemeinten Brief des Marſchalls von Noailles (†) Betrachtungen anzuſtellen. (††)

Marie

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 104.

(**) Ebendaſ. pag. 230.

(†) Noailles redt in ſeinem Schreiben von chimäriſchen Projekten, wobey weder Vortheile noch Hinderniſſe reiflich erwogen ſind.

A. d. H.

(††) Das große Kriegsheer, welches Böhmen verſchlingen, und ſelbſt Oeſterreich überſchwemmen ſollte, hatte das Schickſal jener Flotte, die den Namen die Unüberwindliche

Marie Thereſie ließ den ungariſchen Adel durch den Grafen von Bathiany in einem Kreisſchreiben, zu den Waffen auffordern. Dieſe tapfere Nation verſammelte ſich im December, und zog, als Böhmen von den Preußen befreyet war, gegen Schleſien hin.

Friedrich glaubte, ſie durch ſchöne Worte zu gewinnen. Der preußiſche General von Marwiz verſicherte ſie im Namen des Königs in einem Patent: daß man bey dieſem Kriege blos die Ruhe des Reichs zur Abſicht habe: daß König Friedrich gar nicht darauf dächte, neue Eroberungen zu machen, noch ſich auf Koſten der Königinn von Ungarn zu bereichern: man verſpreche ſich alſo, daß die edle ungariſche Nation keine Feindſeligkeiten unternehmen werde, die der zwiſchen Nachbarn ſtatthabenden Freundſchaft und Eintracht entgegen wären. Man erſuchte ſie, keine Einfälle in die Staaten Sr. Maj. zu thun, und gab ihr die Verſicherung, daß ſie von den preußiſchen Truppen nicht das geringſte zu beſorgen hätte u. ſ. w.

Herr

windliche führte, welche Phillipp der Zweyte auslaufen ließ, England zu erobern. Dieß ſind Friedrichs eigene Worte im zweyten Buch, Seite 127, und man muß geſtehen, daß ihm, wo nicht der Rückzug, doch wenigſtens ſeine Aufrichtigkeit Ehre mache.

A. d. H.

Herr Fiſcher (*) nennt dieſe Inſurgenten gebohrne Freybeuter, deren Lager die Erde, und deren Bett der Mantel iſt, und ſagt, daß ſie aus Zigeunern, Panduren, Tolpatſchen u. ſ. w. beſtünden. Es iſt ſich alſo (wenn die Sache ſo iſt) nicht zu wundern, daß die preußiſche Eloquenz; auf eine ſo rohe Nation keinen Eindruck machte.

Vielleicht hatten die Ungarn auch von dem geheimen Artikel (**) des Frankfurter Vereins gehört. — Genug, ſie blieben ihrem (***) König getreu, fielen in Schleſien, und halfen den General von Marwiz von Troppau und Jägerndorf weg, bis nach Oppeln zurück treiben.

Der glückliche Fortgang der öſterreichiſchen Waffen erregte in Thereſien (†) die Hoffnung, Schleſien wieder

(*) Erſter Theil, Seite 146.

(**) Man ſehe das erſte Bändchen, Seite 90. 91.

(***) Die Ungarn nannten Thereſie nie Königinn, ſondern jederzeit ihren König.

A. d. H.

(†) Man hat immer bemerkt, ſagt Friedrich, daß die Gemüthsſtimmung des öſterreichiſchen Hauſes den rohen Eindrücken der Natur folgte. Aufgeblaſen im Glück, kriechend im widerwärtigen Schickſal. Man ſehe den erſten Band ſeiner Schriften, Seite 207. Wenn man auch dem König ſo etwas glauben wollte, ſo reimt ſich doch dieſe Sottiſe

der zu erobern. Wer wird es auch dieſer Prinzeſſinn verdenken können, daß ſie in einem günſtigen Zeitpunkt ein Land wieder zu erobern ſuchte, das ihr in einem ungünſtigen Zeitpunkt genommen wurde?

Es erſchienen von beyden Seiten Manifeſte. Thereſie erklärte den Einwohnern Schleſiens, daß, nachdem der König den Breslauer-Frieden gebrochen, niemand als ſie, wieder ihre rechtmäßige Monarchinn wäre. Friedrich hingegen ermahnte ſie, ihm treu zu bleiben, und verbot ihnen, die Unternehmungen ſeiner Feinde auf was immer für eine Art zu unterſtützen; allein nur der Ausſchlag der Waffen konnte dieſen Manifeſten Nachdruck und Kraft geben.

Prinz Karl kam den 18. December mit der Hauptarmee in Oberſchleſien an, und wollte im Namen ſeiner Monarchinn davon Beſitz nehmen — gegen Ende des Jahrs bemächtigten ſich die ungariſchen Truppen des ganzen Oberſchleſiens, bis auf die Feſtungen Neiß und Koſel.

Graf

tiſe nicht mit dem Lobe zuſammen, das er dieſer jungen, vom Unglück gebeugten Fürſtinn über ihre Standhaftigkeit, Seite 8. ertheilt.

Es kommen in Friedrichs Werken mehr ſolche gemeine Ausdrücke vor, die aber ſicher nur nach einer erhaltenen Schlappe, oder in einen Anfall von ſatiriſcher Laune, oder gleich nach Tiſch niedergeſchrieben wurden.

A. d. H.

Graf von (*) Traun, der ſtatt des Prinzen Karls das Kommando übernahm, ließ zur Bedeckung der böhmiſchen und mähriſchen Gränze, von der Grafſchaft Glaz bis ins Fürſtenthum Teſchen, einen Kordon ziehen, und Kantonirungsquartiere einnehmen; indeſſen traf der Prinz von Deſſau von der andern Seite die beſten Anſtalten, nicht nur Niederſchleſien zu decken, ſondern auch den Oeſterreichern in Oberſchleſien den Rückweg (**) zu weiſen.

Friedrich war am 13. December von Schweidnitz nach Berlin zurückgekehrt. Der franzöſiſche Hof beſorgte, der König möchte über ſein Betragen mißvergnügt ſeyn; denn man hatte dazumal eben in einer öffentlichen Schrift geſagt: daß Friedrich ſeinen Verluſt in Böhmen der Untreue und den geheimen Abſichten eines Hofes zuſchreibe, der ſeine getreueſten Bundsgenoſſen ſeinem Eigennutz aufzuopfern pflegte (†), der es zum Grundſatz hätte, daß es die erſte Pflicht eines Fürſten ſey,

(*) Herr von Traun, ſagt Friederich Seite 130. im zweyten Band ſeiner Schriften, iſt ein vollkommenes Muſter, welches jeder Krieger ſtudiren ſoll. — er bekennt, daß er dieſen Feldzug für ſeine Schule, und den Herrn von Traun für ſeinen Lehrer angeſehen habe.

(**) Fiſcher, erſter Theil. S. 161.

(†) Ebendaſ. Seite 162.

ſey, jeden Vertrag zu übertreten, wenn er ihn durch die Veränderung der Zeitumſtände ſeinen Staatsvortheilen nicht angemeſſen fände. —

Frankreich konnte zwar darauf antworten: daß König Friedrich bey dem Schluß und Bruch des Breslauer-Friedens den nämlichen Grundſatz äußerte; allein es hatte ſeine Urſach, es mit dem König nicht zu verderben, und ſchickte vielmehr zur Herſtellung der vorigen Harmonie, den Marſchall von Belleisle als außerordentlichen Bothſchafter nach Berlin. —

Dieſer außerordentliche Bothſchafter hatte nebenbey den Auftrag, zugleich einen Spion (*) zu machen, und auf dem Hinweg eine Lokalunterſuchung anzuſtellen, wie man ſich ungefähr mit 45,000 Mann bequem dem hannöveriſchen Gebiete nähern könnte.

Er gieng in dieſer Rückſicht hinter Kaſſel von der ordentlichen Poſtſtraße ab, und nahm den böſen Weg am Fuß des Harzberges. Allein zu Elbingerode forderte ihm der kuhrbraunſchweigiſche Amtmann Mayer den Paß oder ſeinen Degen ab.

Belleisle, der auch vom Kaiſer Kreditive hatte, klagte über Verletzung des Völkerrechts und der Reichs-

(*) Er wurde er wenigſtens von den Hannoveranern beſchuldiget. Die Sache iſt auch ſehr wahrſcheinlich. Herr Fiſcher ſelbſt geſteht es, daß Belleisle mehrere Ingenieurs in ſeinem Gefolge hatte. Was haben aber mehrere Ingenieurs in dem Gefolge eines außerordentlichen Botſchafters zu thun? A. d. H.

Reichsverfassung. Es half nichts — er mußte sich ergeben. Man brachte ihn nach Osterode und dann nach Stade, wo er, statt der Ambassade in Berlin, unter Bedeckung zweyer Kriegsschiffe als Gefangener nach England abgeführt wurde.

Ein anderer unangenehmer Vorfall war, daß der König von Pohlen den 8. Jänner 1745. als Kuhrfürst von Sachsen, mit Oesterreich und den Seemächten England und Holland, das viersache Bündniß zu Warschau schloß, und Rußland (*) die angesuchte Hülfe aus dem Vorwand abschlug (**): weil der König den Breslauer-Frieden gebrochen hätte.

Friedrich war wirklich stark in der Klemme, und er hatte abermal Ursache, sich an den Brief des Marschalls von Noailles zu erinnern. — — — —

In dem neueröffneten Feldzuge schien sich das Glück wieder auf Friedrichs Seite zu wenden; oder sein Glück war vielmehr die Folge von dem Umstand, daß Prinz Karl wieder das Kommando übernahm.

Die österreichische Armee mußte nach einem kurzen Besitz, Oberschlesien verlassen. Sie zog in die Gebirge von Mähren zurück, und brach auf ihrem Marsch alle Brücken hinter sich ab. Den 14. Hornung kam es bey Habelschwerdt zu einem Treffen, wobey

(*) Die englischen Guineen, sagt Friedrich, fiengen an über die preußischen Thaler den Sieg davon zu tragen. Seite 88. 2ter Theil seiner Schriften.

(**) Fischer, Erster Theil, Seite 163.

wobey die Preußen das Feld behaupteten. Die Oesterreicher räumten die ganze Grafschaft Glaz. Nun starb Kaiser Karl der Siebente. Der Frankfurter-Bund hatte ein Ende, und Friedrich konnte nicht weiter die Rolle des Hülfleisters fortspielen. Er mochte es auch wohl ahnden, daß weder der schöne Königsgrätzerkreis, noch eine andere österreichische Provinz, ihm dießmal die Kriegskosten bezahlen würde: er schien also zum Frieden geneigt, und es war ihm sogar angenehm, wenn Thereſie denſelben auf dem Fuß des (*) Breslauertraktats mit ihm eingieng.

Allein dieſe Fürſtinn verließ ſich auf das Warſchauer-Bündniß, und glaubte immer noch, daß dieß der Zeitpunkt wäre, Schleſien wieder zu erobern, und ihren Feind zu demüthigen.

Der Krieg gieng alſo fort, nur bedung ſich Friedrich aus, daß Frankreich ſich thätiger zeige, und der Prinz Conty noch vor Vereinigung der öſtreichiſchen Armeen, die eine oder die andere angriff.

Während dem wurde das Geſchäfft der neuen Kaiſerwahl eingeleitet. Mit Bewilligung Sachſens, ward auch Böhmen zur Wahl eingeladen. Pfalzbaiern und Brandenburg ſetzten ſich lebhaft dagegen. —

Man fand, daß die Kaiſerkrone für den (**) unmächtigen Maximilian Joſeph von Baiern zu

 ſchwer

(*) Fiſcher, Erſter Theil, Seite 166.
(**) Ebendaſ. Seite 167.

ſchwer ſey, und richtete ſeine Abſicht auf den König von Pohlen. Eigentlich war es nur eine franzöſiſch-preußiſche Mine, durch die man den Warſchauer-Bund ſprengen wollte.

König Auguſt äußerte ſich, daß er zur Annahme der deutſchen Krone geneigt wäre, wenn ſie durch die Mehrheit der Stimmen auf ihn fallen ſollte; zugleich aber gab er dem Wienerhof die Verſicherung, ſeinem Wort und ihrem Bund treu zu bleiben.

Die Seemächte und vorzüglich Großbrittanien arbeiteten mit allem Eifer, die Kaiſerkrone auf den Großherzog von Toskana zu bringen. Er hatte einen guten Theil der Stimmen für ſich zu hoffen, und ſelbſt Rußland gab zu erkennen, daß es deſſen Wahl gerne ſehen würde. — Friedrich mochte alſo die Karte wie immer miſchen, ſo fielen ihm doch dießmal keine (*) Aſſe.

Den 13. März gieng Friedrich zur Armee in Schleſien ab. Die öſterreichiſchen Truppen ließen ſich nicht nur in Oberſchleſien wieder ſehen, ſondern brachen auch in Niederſchleſien ein. Es gab faſt täglich Scharmützel, mit ungleichem Glücke. —

Die Oeſterreicher beſetzten Hirſchberg, Landshut und Schmiedeberg, und nahmen die Feſtung Koſel

(*) Man ſehe das erſte Heft, S. 79.

Koſel mit Sturm weg. Friedrich hingegen zog ſich mit Vortheil aus dem Gefechte bey Landshut, wo ſein General Winterfeld gänzlich von den Oeſterreichern umrungen war, und gewann am 3. Junii die Schlacht bey Hohen-Friedberg.

Bey dieſer Schlacht wollten die erbitterten Preußen den Sachſen kein Quartier geben (*), und hieben ganze Bataillons zuſammen: man ſieht alſo, daß nicht blos die Panduren Grauſamkeiten ausüben. — —

Man wälzte die ganze Schuld dieſer unglücklichen Schlacht auf den Prinz Karl, der ſich durch eine Liſt des Königs aus ſeiner vortheilhaften Lage herauslocken ließ. Man ſagte ſich auch etwas von einer Tafel ins Ohr, die er dem Herzog von Weiſſenfels gegeben haben ſoll (**), und die für den Vorabend einer Schlacht ein Bischen zu lang währte. — — —

Die vereinigte Armee der Oeſterreicher und Sachſen, hatte ſich über Landshut nach Böhmen zurück gezogen. General Nadaedy deckte den Rücken ſo geſchickt, daß ihr die Preußen nichts anhaben konnten.

Am 22. Junii ſtand Prinz Karl ſchon wieder mit einer anſehnlichen Armee hinter Königsgrätz am Adlerfluß; der König lagerte ſich nur zwey Stunden von ihm; es erfolgten unbedeutende Scharmützel.

(*) Fiſcher, erſter Theil Seite 178.

(**) Betrachtungen eines preußiſchen Offiziers über die Schlacht bey Friedberg. Siehe Vie de Fréderic Tom. I. p. 242.

Der Prinz gieng endlich über den Adler, und nahm bey Aujeſt ein vortheilhaftes Lager; der König nahm das Seinige bey Jaromirs.

Friedrich erklärte nun durch ein Manifeſt, daß er den König von Pohlen nicht mehr für einen hülfleiſtenden Theil, ſondern für ſeinen offenbaren Feind anſehe. Der ſächſiſche Reſident von Pezold verlangte vom Petersburgerhof die verſprochene Hülfe.

Die Kaiſerinn ließ auch wirklich zu Riga und Smolensko ein Lager ausſtecken, erklärte aber dann ganz unvermuthet, daß ſie ſich entſchloſſen hätte, bey den gegenwärtigen Unruhen neutral zu bleiben (*). Von der andern Seite ſuchte der König eben ſo vergeblich wegen der Garantie von Schleſien bey England um Hülfe an. — Der Kuhrfürſt von Baiern hatte ſchon einige Monate vorher, ohne Vorwiſſen Friedrichs, mit Thereſien zu Füſſen einen Vertrag geſchloſſen, worinn er allen Anſprüchen auf Oeſterreich entſagt, und dem Großherzog ſeine Wahlſtimme zuſichert. Der Landgraf von Kaſſel hatte ſeine Truppen zurückgezogen, und Pfalz erklärte ſich neutral.

Belleisle machte zwar zu Gunſten des Königs einen neuen Operationsplan. Es ſollte eine Armee über den Rhein gehen, und dem König Erleichterung (**) verſchaffen.

Man

(*) Fiſchers Geſchichte, erſter Theil, S. 180.
(**) Ebendaſ. Seite 181.

Man drang in den Marſchall von Noailles und den Grafen von Argenſon; ſie zeigten beyde ſehr viel guten Willen, der aber ein franzöſiſches Kompliment war. —

Bey den Generalſtaaten war Friedrich eben ſo wenig glücklich. Er ſtellte ihnen vor, daß durch den öſterreichiſchen Befehl an die oſtindiſchen Kapers, alle preußiſche Fahrzeuge als gute Priſen aufzubringen, der holländiſche Handel ſelbſt Schaden leide: allein man nahm ſich der Sache nur ſehr kaltſinnig an, und machte ſogar kein Geheimniß daraus, daß man über jene Vorſchritte eben nicht ſehr unzufrieden ſey. — Kurz, Friedrich hatte keinen einzigen (*) Freund.

Von fremder Hülfe verlaſſen, ſpannte nun Friedrich um ſo mehr die eigenen Kräfte an. Sein geſchickter General Naſſau, drückte die öſterreichiſchen Truppen bis Jägerndorf zurück, und nahm am 1. September die Feſtung Koſel weg. Er hatte auch in mehrern Scharmützeln einige Vortheile über ſie; allein die Oeſterreicher erhielten Verſtärkung, und nöthigten den Prinzen von Naſſau, ſich wieder nach Niederſchleſien zurück zu ziehen. —

(*) Dies iſt zwar unter den Großen etwas ſehr gewöhnliches, allein Graf Mirabeau behauptete ſogar, „daß Friedrich niemals die Liebe der Menſchen erlangte.“

Beyde Hauptarmeen ſtanden inzwiſchen den ganzen Sommer durch in Böhmen faſt in einer Art von Unthätigkeit. Prinz Karl wollte keine Schlacht wagen, und Friedrich konnte dem Prinzen wegen ſeiner guten Lage keine liefern.

Die Abſicht der Oeſterreicher war, den König durch den Poſtenkrieg zu ermüden. Sie wußten, daß er von ſelbſt Böhmen werde räumen müſſen, ſo bald er nichts mehr zu eſſen hätte. Friedrich befand ſich auch wirklich in der unangenehmſten Lage. Es fehlte ihm an Lebensmitteln, und er mußte um jeden Bund Stroh (*) raufen.

Der einbrechende Herbſt machte die Wege halb unbrauchbar, und der König hatte in ganz Böhmen keinen haltbaren Ort — Durch dieſe Umſtände genöthigt, brach den 18. September aus ſeinem Lager bey Jaromirs auf, und ſetzte ſich bey Staudenz.

Prinz Karl ward ihm nachgefolgt. Er glaubte, daß dieß der Zeitpunkt wäre, dem König eine Schlacht zu liefern; denn auch angenommen, daß ſie unglücklich ausfiel, ſo mußte Friedrich doch immer Böhmen verlaſſen.

General Nadasdy mußte das Lager des Königs umgehen, und ihm in den Rücken kommen, während ihm Prinz Karl geradezu auf den Leib gieng.

Die Kenner bewundern (**) den Plan des öſterreichiſchen Anführers. Den 20. September geſchah

(*) Vie de Fréd. Tom. I. p. 119.
(**) Ebendaſelbſt p. 120.

geſchah der Angriff. — Friedrich ward überraſcht (*), und die Schlacht war verlohren, wenn Nadasdy anſtatt das Lager zu plündern, dem König in den Rücken gefallen wäre. Die Preuſſen blieben Herren vom Schlachtfeld, büßten aber ihr ganzes Lager ein.

Friedrich bekannte ſelbſt, daß ihm dieſer Sieg keinen andern Vortheil brachte (**), als den Feind zurückgetrieben zu haben.

Ich verdiente bey Soor geſchlagen (***) zu werden, ſagte er, und war es auch, ohne die Geſchicklichkeit meiner Generale, und den Muth meiner Truppen.

Man will behaupten, daß der Pandurenoberſte von Trenk, den König im Bette überraſchte, aber wieder entwiſchen ließ. Man machte ihm deswegen in Wien den Prozeß. Es trat ſogar ein Frauenzimmer wider ihn auf, das ſich für eine Tochter des Schwerins ausgab, und in eben demſelben Augenblick

(*) Trenk behauptet zwar in ſeiner Lebensgeſchichte, daß der König nicht überraſcht wurde; allein Trenk wird es doch nicht beſſer wiſſen, als Friedrich, der es im 2ten Band S. 226. ſelbſt eingeſteht, daß er überraſcht wurde, und ſich ſelbſt zu den Feldwachen begab, um mit eigenen Augen die Beſchaffenheit der Sache zu unterſuchen.

A. d. H.

(**) Fiſcher, Erſter Theil, Seite 192.

(***) Man ſehe des Königs Unterricht an ſeine Generäle.

in den Armen des Königs gelegen haben (*) wollte. — — Widerlegt nicht ſchon blos dieſer Umſtand das ganze Gerüchte? — — — — — — — — —

König Friedrich litt bey der Ausplünderung ſeines Lagers einen Verluſt, den er mehr als ſein Tafelſervis beklagte. Es war ſein (**) vierbeinigter Liebling, ein Windſpiel, mit Namen Biche. Er wurde von den Panduren gefangen; dem König aber vom General Nadasdy wieder zurück geſchickt.

Der König war ein ungemeiner Liebhaber von dieſer Art Hunde. Er hatte immer eine Pflanzſchule von 50 bis 80 Windſpielen (***)

Sein vorzüglichſter Liebling ſchlief des Nachts bey ihm im Bette. Die Hunde durften des Königs Kanapes beſchmutzen und zerreißen. Ein Bedienter, der aus Unvorſichtigkeit einem dieſer Hunde auf den Fuß trat, konnte dem Zorn des Königs nicht leicht entgehen. Es iſt in Sansſouci ein eigner Platz, wo ſeine Favorithunde in Särgen unter Leichenſteinen mit ihrem Namen begraben liegen — Wenig Generälen (†) wiederfuhr dieſe Ehre —

Nichts

(*) Trenks Leben, Erſter Theil, Seite 56. Berliner Auflage.

(**) Fiſcher, 1ſter Theil, Seite 191.

(***) Büſching über Fried. Charakter, Seite 24.

(†) Die Generäle Schwerin, Winterfeld, Seidlitz und Keith bekamen auf dem Wilhelmsplatz ein Denkmaal.

Nichts glich der Liebe, die der König für die Hündinn Alcmene trug. Als ihm ihr Tod nach Schleſien berichtet wurde, befahl er, daß man den todten Körper in einem Sarge in ſein Bibliothek-Zimmer zu Sansſouci ſetzen ſollte. Bald nach ſeiner Rückkunft begab er ſich dahin, und ließ ſeiner Wehmuth freyen Lauf. Er mußte ſich zwar von dem verweſenden Körper losreiſſen, ließ ſich ihn aber zu Sansſouci in die nämliche ausgemauerte Gruft ſetzen, die er zur Ruheſtätte ſeines eigenen Leichnams beſtimmt hatte.

Auch Kaiſer Hadrian war ein Liebhaber von Hunden, und ließ ihnen Grabmaale (*) ſetzen. Es ſcheint, Friedrich habe dieſen Kaiſer, den er in ſo viel andern Stücken nachahmte, auch in der Liebe zu Hunden kopieren wollen. —

Trotz der bey Soor gewonnenen Schlacht, fand Friedrich doch nicht für gut, länger in einem Lande zu bleiben, wo es nichts mehr zu eſſen gab: er führte alſo ſeine Armee nach Schleſien zurück, und kam den 11. November nach Berlin.

Er konnte dießmal nur kurze Zeit, in Geſellſchaft ſeiner Windſpiele und in den Armen der Muſen, von den Kriegsfatiken ausruhen.

Marie Thereſe, die immer noch Hoffnung hatte, die ruſſiſche Kaiſerinn und die Republik Pohlen in den War-

(*) Büſching über Friedrichs Charakter, Seite 37.

Warschauerbund zu ziehen, nahm sich vor (*), den König in seinen Erbstaaten anzugreifen.

Man muß den Muth dieser jungen Fürstinn bewundern (**), die noch vor fünf Jahren ohne Geld, ohne Truppen, ihre Erbstaaten gegen so viele mächtige Feinde vertheidigte, und nun den großen kühnen Plan entwarf, Preußens Macht bis in das Innerste zu erschüttern.

Die Oesterreicher waren wirklich den 20. November in die Lausitz eingerückt, um sich dort in den Kantonirungsquartieren auszubreiten. Prinz Karl sollte nach dem entworfenen Plan durch die Lausitz in die Mark einfallen, während eine andere Armee in Schlesien eindrang, und 10,000 Mann unter Anführung des General Grün in Verbindung mit den Sachsen, Magdeburg wegnehmen, und den Berlinern einen Besuch machen würden.

Friedrich suchte dieses Projekt zu vereiteln. Er zog den 25. Nov. seinem Feind entgegen, warf bey Hennersdorf drey sächsische Regimenter über den Haufen, rückte ungehindert tiefer in das Land, brandschatzte den Görlitzerkreis um 60,000 Thaler, und nöthigte den Prinz Karl, sich nach Böhmen zurück zu ziehen.

Dessau war darauf in Sachsen eingedrungen, und nahm Leipzig und Torgau weg. Diese Unfälle bewogen endlich den König von Pohlen, der sich nach

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 122.
(**) Ebendaselbst.

nach Prag geflüchtet hatte, den Friedensvorschlägen Gehör zu geben.

Er schrieb unter dem 13. Dec. an den König; dieser erhielt den Brief erst den 15ten, am Tag der Kesselsdorfer Schlacht. — Eine Nacht früher, und es wäre 10,000 Menschen das Leben gerettet worden.

Diese Schlacht kostete Friedrich 4000 Mann, er behauptete aber das Feld. Die Preußen waren schon zweymal zurückgeschlagen; die Schlacht war verlohren, wenn nicht die österreichischen und sächsischen Grenadiers ihren anvertrauten Posten von Kesselsdorf zu früh verlassen, und unter Siegesgeschrey die Preußen verfolget hätten (*). Dadurch kam ihnen ein Theil der preußischen Reiterey auf den Hals, und brachte sie zum Weichen. Es ist merkwürdig, daß Friedrichs bisherige Siege nur immer an einem Glückshaar hiengen. — —

Prinz Karl war wieder in Sachsen erschienen, und stand am Tage der Kesselsdorfer Schlacht vor den Thoren von Dresden, wo er die Ueberbleibsel der geschlagenen Armee an sich zog.

Der König gieng gerade auf diese Stadt los. Prinz Karl hatte nun die Wahl, eine Schlacht zu wagen, sich in die Stadt zu werfen, oder Sachsen zu verlassen. — Er wählte das Letztere, und zog den 17. Oktober nach Böhmen zurück.

Die

(*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 129.

ſondern ſich blos durch innere Cirkulation erhalten muß. Es iſt alſo nothwendig, daß der Regent von Zeit zu Zeit den Staatsſäckel aufthue, und einige Millionen durch den Staatskörper ſtrömen laſſe. Ohne dieſes politiſche Arkanum würde jeder (*) militäriſche Staat bald an der Abzehrung hinſterben; dann ſind dieſe Millionen ja nur geliehenes Geld, das mit Wucherzins wieder in des Königs Beutel zurückfließt. Wenn Friedrich alſo wegen dieſes Vorſchuſſes Lob verdient, ſo iſt es blos, weil er ſeine Pflicht that.

Das Juſtizweſen war unter Friedrichs Vater noch auf ſehr ſchlechtem Fuß; wie es überhaupt in einem Lande ſeyn muß, wo man die Präſidenten und Räthe mit dem ſpaniſchen Rohr herumprügelt. Friedrich ließ ſichs vorzüglich angelegen ſeyn, eine beſſere Juſtizpflege einzuführen.

Er zeichnete mit eben der Hand, mit der er Schlachten (**) gewonnen hatte, den erſten Plan zu ihrer Verbeſſerung vor. Alle Rechtshändel ſollten nun in einem Jahre durch drey Inſtanzen abgethan werden; die Prokuratoren wurden abgeſchaft, und noch mehr andere wohlgemeinte Einrichtungen getroffen.

Da

(*) Ob Preuſſen wirklich ſeiner Lage nach, ein militäriſcher Staat ſeyn müße, das möchte den Berliner Autoren wohl etwas ſchwer werden, zu erweiſen.

A. d. H.

(**) Fiſcher, erſter Theil. Seite 235.

Seite des Königs bloße Vorsorglichkeit war, ſich eben durch dieſen Einbruch in Sachſen, künftiges Frühjahr an Rußland einen neuen Feind auf den Hals zu ziehen.

Ich wünſchte ſehr den Krieg geendiget zu ſehen (*), ſagte er zu einigen Dresdner Damen. Ich weiß, daß das Glück der Waffen veränderlich iſt, und glaube ja nicht, daß das Meinige beſtändiger ſeyn werde.

Auf den ſchönen Königsgrätzerkreis war auch keine Rechnung mehr zu machen: von der andern Seite ſahen Thereſie und der König August ihr großes Projekt geſcheitert — Es war alſo allen drey Theilen mit den Frieden gedienet, und ſo wurde dieſer auch den 25. December zu Dresden geſchloſſen.

Die Sachſen mußten dem König für die ausſtändigen Brandſchatzungen eine Million Thaler bezahlen; und Schleſien wurde ihm neuerdings zugeſichert. Friedrich hingegen erkannte den Großherzog Franz als den römiſchen Kaiſer. —

So endigte ſich dieſer Krieg, der den Sachſen die Lehre gab (**), daß es gefährlich ſey, ſich in die Händel der Nachbarn zu miſchen, — und dem König (möchte man ſagen) daß man auf keine Eroberungen

(*) Fiſchers erſter Theil, Seite 217.
(*) Vie de Fréd. 1. Tom. pag. 132.

gen für andere (*) ausziehen ſoll, ſo lang man ſich kaum im Beſitz ſeiner eigenen (**) erhalten kann.

Der Dresdner Friede gab zu verſchiedenen Unterhandlungen Anlaß. Friedrich verlangte vom Reich die Garantie dieſes Friedens. Man machte Schwierigkeit. Kaiſerinn Thereſie erklärte, daß dieſe Währleiſtung nicht Statt haben könne, wenn nicht das Reich zugleich die Garantie der prägmatiſchen Sanktion erneuerte.

Der Kaiſer verlangte im Jahr 1746, daß man eine Reichsarmee an die franzöſiſche Gränzen ſchicke. Friedrich war entgegen, und rieth zur Neutralität.

Im nämlichen Jahre machte der König dem Wienerhof, wegen der Beſchwerden der Proteſtanten in Ungarn, eine Vorſtellung. — Man achtete nicht darauf, und nahm es den Proteſtanten übel, daß ſie ſich an eine auswärtige Macht wandten. Mit einem Wort, es herrſchte, troz des neuen Friedens, kein aufrichtiges Zutrauen zwiſchen beyden Höfen. Man muthete dem König

(*) Vermög des geheimen Artikels des Frankfurterbundes wollte Friedrich für den Kaiſer Karl, Böhmen erobern. Er geſteht auch im 2ten Bande ſeiner Schriften, S. 295. daß es ſein Entwurf war, dem Haus Oeſterreich die Kaiſerkrone auf immer zu entreißen.

A. d. H.

(**) Es war, wie man ſah, nahe dabey, daß Friedrich Schleſien wieder verlor.

A. d. H.

König immer noch böse Absichten zu. — — — Einem König, der den Grundsatz hatte, daß man von Zeit zu Zeit einen Krieg führen müße, um seine Truppen in Uebung zu erhalten, konnte man allerdings nicht die besten Absichten zutrauen.

Es erschien in Nürnberg eine Schrift, welche die Rechte und Forderungen des Hauses Brandenburg stark bestritt (*). Man glaubt, es habe sie der berühmte Statistiker Moser, auf Veranlassung des Kaiserhofes geschrieben. Sie wurde in Wien, Regensburg, und an mehrern Orten öffentlich verkauft.

Der preussische Gesandte bewirkte zu Wien durch eine Vorstellung, daß man den Buchhändlern die vorräthigen Abdrücke wegnahm (**).

Friedrich mußte diese Schrift sehr gründlich gefunden haben, weil er es leichter fand, sie konfisziren (***), als widerlegen zu lassen.

Allein

(*) Diese Schrift führte den Titel: Politische Historie der Staatsfehler, welche die europäischen Mächte in Ansehung der Häuser Bourbon und Brandenburg begangen haben. A. d. H.

(**) Vie de Fréder. Tom. I. p. 140.

(***) Herr Fischer sagt zwar S. 227, daß Friedrich so großmüthig war, die ausführliche Widerlegung dieser Schrift nicht drucken zu lassen; allein wie läßt sich so eine Großmuth mit Friedrichs Karakter und seiner Manifestsucht zusammenreimen? A. d. H.

ſondern ſich blos durch innere Cirkulation erhalten muß. Es iſt alſo nothwendig, daß der Regent von Zeit zu Zeit den Staatsſäckel aufthue, und einige Millionen durch den Staatskörper ſtrömen laſſe. Ohne dieſes politiſche Arkanum würde jeder (*) militäriſche Staat bald an der Abzehrung hinſterben; dann ſind dieſe Millionen ja nur geliehenes Geld, das mit Wucherzins wieder in des Königs Beutel zurückfließt. Wenn Friedrich alſo wegen dieſes Vorſchuſſes Lob verdient, ſo iſt es blos, weil er ſeine Pflicht that.

Das Juſtizweſen war unter Friedrichs Vater noch auf ſehr ſchlechtem Fuß; wie es überhaupt in einem Lande ſeyn muß, wo man die Präſidenten und Räthe mit dem ſpaniſchen Rohr herumprügelt. Friedrich ließ ſichs vorzüglich angelegen ſeyn, eine beſſere Juſtizpflege einzuführen.

Er zeichnete mit eben der Hand, mit der er Schlachten (**) gewonnen hatte, den erſten Plan zu ihrer Verbeſſerung vor. Alle Rechtshändel ſollten nun in einem Jahre durch drey Inſtanzen abgethan werden; die Prokuratoren wurden abgeſchaft, und noch mehr andere wohlgemeinte Einrichtungen getroffen.

De

(*) Ob Preuſſen wirklich ſeiner Lage nach, ein militäriſcher Staat ſeyn müße, das möchte den Berliner Autoren wohl etwas ſchwer werden, zu erweiſen.

A. d. H.

(**) Fiſcher, erſter Theil. Seite 235.

Der König ſetzte ſein Vertrauen auf ſeinen Juſtizminiſter Cocceji. Dieſer arbeitete mit Hülfe eines gewiſſen Franzoſen, Jariges, für Friedrichs deutſche Staaten das ſogenannte Corpus Juris Fridericanum aus.

Berliner Autoren und Göttinger Journaliſten (*) erhoben dieſen Codex bis zu den Sternen; Herr Büſching aber geſteht es ganz offenherzig (**), daß dieſes Juſtizwerk bey weitem nicht das unſterbliche Meiſterſtück war, wofür es Schmeichler und blos theoretiſche Beurtheiler erklärten; denn nach dem Ausſpruch dieſes großen Rechtsgelehrten ließ dieſes Landrecht, Ungewißheit, Dunkelheit und Zankmaterie in Menge übrig (***).

Die Prozeſſe waren nun freylich jährlich in gröſſerer Menge abgethan; allein der Großkanzler Jariges bewirkte es nur durch den militäriſchen Machtſpruch (†): Matſch! was fällt, das fällt! — — und der Fallenden waren nicht wenig.

Nach Coccejis Tode wurden mit der Juſtizpflege große Veränderungen vorgenommen; ſie gieng aber immer noch einen kränklichen Gang, bis ihr erſt in den letztern Lebensjahren des Königs der Großkanzler Carmer beſſer auf die Beine half. Die Juſtizräthe

(* Büſching, Seite 239.
(**) ebendaſelbſt.
(***) ebendaſelbſt.
(†) ebendaſelbſt.

Friedrichs Geschichtschreiber liefern uns noch mehrere Beyspiele. Ich will nur ein paar ausheben. (*).

Ein gemeiner Soldat vom Leibbataillon lebte mit dem König auf so vertrautem Fuß, daß er die Erlaubniß hatte, unangemeldet auf sein Zimmer zu kommen. Er nützte diese Freyheit, um von dem König öfters Geld zu begehren, das er dann im Wirthshause vertrank. Zu Zeiten schlug ihm Friedrich sein Begehren unter dem Vorwand ab, daß er kein Geld habe; Darauf antwortete der Soldat: Friz (**), schau einmal in deinen ledernen Beutel, du wirst wohl noch ein paar Dukaten darinn finden. Dieser Soldat hatte nun, als er einst Wache stand, mit seinem Offizier einen Streit, und hielt diesem das Bajonet entgegen, als wollte er ihn damit durchstoßen. Der Offizier läßt ihn festsetzen. Die Sache kömmt vor den König. Er befiehlt, daß man ihm den Prozeß mache. Der Kriegsrath verurtheilt ihn zum Tod, und der König unterschreibt das Urtheil, ohne ein Wort zu sagen. Jedermann glaubte, er würde Gnade erhalten; dieser Unglückliche selbst glaubte es so fest, daß er sich nicht zum Tod bereiten wollte, und

(*) Vie de Fréder. Tom. IV. pag. 328.

(**) So oft Friedrich durch die Stadt ritt, hatte er einen Schwarm muthwilliger Jungen um sich her, die tolles Zeug trieben. Einige warfen ihre Hüte in die Luft, andere neckten sein Pferd, und schrien: guten Tag, Friz! Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 334.

und bis am letzten Augenblick der Meinung war, man wolle ihn nur durch die Furcht strafen. Er betrog sich und wurde hingerichtet. — — — —

Ein gewisser Hauptmann S— erstach einen andern Offizier im Duell (*). Er wurde eingezogen, und der König konnte nicht umhin, ihm den Prozeß machen zu lassen. Nach den Gesetzen war er verloren. Friedrich liebte den Hauptmann, und dachte auf Mittel, ihn zu retten. Er ließ seinen Wunsch heimlich den Freunden dieses Offiziers stecken. — Um die Sache zu erleichtern, sagte er zum Hauptmann, der am selben Tage die Wache hatte: Hört! wenn ihr mir diese Nacht den S— entweichen laßt, so kommt ihr mir bey meinem Worte auf vier und zwanzig Stunden in Arrest.

Der Kapitän verstand den Wink. Wie es Mitternacht war, hieß er seinen Gefangenen frische Luft schöpfen. Einige Freunde von diesem standen bereits mit einer Postschäse in der Nähe, und entführten ihn. Am andern Morgen zeigte der Kapitän dem König diese Entweichung an. Friedrich stellte sich darüber sehr entrüstet, und schickte den Kapitän auf 24 Stunden in Arrest. — — —

Sowohl der Soldat als der Hauptmann hatten wider das Militärgesetz gesündiget, und doch mußte der Liebling des Königs sterben, und dem Kapitän half Friedrich selbst zur Flucht. —

Ein

(*) Vie de Fréder. Tom. IV. pag. 307.

Man sieht aus diesen wenigen Zügen, daß Friedrichs Gerechtigkeitsliebe oft die Tochter seiner Launen, seiner Ab- und Zuneigung war. —

Im Jahre 1747. wurde die Allianz mit Schweden geschlossen. Man suchte Rußland mit in den Bund zu ziehen; allein diese Macht hatte bereits ein Bündniß mit Oesterreich eingegangen.

Man machte in Berlin finstere Gesichter darüber. Beyde Höfe zerwarfen sich, und beriefen ihre Gesandten zurück.

Eigentlich hatte es Friedrich mit der russischen Kaiserinn durch einige spöttische Reden (*) verdorben, die er über Tafel von ihr führte, und die ihr dann wieder zu Ohren kamen. —

Friedrich war von Natur zum Spott aufgelegt. Wenn er bey Tafel saß, erzählte er Histörchen und Anekdoten von Kaisern, Königen, Fürsten und Privatpersonen — Diese wurden wiederholt, so oft ein neuer Gast bey Tische (**) war.

Je länger er an der Tafel saß, und je mehr der Wein in den Kopf stieg, je weniger zurückhaltend wurde er

in die Lobschrift auf den König zu setzen, weil sie vielleicht von der Gerechtigkeitsliebe des deutschen Salomo nicht die besten Begriffe gäbe. A. d. H.

(*) Herr Fischer sagt, daß es witzige Anmerkungen im Geschmacke des Juvenals waren. S. 1515

(**) Friedr. Karakter von Büsching, S. 21.

er (†). Seine beßten Freunde mußten die Zielſcheibe ſeines beiſſenden Witzes abgeben.

Voltär ſagt (††), daß es nicht möglich war, bey dem König auszuhalten. Man weiß wohl, ſagt er, daß man bey Königen etwas dulden müſſe, aber Friedrich misbrauchte etwas zu ſehr ſeinen Vorrang. Die Geſellſchaft hat ihre Geſetze, wenn ſie nicht eine Geſellſchaft von Löwen und Tiegern ſeyn will. Friedrich ſündigte immer wider das Geſetz: Niemanden etwas Unangenehmes zu ſagen. So fragte er öfters ſeinen Kammerherrn Pölniz, ob er nicht gern ſeine Religion zum viertenmal vrändern wollte? und bot ihm 100 Dukaten für ſeine Umſattlung an. — Bald ſagte er zu ihm: Ach mein Gott! lieber Pölniz! ich habe den Namen desjenigen vergeſſen, den er im Haag beſtohlen hat, da er ihm ſchlechtes Geld (*) für gutes verkaufte.

Eins

(†) Friedrich beſaß in Anſehung ſeines Körpers eine äußerſte Schamhaftigkeit. Er vermied ſelbſt ſeinen Dienern die Entblößung ſeines Körpers, und was in Kliſtierfällen nicht verhindert werden konnte, war ihm unangenehm. — Nicht einmal auf den Abtritt durften ihm ſeine Leute nachgehen. Um ſo unerwarteter waren ſeine äuſſerſt freyen Ausdrücke, deren er ſich bey Tiſch bediente, beſonders wenn die Tafel lang währte. Er gebrauchte keine Ehrbarkeit, ſondern nannte alles gerade bey den natürlichſten Namen. Büſching, Seite 30.

(††) Geheime Nachrichten. Seite 102.

(*) Wahrſcheinlich hatte Friedrich um dieſe Zeit noch nicht ſelbſt ſchlechtes Geld geſchlagen. A. d. H.

Einsmals war bey Tisch die Rede von den Anführern der leichten Truppen. Der König sagte, daß sie im letzten Krieg durch bloße Straßenräuber (*) angeführt wurden. Quintus Icilius, setzte er hinzu, (es war der Franzos Quichard, den er zum Obersten machte, und in einen Römer umtaufte) mußte alle mögliche Mühe anwenden, sich nach dem Krieg das Rauben abzugewöhnen. Wenn er neben mir ist, geb ich immer auf meine Tabatiere und meine Geldbörse acht, aus Furcht, er möchte sie mir wegschnappen. — Quintus Icilius nahm den Spaß übel auf. Wenn ich gestohlen und geraubt habe, sagte er zum König, so ist es nur auf Euer Majestät Befehl geschehen, und Sie haben immer den größten Theil von dem Raub gehabt.

Dem armen d'Argens (**) wurde eben so begegnet, doch blieben diese Opferthiere (***), da sie sonst nichts zu leben hatten, an Friedrichs Hofe.

Der freymüthige Herr Büsching bekennt selbst (†), daß die Gelehrten bey der persönlichen Bekanntschaft mit

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 361.

(**) Nach Herrn Büsching besaß d'Argens gute Kenntnisse der griechischen Sprache und Philosophie; schrieb munter und witzig, gieng weit im Zweifel, und hatte keinen festen Gemüthskarakter.

(***) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 103.

(†) Ueber Friedrichs Karakter. S. 42.

mit dem König selten etwas gewonnen; denn er wußte an ihnen immer mehr zu tadeln als zu loben. Betraf es nicht ihre Gelehrsamkeit und Bücher, so gieng es auf ihre (†) Person.

Es war dem König, sagt er (*), zur Natur geworden, fast an allen Dingen und Personen etwas lächerlich zu machen, und nie glänzte sein Witz mehr, als in solchen Fällen. Er ließ ihm auch um so mehr den Zügel, weil er glaubte, daß einem König seiner Art dies erlaubt sey. —

Graf Mirabeau möchte also doch Recht haben, wenn er sagt, daß Friedrich bey so einem Karakter nie die Liebe der Menschen gewann.

Das Jahr 1748. machte am 18. Oktober durch den Aachner Frieden, dem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich und den mitverbundenen Mächten, ein Ende.

Bey diesem Friedenschluß wurde dem König von den friedschließenden Partheyen, Schlesien sammt Glaz garantirt.

Es

(†) Unter andern begegnete er dem Abbe Bastiani, den er der italienischen Litteratur wegen bey sich hatte, sehr hart — oft sagte er zu ihm: Er stelle den Infamen vor, der auf den sieben Bergen sitzt. Vous etes mon plastron, c'est sur vous, qui je decoche tout mon venin.

Büsching, S. 77.

(*) Ebendaselbst.

vollkommenen Geſundheit des Kaiſers, und vorzüglich bey der gegenwärtigen Ruhe in Deutſchland und Europa, mit der Wahl nicht zu übereilen, und die Großjährigkeit des Erzherzogs abzuwarten hätte.

Allein Hannover, Mainz und Baiern antworteten, daß gerade die Zeit, wo Europa im Frieden lebte, die ſchicklichſte zur Wahl eines römiſchen Königs wäre; daß die Geſundheit des Kaiſers nicht beſorgen ließ, daß er etwan vor der Großjährigkeit des römiſchen Königs ſterben möchte, und daß es in jedem Fall beſſer ſey, einen minderjährigen Kaiſer, als gar keinen zu haben.

Es wurden über dieſen Gegenſtand eine Menge Schriften gewechſelt. Im Grund diente der Eigenſinn des Königs blos dazu, die Gemüther zu verbittern, und den Wienerhof noch mehr wider ihn aufzubringen.

Friedrich gab ſich bisher vergebliche Mühe, Voltären an ſeinen Hof zu ziehen. Er bedurfte eines Mannes, der ſeine Verſe ausbeſſerte, und im Fall der Noth ein elegantes Manifeſt (*) verfertigte.

Vol-

ſich einſt zu Potsdam auf einen Marmortiſch lehnte, den König durch zwey Worte: Le Roi reſſemble à cette table: dur et poli. (Der König gleicht dieſem Marmortiſch: Hart und geſchliffen.) Siehe Vie de Fréd. Tom. I. pag. 210.

(*) Man ſehe das erſte Bändchen. S. 58.

Vertrauen auf ſeinen Großkanzler, mit einem Federſtrich eine Anzahl guter Unterthanen zu Bettlern.

Friedrich macht dadurch in der Geſchichte Epoche, daß er die Mode einführte, größere Heere (*) im Frieden zu erhalten, als man vormals im Feld erſcheinen ließ; allein eben dieſe Mode reizte die Eiferſucht der übrigen Mächte.

Man muthete ihm Vergrößerungsabſichten zu, und bemühete ſich daher, dem anwachſenden Strom bey Zeiten einen Damm zu ſetzen.

Rußland rüſtete ſich mehr als je. Es vermehrte ſeine Truppen in Liefland, und ſchickte ganze Züge ſchweres Geſchütze dahin. In Finland traf man gegen die Gränzen von Schweden die nämlichen Anſtalten.

König Friedrich erklärte zwar öffentlich, daß er keine gefährlichen Abſichten gegen die ruſſiſche Kaiſerinn hegte, noch eine Regierungsveränderung in Schweden vorzunehmen ſuchte: er ſchrieb ſogar an den König von England, und bat ihn, das in der Aſche glimmende Feuer zu erſticken; aber man kehrte ſich in Rußland wenig an dieſe Verſicherungen, und Friedrich

 fühlte

Großkanzler die Meinung derb ſagte. Cocceji fand aber nicht für gut, ſich zu rechtfertigen, ungeachtet die alte Königinn und der Kabinetsminiſter Podewils es ihm ſehr nahe legten. S. 263.

(*) Fiſcher, erſter Theil. Seite 268. Eigentlich war Ludwig XIV. der Stifter ſtehender Armeen. A. d. H.

fühlte nun zu ſeinem Schaden (*), daß die Kaiſerin nen nicht ſo ungeahndet über ſich ſpotten laſſen, als D'Argens, ein Maupertuis, oder ein Kammerherr Pölnitz. — —

Es iſt natürlich, daß Oeſterreich bey dem großen Kriegsſpiel, das über kurz in Europa aufgeführt werden ſollte, nicht Willens war, einen Zuſchauer abzugeben.

Dieſe Macht könnte, wie Herr Fiſcher ſagt, den Verluſt von Schleſien nicht verſchmerzen, das zu ihrem großen Verdruß dem Könige jezt 8 Millionen einbrachte (**), da es vormals nur 2 Millionen abwarf. Das war freylich ein ſehr großer Abſtand; nur hätte man auch die Schleſier im Vertrauen befragen ſollen, ob ſie ſich auf dieſe wiederholte ſtarke preuſſiſche Aderläße ſo wohl befanden, als auf die öſterreichiſche gelind abführende Mittel?

Oeſterreich rüſtete ſich alſo nach dem Beyſpiel ſeiner Nachbarn. Man verbeſſerte die Kriegsverfaſſung, errichtete neue Regimenter, übte die Truppen, und führte die Grundſäze der preuſſiſchen (†) Taktik ein (††).

Im

(*) Les plaiſanteries de Fréderic ſur cette princeſſe lui coûtérent fort cher, et il ſentit trop tard, que le mal qu'ou dit d'autrui ne produit, que du mal.
V. Vie de Fréd. Tom. I. p. 331.

(**) Fiſcher, erſter Theil. S. 262.

(†) Vie de Fréder. Tom. I. p. 147.

(††) Vielleicht finden unſere Nachkömmlinge an dieſer preuſſiſchen Taktik manches zu ändern. Vielleicht glauben ſie,

Im Jahr 1750. fiengen in Deutſchland die Unterhandlungen wegen der Wahl eines römiſchen Königs an. **Mainz, Trier, Baiern** und **Hannover**, waren bereits über dieſe Wahl einig. Es war darum zu thun, auch die Stimmen von **Sachſen, Kölln** und **Brandenburg** zu gewinnen.

Der kaiſerliche Hof ließ durch ſeinen Geſandten dem König ſein Vorhaben eröffnen, und verſprach ſichs von ſeiner Freundſchaft, daß er durch ſeine Stimme dieſe Wahl erleichtern würde.

Es mag nun vielleicht den König verdroſſen haben, daß man erſt dann bey ihm anklopfte, als man bereits die meiſten übrigen Stimmen hatte: vielleicht träumte er ſich ſelbſt eine ſchmeichelhafte Ausſicht zur Kaiſerkrone, genug, er wollte von keiner Königswahl wiſſen.

Er erklärte in den höflichſten (*) Ausdrücken: daß man ſich bey der Blüthe des Alters und der

ſie, daß durch dieſelbe der perſönliche Muth des Soldaten erſtickt werde; vielleicht erfahren ſie es ſogar, daß dieſe preuſſiſche Taktik mit einer taktikloſen, aber muthvollen, von Patriotismus und Freyheitsgefühl entflammten Truppe es nicht aufnehmen könne. — — — A. d. H.

(*) Friedrichs Höflichkeit erſtreckte ſich nur auf Ausländer, und auf Leute, von denen er einigen Dienſt erwartete, oder die er ſonſt zu ſchonen Urſache hatte. Im allgemeinen machte er die andern gern lächerlich; er ließ ſie ſeinen Vorrang fühlen und ſagte Leuten, die es gar nicht verdienten, die bitterſten Dinge. Voltäre ſchilderte, als er

vollkommenen Gesundheit des Kaisers, und vorzüglich bey der gegenwärtigen Ruhe in Deutschland und Europa, mit der Wahl nicht zu übereilen, und die Großjährigkeit des Erzherzogs abzuwarten hätte.

Allein Hannover, Mainz und Baiern antworteten, daß gerade die Zeit, wo Europa im Frieden lebte, die schicklichste zur Wahl eines römischen Königs wäre; daß die Gesundheit des Kaisers nicht besorgen ließ, daß er etwan vor der Großjährigkeit des römischen Königs sterben möchte, und daß es in jedem Fall besser sey, einen minderjährigen Kaiser, als gar keinen zu haben.

Es wurden über diesen Gegenstand eine Menge Schriften gewechselt. Im Grund diente der Eigensinn des Königs blos dazu, die Gemüther zu verbittern, und den Wienerhof noch mehr wider ihn aufzubringen.

Friedrich gab sich bisher vergebliche Mühe, Voltären an seinen Hof zu ziehen. Er bedurfte eines Mannes, der seine Verse ausbesserte, und im Fall der Noth ein elegantes Manifest (*) verfertigte.

Vol-

sich einst zu Potsdam auf einen Marmortisch lehnte, den König durch zwey Worte: Le Roi ressemble à cette table: dur et poli. (Der König gleicht diesem Marmortisch: Hart und geschliffen.) Siehe Vie de Fréd. Tom. I. pag. 210.

(*) Man sehe das erste Bändchen. S. 58.

Maupertuis ſchrieb ein ſehr lächerliches Buch. Voltär glaubte, daß man über ein lächerliches Buch lachen dürfe, und lachte und ſpottete, und ſchrieb alſo dawider.

Friedrich ſelbſt fand das Werk ſeines Akademiepräſidenten lächerlich und unſinnig, und machte ſich in einer Schrift über das Loch zum Mittelpunkt der Erde, über die lateiniſche Stadt, die Harzkur, und mehr andere Albernheiten dieſes Buches luſtig.

Er wollte aber nicht, daß andere darüber ſchrieben und ſich luſtig machten. Sein Wahlſpruch war (*): keinen Lermen, wenn ich ihn nicht mache: Friedrich ließ alſo (ſein eigenes Werk ausgenommen) alles verbrennen, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben wurde.

Voltärs Schrift warf der König eigenhändig in den Kamin. Dieſer ſagte, daß ihm die Ehre verbrannt zu werden, nun zum zweytenmal wiederführe: in Paris, durch den Henker, und in Berlin, durch die Hände des Königs.

Indeſſen benahm ihm dieſes Autodafe die Luſt, länger an einem Hof zu leben, wo ſeine Freymüthigkeit einem König misfallen mußte, der unumſchränkter herrſchte, als der Großtürk (**), und der nur allein das Recht zu haben glaubte, über andere zu ſpotten, und alles lächerlich zu machen. Er befahl ſeinem Bedienten, ſo wie er aus dem Zimmer des Königs trat, ihm

(*) Geheime Nachrichten. Seite 89.
(**) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. S. 101.

sein Regierungsgeschäft verstehen: aber er soll es bleiben lassen, mich zu beurtheilen (*).

Ich werde reisen, ja ich werde reisen, und werd' es diesem König zeigen, daß ich noch nicht untergehe. —

Er reisete auch kurze Zeit darauf ab, und kam 1750. im Juni nach Berlin.

Voltäre wurde an Friedrichs Hof auf das freundschaftlichste aufgenommen. Er wohnte in den Zimmern des Marschalls von Sachsen, hatte die königlichen Bedienten zu seinem Befehl, bekam einen vergoldeten Kammerschlüssel an die Rocktasche, und den Verdienstorden um den Hals.

Seine ganze Beschäftigung war, die königlichen Verse auszubessern; dafür erhielt er für sich und seine Nichte jährlich 5000 Thaler.

Voltär bekennet selbst (**), daß er nichts angenehmers als diesen Stand kannte, und doch suchte er schon nach einem Jahr dieses Götterleben los zu werden.

Spötter thun selten lange gut bey einander; besonders wenn beyde Poeten sind.

Friedrich verglich seinen Gast mit einer Pomeranze (***), die man wegwirft, wenn man den Saft ausgedrückt hat; Voltäre hingegen sagte bey einer Gelegenheit, als ihm Friedrich eben Verse zum ausfeilen

(*) Vie de Fréderic II. Tom. IV. p. 39.

(**) Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 90.

(***) Ebendaselbst. Seite 94.

ſeilen ſchickte, daß er des Königs ſchmuzige Wäſche (*) waſchen müße.

Beyde Theile erfuhren die wechſelſeitige Spötterey. Voltäre wollte durchaus keine Pomeranze ſeyn, die man wegwirft, wann der Saft ausgedrückt iſt; den König aber verdroß es, daß Voltäre ſeine Verſe mit einer ſchmuzigen Wäſche (**) verglich, da doch in

 ſeiner

(*) Voila le Roi, qui m'envoye ſon linge ſale à blanchir. Vie de Fréd. Tom. IV. p. 202. Es war der General Manſtein, dem Voltär dieß ſagte, und der dann nicht ermangelte, dieſe Spötterey dem König zu hinterbringen.

(**) Das Gleichniß paßt ſo übel nicht. Es war wirklich Wäſcherarbeit, die Verſe eines Königs zu reinigen, der keine franzöſiſche Zeile ohne orthographiſche Fehler ſchreiben konnte, und doch franzöſiſche Verſe machen wollte. — Herr Büſching, der S. 32. ſelbſt einen fehlervollen Brief von des Königs eigner Hand anführt, ſucht unſern gekrönten Poeten dadurch zu entſchuldigen, daß die meiſten Könige ſchlecht orthographiſch ſchrieben; allein es iſt, mit Herrn Büſchings Erlaubniß, hier ein großer Unterſchied; denn die übrigen Könige hatten nicht die Raſerey, franzöſiſche Verſe zu machen. Wenn man den von Hrn. Büſching angeführten Originalbrief des Königs lieſt, ſo ſollte man glauben, daß Friedrich entweder dieſen (†) Brief nicht geſchrieben, oder die ſchönen Verſe nicht gemacht habe, die nach der Hand von ihm erſchienen.

Es iſt überhaupt ſchwer, über Friedrichs poetiſche und proſaiſche Werke zu urtheilen, ſagt unſer franzöſiſche Biograph, S. 102. 4ter Theil. Voltär rühmt ſich, daß er ſie verbeſſert habe; andere prahlen nach ſeinem Tode, daß ſie ihm die Materialien zu ſeiner

ihm den Verdienſtorden und den Kammerſchlüſſel abzunehmen: (*) befreyet mich, ſagte er, von dieſen ſchimpflichen Merkmaalen der Sklaverey. Er hieng darauf beyde an den Zimmerſchlüſſel (**) des Königs, und gieng von Potsdam nach Berlin, indem er die ſchönen Geiſter verwünſchte, die das Reich der ſchönen Wiſſenſchaften ſo beherrſchen wollen, wie ein (***) Regiment.

Friedrich ſchickte den Abbe Prades nach Berlin, um Voltären im Namen des Königs anzudeuten, daß er auf der Stelle dem Maupertuis (†) ſchriftlich Abbitte thue, und daß er, der Abbe, den Auftrag habe, dem König eine beſtimmte Antwort zu überbringen. *Qu'il aille ſe faire F...* (††) war Voltärs Antwort.

Wie! rief der erſchrockene Abbe, dieſe Antwort ſoll ich dem König bringen! Ja, ſagte Voltär, und Sie

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 48.

(**) Ebendaſelbſt.

(***) En maudiſſant les beaux eſprits, qui veulent gouverner l'impire des beaux lettres, comme un regiment. Vie de Fréd. T. IV. pag. 44.

(†) Herr Büſching nennt dieſen Maupertuis einen ſeichten aber eben deswegen hochmüthigen Gelehrten; von Voltären aber ſagt er: daß er ein Mann von unerſchöpflichem Witz, ein guter Dichter nach franzöſiſcher Art, ein ſchöner Stiliſt, ein theoretiſcher und practiſcher Komödiant, ein ſeichter Geſchichtkenner und Philoſoph, ein großer Spötter und ein geldhungriger Mann war. S. 75.

(††) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 48. Zu deutſch ungefähr: er ſoll zum Henker gehen; denn unſre deutſche Sprache iſt zu arm, um dieſe franzöſiſche Zotte beſtimmter zu geben.

zwölf Soldaten auf ſeinem Gaſthof bewacht, und mußte am Ende alle Koſten bezahlen.

Voltäre ſagt, daß es ihm ungefähr die Summe koſtete, die der König ausgab, ihn kommen zu laſſen.

In der Folge geſchah abermal eine Verſöhnung. Friedrich ſchickte ihm wieder ſeine ſchmuzige Wäſche zum Waſchen zu, und ſchlug ihm neuerdings vor, nach Berlin zu kommen; Voltäre aber war durch den Frankfurterauftritt bereits von der Eitelkeit geheilt, mit poetiſchen Königen (*) auf vertrautem Fuß zu leben.

Voltäre, der gewiß ein guter Beobachter war, hat uns eine Schilderung von Friederichs Privatleben hinterlaſſen. Sie kömmt im Weſentlichen mit dem Gemälde überein, das uns Herr Büſching davon aufgeſtellt hat.

Friedrich ſtand im Sommer um 5 Uhr Morgens, und im Winter um 6 auf, und kleidete ſich mit Hülf eines Bedienten, meiſtens aber allein an. Sein Zimmer war ganz artig. Ein prächtiges ſilbernes Geländer, mit kleinen ſehr gut geſchnittenen Amuretten geziert, ſchien das untere Geſtell eines Bettes zu ſchließen, von dem man die Vorhänge ſah. Aber hinter den Vorhängen war ſtatt des Bettes eine Bibliotheck. — Die eigentliche Liegerſtatt des Königs beſtand aus einem Gurtbett, mit einer dünnen Matraze, und ſtand hinter einem Schirm. Markus Aurelius Anto-

(*) Mais il ètoit corrigé de la vanitè de vivre familiérement avec les poétes-rois. Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 58.

Voltäre, der ſich neuerdings mit dem König zerwarf, bath um ſeine Entlaſſung. Friedrich ertheilt ſie ihm, läßt ihm aber Orden, Kammerſchlüſſel und Kontrakt abfordern.

Vier franzöſiſche Verſe (*) ſöhnen ſie wieder aus, und der ſo oft hin und her ſpazierte Kammerſchlüſſel kömmt wieder an Voltärs Rocktaſche. Es wird von keiner Abreiſe mehr geredt; nach drey Monaten aber bath Voltär um die Erlaubniß, die Brunnenkur vom Plombieres brauchen zu dürfen.

Es war ein bloßer Vorwand — Ich hielt noch ein Abendmahl des Damokles aus, ſagt Voltäre in ſeinen geheimen Nachrichten (**), nach welchem ich mit dem Verſprechen, wieder zu kommen, und dem feſten Vorſatz, ihn nie wieder zu ſehen, abreiſete.

Friedrich merkte, daß dieſe Brunnenkur ein Vorwand ſey, und ließ Voltären in Frankfurt anhalten. Dort forderte man ihm Kammerſchlüſſel, Orden, und die poetiſchen Werke des Königs wieder ab.

Er wurde auf Befehl ſeines königlichen Freundes, ſammt ſeiner Nichte durch einen ganzen Monat von zwölf

(*) Als Voltäre dem König ſeine Gnadenzeichen zurückſchickte, legte er folgende Verſe bey:

Je les reçus avec tendreſſe
Et je les rends avec douleur.
Comme un amant dans ſa fougueuſe ardeur
Rend le portrait de ſa maitreſſe.

(zu deutſch) Ich empfieng ſie mit Entzücken, und geb ſie mit Schmerzen zurück, ſo wie ein erzürnter Liebhaber in ſeiner erſten Hitze das Portrait ſeiner Geliebten zurück giebt.

(**) Seite 102.

zwölf Soldaten auf ſeinem Gaſthof bewacht, und mußte am Ende alle Koſten bezahlen.

Voltäre ſagt, daß es ihm ungefähr die Summe koſtete, die der König ausgab, ihn kommen zu laſſen.

In der Folge geſchah abermal eine Verſöhnung. Friedrich ſchickte ihm wieder ſeine ſchmutzige Wäſche zum Waſchen zu, und ſchlug ihm neuerdings vor, nach Berlin zu kommen; Voltäre aber war durch den Frankfurterauftritt bereits von der Eitelkeit geheilt, mit poetiſchen Königen (*) auf vertrautem Fuß zu leben.

Voltäre, der gewiß ein guter Beobachter war, hat uns eine Schilderung von Friederichs Privatleben hinterlaſſen. Sie kömmt im Weſentlichen mit dem Gemälde überein, das uns Herr Büſching davon aufgeſtellt hat.

Friedrich ſtand im Sommer um 5 Uhr Morgens, und im Winter um 6 auf, und kleidete ſich mit Hülf eines Bedienten, meiſtens aber allein an. Sein Zimmer war ganz artig. Ein prächtiges ſilbernes Geländer, mit kleinen ſehr gut geſchnittenen Amuretten geziert, ſchien das untere Geſtell eines Bettes zu ſchließen, von dem man die Vorhänge ſah. Aber hinter den Vorhängen war ſtatt des Bettes eine Bibliotheck. — Die eigentliche Liegerſtatt des Königs beſtand aus einem Gurtbett, mit einer dünnen Matratze, und ſtand hinter einem Schirm. Markus Aurelius Anto-

(*) Mais il étoit corrigé de la vanité de vivre familiérement avec les poétes-rois. Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 58.

Antoninus und Julianus, die zween Apoſtel des Stoyzismus konnten kein ſchlechters Lager haben.

Wann Seine Majeſtät angekleidet und geſtiefelt waren, ſchenkte der Stoyker einige Augenblicke dem Epikur (*).

Nach dieſem Jünglingszeitvertreib kam der Premierminiſter mit einem großen Pack Schriften unter dem Arm. Dieſer Premierminiſter war ein Stück von einem Schreiber. Er bewohnte den zweyten Stock im Hauſe des Kammerdieners und königlichen Lieblings Fredersdorf. —

Die Staatsſekretärs ſchickten alle Depeſchen an dieſen Beamten; dieſer machte einen Auszug, und der König ließ am Rande durch ein paar Worte darauf antworten, oder ſchrieb wohl auch eigenhändig die Antwort hin. Die Geſchäfte des Königreichs waren alſo in einer Stunde abgethan (**).

Sel-

(*) Es würde die Delikateſſe beleidigen, wenn ich, was Voltär in ſeinen geheimen Nachrichten noch weiter über dieſen Punkt ſagt, ganz herſetzte. A. d. H.

(**) Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ſo viel Geſchäfte in ſo kurzer Zeit abgethan werden konnten. Die Kabinetsſekretärs waren gröſtentheils geweſene Lakais des Königs, die nicht einmal Sprachkenntniß hatten. Es gab alſo Fehler und unbegreifliche Widerſprüche. Eine Sammlung von den drolligten Antworten dieſer Sekretäre wäre wirklich ein luſtiges Ding. Wenn man von dem König eine Gnade verlangte, ſo ſagte er öfters: höflich abgeſchlagen (dur et poli) oder zugeſtanden — zeigte er aber üble Launen, ſo ſetzte der Sekretär, ſo wie er Feind oder Freund des Bittſtellers oder gut oder übel von ihm bezahlt war, nach ſeiner eigenen Phantaſie einige Ausdrücke hinzu. Ich kannte einen Mann, der die Antwort des Königs immer voraus ſagte,

und

Selten kamen ſeine Staatsſekretäre und Miniſter mit ihm zur Rede; es gab ſogar einige, mit denen er nie geſprochen hatte. Sein verſtorbener Vater hatte dieſe Ordnung bey der Staatsverwaltung eingeführt. Alles wurde ſo militäriſch vollzogen, und der Gehorſam war ſo blind, daß ein Land von zweyhundert Meilen wie eine Abtey beherrſcht wurde.

Gegen eilf Uhr hielt Friedrich geſtiefelt in ſeinem Garten die Revüe des Leibregiments, und um die nämliche Stunde wurde ſie durch das ganze Land von ſeinen Oberſten mit den übrigen Regimentern gehalten. Nach

und ſich ſelten betrog. Der König unterzeichnete dieſe Kabinetsbefehle (wenn es nicht wichtige Staatsgeſchäfte waren) ohne ſie zu überleſen, und ließ alſo der Unwiſſenheit oder Bosheit ſeiner Sekretäre freyen Lauf. Daher ſo viel lächerliche Antworten, die man (wie ich glaube, nicht ganz ohne allen Grund, denn es war immer Friedrichs Schuld) auf Rechnung des Königs ſetzte, und die doch nur von ſeinen Sekretären herrührten. Oft ereignete es ſich, daß des Königs Antworten zweydeutig wie ein Orakelſpruch waren, und von beyden Theilen zu ihrem Vortheil ausgelegt wurden. Die Gerichtsſtellen wußten oft nicht, wie ſie die Kabinetsbefehle vollziehen ſollten, und entſchieden nach Eigenſinn oder Leidenſchaft. — Der König hieß ſeine Kabinetsräthe (†) gewöhnlich nur ſeine *Scribes*, und ſie waren auch nichts anders. Vie de Fréd. Tom. IV. p. 205.

(†) Herr Büſching, der den König zu entſchuldigen ſucht, ſo gut ſichs nur immer thun läßt, ſagt, daß dieſe Regierungsart ein vortreffliches Mittel gegen den Miniſter-Deſpotismus war, ſcheint aber nicht zu bedenken, daß die Unterthanen, der Habſucht ſchlecht bezahlter Sekretärs preis gegeben waren.

A. d. H.

Nach der Wachparade (*) speiſten ſeine Brüder die Prinzen, ein paar Generäle, und einige Kammerherren (**) an ſeiner Tafel, die ſo gut war, als ſie in einem Land ſeyn kann, wo weder Wildpret, noch gutes Schlachtfleiſch, noch Federvieh zu bekommen iſt, und wo man das Getreid aus Magdeburg holen muß. — Nach Tiſch begab er ſich allein in ſein Kabinet, wo er bis 5 oder 6 Uhr Verſe machte. (Hier ſcheint Voltär dem König etwas Unrecht zu thun, denn nach Herrn Büſching unterſchrieb er während dieſer Zeit die im Kabinet abgefaßte Briefe, und blies auf der Flöte.) Darauf kam ein junger Menſch, mit Namen D'Arget, der dem König vorlas. Um 7 Uhr fieng ein kleines Konzert an. Der König ſpielte darinn die Flöte (***), wie der Künſtler, und

(*) Nach der Wachparade gieng er in einen Saal, um zu ſehen, ob ihm niemand vorgeſtellt werde, oder ihn ſonſt jemand zu ſprechen verlange. Er verweilte einige Minuten, und machte ſeine Verbeugungen, wenn auch Niemand als ſeine Livereydiener zugegen waren.

Vie de Fréd. pag. 206.

(**) Die Sache muß ſich nach der Hand geändert haben; denn ſeine Brüder kamen faſt nie nach Potsdam, und ſpeiſten auch nicht mit ihm, auſſer im Karnaval zu Berlin. Ich weiß auch nicht, was Voltär mit ſeinen Kammerherren will. Dergleichen Leute wurden nie an ſeine Tafel gezogen; wohl aber gab Friedrich dieſen Titel einigen von ſeinen Lieblingen, und dann waren es ſolche Kammerherren, wie ungefähr Voltär, oder der Marquis d'Argent, und ſpäterhin Lucheſini.

Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 208.

(***) Man erzählt, daß ſich einſt ein Dorfpfarrer vor dem König auf der Flöte hören ließ. Friedrich, der die Flöten-

und es wurden oft Stücke von ſeiner eigenen Kompoſition aufgeführt.

Friedrich war ein raſender Liebhaber von Muſik. Tonkünſtler und Sänger wurden von ihm reichlich bezahlt, die guten Flötenſpieler ausgenommen (*), ſo wie er lange Zeit Niemand leiden konnte, der gute Verſe machte.

Ein Künſtler, der in ganz Europa für den beſten Flötenſpieler galt (**), kam nach Potsdam, und bat ſich die Gnade aus, vor dem König blaſen zu dürfen.

Friedrich ließ ihm auf ſein Kabinet kommen, und legte ihm von ſeiner eigenen Kompoſition (***) ein äuſſerſt ſchweres Stück vor.

Der Künſtler ſpielte es mit allem nur möglichen Geſchmack.

Er ſpielt vortreflich; ſagte der König, es freut mich, ſo einen Künſtler gehört zu haben.

tenſpieler nur immer mit einem Gegenkonzert belohnte, blies ihm nun auch ein Stückchen vor. Göttlich! herrlich! ſagte unſer Pfarrer, aber, hol mich der Teufel! keinen Takt — und der König ſoll geantwortet haben: hol mich der Teufel, er hats getroffen.

A. d. H.

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 211.

(**) Ebendaſelbſt.

(***) Herr Büſching ſagt Seite 21, daß Friedrich einige Kenntniſſe vom Generalbaß und von dem muſikaliſchen Satz hatte, und daß er ſelbſt Arien, Konzerte und über 100 Solos ſetzte; da er aber nur einige Kenntniſſe von dem muſikaliſchen Satz hatte, ſo wird es um ſeine Muſikkompoſition nicht beſſer ausgeſehen haben, als um ſeine Verſe.

A. d. H.

Ich muß ihm schon meine Zufriedenheit darüber bezeigen. Der entzückte Künstler überzählte schon im Geist die prächtige Belohnung.

Friedrich gieng seine Flöte zu holen, nun muß er auch mich hören, sagte er; er spielt darauf ein Konzert, und verabschiedet dann den Künstler mit seinem gewöhnlichen kleinen-Kompliment — — — — — — — — — — — —

Man speiste Abends in einem kleinen Saale, dessen sonderbarste Zierde ein Gemälde war, wozu er seinem Maler Pene, einem unsrer besten Koloristen, selbst die Zeichnung gab. Es war eine schlüpfrige priapeische Vorstellung (*). Man sah junge Mädchen und Nimphen, die in der Stellung der nächtlichen Liebe unter Faunen lagen; Amuretten, die die Scherze der Cyklopen sehr natürlich spielten; einige Personen, die aus vollem Halse lachten, indem sie diesen Liebeskämpfen zusahen; Turteltäubchen, die sich schnäbelten, Böcke, welche Ziegen, und Widders, die Schaafe bestiegen.

Die Mahlzeiten waren oft nicht weniger philosophisch. Ein verborgener Spion, sagt Voltär, der uns, dieses Gemäld zugleich sehend, zugehört hätte, würde geglaubt haben, die sieben Weisen Griechenlands in einem Bordell (**) zu hören. Niemals hat man an irgend einem Ort der Welt von allen abergläubischen Meinungen der Menschen mit so vieler Frey-

(*) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. S. 65.
(**) Geheime Nachrichten. S. 65.

Freyheit gesprochen, und niemals wurden sie mit mehr Spott und größerer Verachtung behandelt. Gott (*) wurde geehrt; aber wer immer in seinem Namen die Menschheit betrogen hatte, wurde nicht geschont.

Niemals betrat den Pallast weder Weib noch Priester; kurz, Friedrich lebte ohne Hof, ohne Rath, ohne Gottesdienst.

In den Wintermonaten machten die sogenannten Karnevalslustbarkeiten einige Veränderungen in der gewöhnlichen Lebensart des Königs. Er kam jährlich einige Tage, vor Weihnachten nach Berlin, wo er prächtige Opern, Bälle, Redouten und Gastmahle (**) gab. Es geschah aber mehr des Hofes, der Berliner und der (***) Fremden wegen.

Um diese Zeit verschwendete er, besonders an Gallatagen, vielen Pracht. Es war ein sehr schönes Schauspiel, den König an der Tafel, unter dem schön-

(*) Wann La Metrie mit an der Tafel war, so wird es auch um diese Verehrung windig ausgesehen haben; denn Voltäre nennt ihn selbst des Königs Atheisten. Dieser La Metrie war nach Herrn Büschings Ausspruch ein schlechter Arzt, aber ein guter Trinker, ein Erzspötter der Religion und ein Narr. Herr Büsching glaubt, daß man nur sein vom Kupferstecher Schmidt gestochenes Bildniß ansehen dürfe.

A. d. H.

(**) Unter Friedrichs scheinbarer Verschwendung lag immer eine eigennützige, ökonomische Absicht. Er gab diese prächtige Opern, um vermögliche Fremde in das Land zu locken.

A. d. H.

(***) Büsching über Fried. Karakter. S. 27.

ſten Service (*), umringen von zwanzig Reichsfürſten, dreißig Pagen und eben ſo vielen jungen Herzogen zu ſehen, die prächtig gekleidet, große goldene Schüſſeln von Maſſivarbeit trugen.

Die großen Staats- und Hofbedienten erſchienen dann; aber ſonſt kannte man ſie nicht.

Nach der Tafel gieng man in den großen Opernſaal, wo man die ſchönſten Stimmen hörte, und die beſten Tänzer ſah, die alle königlich bezahlt waren: indeſſen der italiäniſche Operndichter nur 2000 Livres hatte.

Dieſer Poet bezahlte ſich aber mit ſeinen eigenen Händen.

Er trennte (**) eines Tages in einer Kapelle des erſten Königs von Preuſſen, die alten goldenen Treſſen herab, womit ſie geziert war — Friedrich glaubte nichts dabey verloren zu haben, weil er nie eine Kapelle beſucht; überdies hatte er eben (er war damals ſchon im Beſitze von Schleſien) eine Abhandlung zu Gunſten der Räuber (***) geſchrieben, die in den Sammlungen ſeiner Akademie gedruckt worden iſt, und hielt es alſo nicht für thunlich, diesmal ſeine Schrift durch die That zu widerlegen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Des

(*) Dieſes Tafelſervis koſtete dem König eine Million und 300,000 Thaler. Fiſcher, S. 294.

(**) Geheime Nachrichten. S. 73.

(***) Voltär, in ſeinen geheimen Nachrichten. S. 73.

Des Königs Aufenthalt in Berlin dauerte nur ungefähr vier Wochen.

Er hörte mit seinem Geburtstage auf, und Friedrich kehrte um so vergnügter nach Potsdam zurück, je weniger ihm (*) Berlin gefiel.

Um die nämliche Zeit, als der Dichter Voltär aus Westen zum Salomo in Norden hinzog, schickte auch der Chan der Krimme, der von Friedrichs Thaten reden gehört hatte, aus Osten einen Gesandten nach Berlin.

Diese Gesandtschaft machte Aufsehen, besonders am russischen Hofe, wo man Nachricht haben wollte, daß der König an einem Bündnisse mit der Pforte arbeiten ließ. Die Sache war so unwahrscheinlich nicht. Bey einem Bruch mit Rußland wäre eine türkische Allianz allerdings sehr vortheilhaft gewesen.

Den 2ten Dezember gieng der russische Gesandte von Berlin ab, und alsogleich berief der König den Seinigen von Petersburg zurück.

Der russische Hof beschwerte sich, daß man seinem Gesandten in Berlin mit so wenig Achtung begegnet, daß man sich weigerte, die Abrufung der russischen Unterthanen aus fremden Diensten in die Berlinerzeitung einzurücken, und daß man zween russische Offiziere gefangen hielt. —

Der Berlinerhof antwortete hierauf, daß sich zween Höfe eben nicht deswegen entzweyen dürfen,

(*) Büsching, über Fried. Karakter. Seite 28.

wenn ein Gesandter nicht die Eigenschaft besitzt (*), sich durch sein Betragen Hochachtung zu erwerben: daß die in preussische Dienste geschickte Russen nicht mit der Bedingniß gegeben wurden, um sie nach Belieben abrufen zu können; und daß man die zween Offiziere deswegen gefangen gesetzt habe, weil sie ohne Abschied Preussen verlassen wollten. —

Nach dem Ausspruch der preussischen Geschichtschreiber, war es der Graf von Bestuchef, der diese Mishelligkeiten anzettelte, um den persönlichen Haß (**) der Kaiserinn gegen den König noch mehr in Gährung zu bringen.

Friedrich rächte sich an diesem Minister in einer poetischen Epistel. —

„Ich sehe die Hyperboreer, heißt es in der Ode über „die nordischen Unruhen, die Nachbarn der sinesi„schen Mauer, und die Völker an den Ufern des Dons „aufgerafft, ihrem eignen Untergang entgegen eilen. „Sie stehen bewundernd, daß ein Staatstyrann sie „alle zusammen an die Ostsee hat versammeln können. „Siehe du Geisel von Rußland, verwünschungswür„diger Minister, das ist die nichtswürdige Frucht „aller deiner Frevelthaten! Ungeheuer! das die Zwie„tracht aus der Hölle ausgespieen hat. — Es ist dein „treuloser Geist, es ist deine greuliche Wuth, welche „die Welt verwirrt.“ — —

In

(*) Wer verkennt hier Friedrichs *dur & pali!*

(**) Wie wir bereits wissen, entstand dieser Haß aus einigen satirischen Reden des Königs.

A. d. H.

In der Ode an die Königinn Ulrike kömmt es noch ärger.

„Ein Ungeheuer, das die Hölle an die Küſten „der Oſtſee auswarf, das der unverſöhnliche Haß mit „ſeiner Wuth geſäugt hat, das von der Zwietracht in „der ruchloſen Kunſt unterrichtet war, die der abſcheu„liche Machiavell (*) einſt zu Florenz lehrte, dies Un„geheuer erhob durch die Unterwerfung ſeiner weichli„chen Regentinn ſein ſtolzes Glück ganz nahe an den „Thron, und der bebende Ruſſe, den dieſer Wüthe„rich regiert, gehorcht in ſeiner Dummheit und aus „Niederträchtigkeit.“ u. ſ. w.

In dieſem Tone geht es noch durch mehrere Oden fort. Poetiſches Verdienſt iſt freylich wenig darinn; aber man ſieht wenigſtens, wie ſich Friedrich der Weiſe an fremden (**) Miniſtern und Höfen zu rächen pflegte.

Die Unterhandlungen wegen der römiſchen Königswahl währten noch immer fort. Marie Thereſe äuſſerte ſich, gegen den preuſſiſchen Geſandten bey ſeiner Abſchiedsaudienz (***), daß ſie ſich nicht ſchmei-

(*) Der nämliche Machiavell, den Friedrich als Prinz widerlegte, und als König in vielen Stücken zum Muſter nahm. A. d. H.

(**) Der ſächſiſche Staatsminiſter von Brühl wurde ebenfalls mit einer königl. Ode beehrt. Unglücklicher Sklave deines Glückes, heißt es, unumſchränkter Beherrſcher eines allzunachſichtigen Königs u. ſ. w.

(***) Fiſcher, erſter Theil, Seite 302.

cheln könnte, von dem König das geringste Merkmaal einer Höflichkeit empfangen zu haben.

Friedrich gab darauf dem kaiserlichen Gesandten in Berlin nicht undeutlich zu verstehen, daß die bisher durch eingestreute Schwierigkeiten immer noch verzögerte (*) Reichsgarantie des Dresdnerfrieden die Ursache seiner Widersetzlichkeit wär: er ließ auch sein Misvergnügen darüber blicken, daß man sich erst dann an ihn wandte, wie man mit den meisten Kurfürsten schon verstanden war.

Der kaiserliche Hof ließ nun durch ein Kommissionsdekret die Reichsversammlung wegen der Garantie von Schlesien in Bewegung setzen, und so erfolgte am 14. Mai 1751, jedoch mit Vorbehaltung der Reichsrechte, die seit 1746. vom König angesuchte Reichsgewährleistung.

Der Hauptstein des Anstoßes war also aus dem Weg geräumt, und der Wienerhof versprach sich nun von preussischer Seite mehr Nachgiebigkeit. Doch Friedrich hatte kaum was er wollte, so spannte er die Saiten schon wieder höher.

Er schrieb nun dem Wienerhof Bedingnisse vor, ohne welche die Königswahl nicht Statt haben könnte.

Man müßte erstens (**) unter seiner und (***) Frankreichs Vermittlung den Kuhrfürsten von der Pfalz

(*) Fischer, erster Theil, Seite 302.

[redacted]

[redacted]

[redacted]

Der Wienerhof glaubte, daß man ſolche gefährliche Unterthanen beſchränken müße.

Man traf die Verfügung, daß alle Proteſtanten aus den ſämmtlichen Erbländern nach Ungarn verpflanzt würden.

Es war nicht Religionshaß, wie Herr Fiſcher ſagt, ſondern Politik; aber freylich nicht die glücklichſte.

Eine weiſe Duldung hätte die Gemüther dieſer irrgeführten Unterthanen ſicher eher gewonnen.

Der evangeliſche Reichskörper machte Thereſien über dieſen Vorgang (*) ehrerbiethige Vorſtellungen; allein ſie wurden in der Antwort an ihren Reichstagsgeſandten mit (**) Heftigkeit verworfen.

Thereſie merkte wohl, wer dieſe Mine ſpringen ließ, und es mußte ſie natürlicher Weiſe verdrießen, daß Friedrich ſich ſogar in ihre innere Staatsangelegenheiten miſchte.

Der preuſſiſche Geſandte von Pollmann, gab ſich alle Mühe, auf dem Reichstag eine günſtige Erklärung in der oſtfrieſiſchen Sache zu bewirken; allein das Reichsgutachten fiel nachtheilig aus; der Kaiſer genehmigte daſſelbe, und die Sache ward an die Reichsgerichte gewieſen.

Der

(*) Fiſcher, erſter Theil, Seite 318.

(**) Fiſcher, ebendaſelbſt.

Der hitzige (*) Pollmann theilte eine Schrift aus, worinn er das Reichsgutachten für erſchlichen, und alſo für ungiltig erklärte. Er wollts es durchaus unterdrückt wiſſen; das geſchah nun nicht, und darüber ärgerte ſich Pollmann ſo ſehr, daß er kurz darauf vor Verdruß (**) ſtarb — Die damaligen preuſſiſchen Staatsſchriften waren überhaupt in hitzigen, heftigen Ausdrücken abgefaßt; man möchte ſagen: ſie hauchten Friedrichs Militärgeiſt. —

Um dieſe Zeit hörte Friedrich auf, die Freymaurerlogen zu beſuchen; in der Folge wurde es auch den freymaureriſchen Staatsminiſtern (***) verboten. Er bemerkte wohl, daß die Grundſätze dieſes Ordens nicht ganz in ſeinen Plan paßten.

Indeſſen ließ er ihnen doch die öffentliche Ausübung, und ſeinen Schutz — Die Freymaurer breiteten ſich auch in ſeinen Staaten ſo ſehr aus, daß ſie gleichſam allgemein (†) wurden. Das heißt, ſie hörten auf, Freymaurer zu ſeyn.

Die Mutterloge ſtimmte über Friedrichs Austritt (††) ein Trauerlied an: Verwayſte Brüder, heißt es darinn, opfert ihm mit Zähren, hier am geweihten Altar, ihm, der ein ſtarker Ring der

(*) Herr Fiſcher ſelbſt giebt ihm dieſen Namen, S. 327
(**) Fiſcher, S. 328.
(***) Ebendaſelbſt.
(†) Ebendaſelbſt.
(††) Es war die Loge zu den drey Kugeln in Berlin.

der Ordenskette gewesen war. — Man sieht aus diesem Paar Versen, daß es auch in den preussischen Logen schlechte Poeten gab.

Um den Kriegshimmel noch mehr zu umwölken, war schon seit zwey Jahren zwischen England und Preussen ein Zwist entstanden. England hatte im November 1752 einige preussische Fahrzeuge weggenommen.

Friedrich, der bisher immer vergebens auf Genugthuung drang, erklärte nun, daß er die noch auf Schlesien haftende, von ihm übernommene Schulden nicht weiter bezahlen wolle. —

Der König von England ließ in dieser Angelegenheit eine Kommißion niedersetzen — Friedrich war mit ihrer Entscheidung nicht zufrieden. — Er ernannte nun selbst Räthe, die den Handel untersuchen sollten. — Es wurde sehr viel Papier verschrieben; der Streit aber erst 1756 beygelegt, wo kleine Angelegenheiten weit wichtigern Platz machen mußten.

Der Zwietrachtsteufel war in die meisten Kabinetter gefahren, und Jedermann konnte ohne prophetischen Geist zwischen verschiedenen Höfen einen nahen Bruch vorhersehen.

England und Frankreich zanckten sich in Kanada über einen Fleck Erde, wo zweyhundert Meilen Landes nicht so viel werth sind als zwey in Europa. — Es kam zu Feindseligkeiten, ohne daß man sich den Krieg angekündigt hatte.

Frank-

Frankreich erklärte die Engländer als die Urheber davon; es vermehrte seine Landtruppen, und machte Miene, den König von England in seinen deutschen Besitzungen anzugreifen.

König Georg suchte durch Hülfe seines Parlaments sein Kuhrfürstenthum in Sicherheit zu setzen, und verband sich mit Rußland und Hessen. Man war auf dem Punkt, zugleich Russen und Franzosen in Deutschland zu sehen.

Preussen glaubte auf seiner Hut seyn zu müssen. Friedrich wußte von der Verbindung des Wiener- Dresdner- und Petersburgerhofes, die ihm nach seiner Meinung den Untergang geschworen hatten. Die Gewitterwolke neigte sich gegen ihn. Er sann auf einen Ableiter, und sein schlaues Genie half ihm aus der Klemme.

Eh sichs Jemand versah, erklärte er öffentlich, daß er jede französische Truppe, die sich in Deutschland blicken ließ, als Feind ansehen würde (*). Diese Drohung veränderte mit einemmal die Szene.

Die

(*) Eigentlich war Friedrich mit dem Operationsplan der Franzosen nicht zufrieden, wenn es gleich der nämliche war, den er selbst 1744. vorgezeichnet hatte. Herr Fischer sagt, daß zu seiner glücklichen Ausführung ein enges Verbündniß mit Preussen gehörte, welches aber Frankreich verwahrloserte. — Es mag seyn, — die Franzosen aber bezweifeln noch bis diese Stunde, daß dieser Friedrichische Plan der schlechteste unter allen nur möglichen Kriegsplanen war.

A. d. H.

habe (*), daß in der Allianz mit Rußland nichts wider den König enthalten wäre, und daß man also dem Wienerhof keineswegs die unangenehmen Auftritte zuschreiben könne, die der König zu befürchten scheint.

Auch diese Antwort war nicht nach Friedrichs Sinn. Es erschienen von beyden Seiten Staatsschriften, worinn jeder Theil die Schuld der ersten Kriegszurüstungen auf den andern zu wälzen suchte. Das gab dem König Zeit, sich in bessere Fassung zu setzen, und nun glaubte er, daß der Zeitpunkt gekommen, als ein zweyter Alexander den Knoten mit dem Schwert zu lösen.

Er hatte im sechs und zwanzigsten Kapitel seines Antimachiavells selbst die zuverläßigste Staatsregel gegeben: daß es besser sey zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen.

Er suchte also diese Regel, die gleichsam eine Familienregel (†) war, abermal in Ausübung zu bringen.

Er

(*) Friedrich rief eines Tags jähnend auf: Wird es denn nicht bald wieder einen Krieg geben? Vie de Fréderic. Tom. IV. pag. 64. Es ist also so unwahrscheinlich nicht, daß er die Kriegszurüstungen anfieng.

A. d. H.

Er ſetzte ſich mit Ende Auguſts in Bewegung, und rückte mit 40,000 Mann in Sachſen ein. Und ſo zündete Friedrich ſelbſt ein Kriegsfeuer an, das durch ganze ſieben Jahre fortbrannte, und im Eingeweide Deutſchlandes ſo ſchrecklich wüthete, daß noch jezt die Wunden bluten. — — —

Ende des zweyten Bändchens.

(†) La ſituation des Etats Pruſſiens fait aux Souverains de cette monarchie, une loi indiſpenſable de n'attendre jamais l'ennemi dans leur pais.

Vie de Fréd. Tom. II. pag. 6.

habe (*), daß in der Allianz mit Rußland nichts wider den König enthalten wäre, und daß man alſo dem Wienerhof keineswegs die unangenehmen Auftritte zuſchreiben könne, die der König zu befürchten ſcheint.

Auch dieſe Antwort war nicht nach Friedrichs Sinn. Es erſchienen von beyden Seiten Staatsſchriften, worinn jeder Theil die Schuld der erſten Kriegszurüſtungen auf den andern zu wälzen ſuchte. Das gab dem König Zeit, ſich in beſſere Faſſung zu ſetzen, und nun glaubte er, daß der Zeitpunkt gekommen, als ein zweyter Alexander den Knoten mit dem Schwert zu löſen.

Er hatte im ſechs und zwanzigſten Kapitel ſeines Antimachiavells ſelbſt die zuverläßigſte Staatsregel gegeben: daß es beſſer ſey zuvorkommen, als ſich zuvorkommen laſſen.

Er ſuchte alſo dieſe Regel, die gleichſam eine Familienregel (†) war, abermal in Ausübung zu bringen.

Er

(*) Friedrich rief eines Tags jähnend auf: Wird es denn nicht bald wieder einen Krieg geben? Vie de Fréderic. Tom. IV. pag. 64. Es iſt alſo ſo unwahrſcheinlich nicht, daß er die Kriegszurüſtungen anfieng.

A. d. H.

Leben
Friedrichs des Zweiten
Königs von Preuſſen.

ſkizzirt

von

einem freimüthigen Manne

Joseph Richter

Drittes Bändchen.

Amſterdam, 1789.

MEH

E 267

DD 404
R5
v. 3-4

Leben Friedrichs des Zweiten.

Drittes Bändchen.

DD 404
R5
v.3-4*

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

Leben
Friedrichs des Zweiten.

Drittes Bändchen.

Ein preußischer Offizier bemächtigte sich des geheimen *) Briefwechsels von 1746 bis 1756, der aus 40 Bänden bestand. Friederich schickte sie nach Berlin, und ließ es nun seinen Manifestmachern über, dieses neue Meisterstück seiner Politik vor der Welt zu beschönigen.

Wenn Fürsten es zu einem Bruch kommen lassen wollen, sagt Friedrich in seinen hinterlassenen Schriften **), so lassen sie sich durch den noch zum Manifeste fehlenden Stoff nicht abhalten, und überlassen einem arbeitsamen Rechtsgelehrten die Sorge, sie zu rechtfertigen.

Es fand sich auch mehr als eine preußische Feder, die es recht bündig bewiesen, daß es etwas sehr erlaubtes sei, als ***) Freund in ein fremdes Land zu kommen, und das geheime Archiv zu erbrechen.

Man führte Briefe an, worin König August seine Bereitwilligkeit zum Beitritt des Petersburgerbundes äußerte; wenn man nemlich vorläufig den Antheil bestimmte, der ihm bei einem glücklichen Kriege von Friedrichs Staaten zu Theil würde.

Allein

*) Fischers Geschichte, erster Th. S. 413.

**) Im dritten Band S. 53.

***) Friedrich hatte sich anfänglich nur den Durchzug bedungen, König August schickte damals seinen General Meagher an den König ab, um sich mit ihm über den unschädlichen Durchzug zu verabreden. Siehe Fischer S. 406.

Allein in diesem Petersburgerbündniß stand der ausdrückliche Artikel: daß dieß nur dann Statt haben sollte *), wenn Preußen am ersten dem Dresdner Vertrag untreu würde, und der angreifende Theil wäre.

Es war also eine bloße Defensivallianz, zu der Friedrichs Betragen diese drei benachbarten Häuser mehr als zu sehr berechtigte.

Dann war ja König August dieser Allianz noch nicht beigetretten. Bei seinem damaligen Mangel an Truppen, Geld und Festungen **) ist es, nach des Ministers Herzbergs eigenen Worten, noch ein Problem ***), ob dieses gefürchtete Projekt je zur Reife gelanget wäre — — Ja, dieser Minister war ehrlich genug, nach Friedrichs Tode öffentlich zu bekennen; daß ****) des Königs Beweise blos auf

*) Vie de Fred. Tom. I. p. 330. wo der ganze Vertrag ausführlich enthalten ist.

**) Vie de Freder. Tom. II. pag. 10.

***) Il restera toujours problématique, si ces projets auroient jamais été exécutés, et s'il auroit été plus dangereux de les attendre que de lesprevenir. *Herzberg memoire historique sur la derniere année de la Vie de Fred.*

****) Quoi qu'il en soit, la *curiosité du Roi* et la petite circonstance de la trahison d'un Clere Saxon, est la cause indubitable de cette terrible guerre de 7 ans. Man sehe Herzbergs besagtes *memoire historique sur la derniere année &c.*

Muthmaſſungen gegründet waren, und daß Friedrichs Vorwiz, nebſt der kleinen Verrätherei eines ſächſiſchen Abſchreibers, die unbezweifelte Urſache des ſchrecklichen ſiebenjährigen Krieges geweſen.

Die preußiſchen Manifeſtſchmiede wollten nicht, daß man die Beſitznehmung von Sachſen einen Einfall *), oder Einbruch, oder Angrif, oder Eroberung nannte; ſondern König Friederich hatte dieſes Land zur Sicherheit ſeiner Staaten blos in Verwahrung **) genommen.

Er fand es ſeinem Vortheil gemäß, nun auch die ſächſiſche Armee in Verwahrung zu nehmen. Er ſuchte ſie zu entwaffnen, und ſo ihre Vereinigung mit den Oeſterreichern zu verhindern.

König Auguſt hatte auf die Nachricht von Friedrichs ungebettenem Beſuche ſeine Truppen verſammelt, und ſtand in dem von Kunſt und Natur befeſtigten Lager bei Pirna an der Elbe.

Es war nicht wohl möglich, ſie in dieſer Lage anzugreifen. Friedrich ſchloß ſie alſo ein, und ſuchte ſie zur Uebergabe zu zwingen; indeſſen der übrige Theil ſeiner

*) Vie de Freder. Tom. II. pag. 10.

**) Ebendaſelbſt.

ſeiner Armee, unter Anführung des General Keiths, den Weg nach Böhmen nahm.

Böhmen hatte zwo Armeen, die ſtark genug waren, ſich Friederichs Unternehmungen zu widerſetzen. Ihre Anführer waren Braun und Fürſt Piccolomini.

Braun hatte den Auftrag, die ſächſiſche Armee, die bei Pirna noch immer im Schach ſtand, in Freiheit zu ſetzen. In dieſer Rückſicht verließ er ſeinen Poſten von Colin, und lagerte ſich bei Budin.

Friedrich nahm eine Verſtärkung aus Sachſen zu ſich, und zog ihm entgegen. Braun rückte bis in die Gegend von Lowoſiz vor, wo den 1 Oktober geſchlagen wurde.

Das Feuer währte von 7 Uhr früh, bis 3 Uhr Nachmittags. Beide Theile machten ſich den Sieg ſtreitig, bis endlich die Preußen *) das Feld behaupteten.

Braun verlor den Muth nicht. Er machte einen neuen Verſuch, das ſächſiſche Korps zu befreien.

Den 11 Oktober führte er 11000 Mann gegen Schandau nahe an das ſächſiſche Lager vor. Dieſer Marſch war ſo klug ausgeführt, daß die Preußen ihn erſt dann erfuhren, wie Braun ihnen bereits im Ge-

*) Oeſterreich und Preußen rühmten ſich des Sieges, und ſtellten Freudensbezeugungen an.
Fiſcher erſter Theil. Seite 445.

ſicht ſtand. Nach ſeinem Plan ſollten die Sachſen unter den Kanonen der Feſtung **Königſtein** bei Nacht ihr Lager verlaſſen, und über die Elbe ſetzen, während er, um ihren Uebergang zu ſichern, die Preuſſen bei **Schandau** angreifen würde.

Die Sache konnte nicht beſſer ausgedacht ſein; allein die nöthigen Schiffbrücken wurden erſt in der zwoten Nacht fertig, der Abzug aus dem Lager ging alſo langſam für ſich, daß die Sachſen erſt am 13 Oktober an dem beſtimmten Ort eintrafen. Die Preuſſen gewannen indeſſen Zeit ſich zu verſtärken. Braun fieng nun ſelbſt an, am guten Erfolg zu zweifeln, und zog ſich den 14 wieder nach Böhmen zurück. Die Sachſen waren nun nicht mehr durch ihr Lager geſchüzt; ſie ließen den Muth ſinken *), und ergaben ſich zu Kriegsgefangenen.

Friedrich nahm ſie nun im Ernſt in **Verwahrung**. Die Infanterie wurde in preußiſche Städte verlegt, und die Reuter vertheilte er unter ſeine Kavalerie.

König Auguſt bat, daß er ihm wenigſtens ſeine Garde laſſen möchte: Friedrich ſchlug es mit dem witzi-

*) Friedrich ſagt im dritten Band ſeiner hinterlaſſenen Schriften S. 103., daß blos der ſächſiſche General, welcher den Entwurf, auf dieſe Art zu entkommen, gemacht hatte, an dieſer ſo übel ausgeführten Unternehmung Schuld war.

witzigen Beisatz ab, *) daß er nicht gern die Mühe haben möchte, sie zum zweitenmal zu fangen.

Dieser unglückliche König mußte, nachdem er seine Erbstaaten, seine Armee, und seine Leibwache verlor, es noch als eine Gnade von Seite seines Ueberwinders ansehen, daß er ihm einen Geleitsbrief und Postpferde gab, die ihn nach Polen brachten. —

Die preußische Armee bezog darauf ihre Winterquartiere in Sachsen, wo sie auf Kosten des Landes lebte, das König Friedrich in Verwahrung genommen hatte.

General von Schwerin war von der Seite Schlesiens durch die Grafschaft Glaz in Böhmen eingedrungen, und hatte sich unweit Königsgrätz gelagert.

Es kam gleich die ersten Tage mit der österreichischen Avantgarde zu einem Scharmitzel, wobei die Preussen einigen Vortheil hatten.

König Friedrich mochte wohl Lust haben, auch Böhmen in Verwahrung zu nehmen; Fürst Piccolomini war aber in seinem Lager bei Königsgrätz so vortheilhaft verschanzt, daß ihm Schwerin nichts anhaben konnte.

Er

*) Vie de Fréd. Tom. II. pag. 15.

Er mußte also für diesmal unverrichteter Dinge aus Böhmen abziehen, und bezog gleich seinem König die Winterquartiere.

Friedrichs widerrechtlicher Einfall in Sachsen machte selbst Voltärs *) Galle rege. Er schrieb ein Gedicht, das er dem König zuschickte, und worin die merkwürdigen Stellen vorkommen:

„Von deinem Arme ward die Kriegsfurie gebän„diget und bezwungen; Ihr Tempel war geschlossen, „;und deine Staaten vergrößern sich. Bourbon er„hobst du zur Stuffe deiner Freunde; aber deine „Treue verläßt nun Frankreich und umarmt England „— Was für Früchte wird nun wohl deine edle Ar„beit hervorbringen — — — ?"

„Europa wiederhallt von dem Gebrülle deiner „Donner. Deine Hand schwingt die Fakel der Zwie„tracht; die Gefilde ertönen unter den Tritten deiner „stolzen Heerschaaren. Schon erbrichst du die Thore Leibzigs — Unglücklicher, siehst du nicht die Klüfte, „die unter deinen Füssen die Erde spalten?" — —

„Zween schreckliche Nebenbuhler sind von dir auf„gereizt. Schon ist ihr Stahl geschliffen; die Flam„me lodert. Ihr Donner wird wie ein Lichtstral dich „**) treffen. Einen Tag zu viel, beklagenswerther „Mo-

*) Fischer erster Theil, Seite 429.

**) Ohne ein paar glückliche Zufälle wär Voltär Prophet gewesen.

A. d. H.

„Monarch haſt du gelebt. In dieſem Augenblick „verläßt dich deine Weisheit, und du verlierſt dei„nen Ruhm.“

„Nicht mehr biſt du der Held, der gekrönte „Weltweiſe, welchen die ſchönen Künſte umrangen, „dem der Sieg nachfolgte — — Nur den ſtolzen „Krieger betrachteſt du itzt in dir, der mit der Fakel „in der Hand gewaltſam ſich den Weg öffnet, Städ„te verheeret, beraubt, verbrennt, die Rechte der „Völker und Könige verletzt, die Natur beleidiget, „und die Geſetze zum Schweigen bringt.“

Als Voltäre dieſe Ode ſchrieb, war er bereits wieder mit Friedrich ausgeſöhnt: es war alſo kein Ausbruch von Gehäßigkeit, ſondern Schmerzgefühl über beleidigtes Menſchen- und Völkerrecht, das ihn begeiſterte. — —

Friedrich, der ſich diesmal nicht anders rächen konnte, antwortete auf dieſes beiſſende Gedicht, in einer poetiſchen Gegenepiſtel: daß er nicht als Privatmann, ſondern als König denken — leben — und ſterben müſſe — Zugleich ſchrieb er eine Charakteriſtik von Voltären nieder, und ließ ſie einem engliſchen Blatte einrücken. Es war ein Glück für Voltären, nicht mehr in Friedrichs Staaten zu ſein.

Schon

Schon seit dem September 1756 hatte das *) Reichsgericht den König aufgefordert, als Störer**) des öffentlichen Friedens über sein Betragen Rechenschaft zu geben. Man befahl ihm seine Truppen aus Böhmen und Sachsen zurückzuziehen, und als er sich weigerte, erklärte man ihn in die Reichsacht.

Die Reichshofrathsschlüsse, Mandaten und Abmahnungsgebote sollen, wie Herr Fischer sich sehr höflich ausdrückt ***), in der stolzen Wienerhofsprache abgefaßt gewesen sein; indessen urtheilten die Reichsstände ganz anders darüber, Baiern, Pfalz, Wirtenberg, Mainz und Würzburg, schickten Theresien auf des Kaisers Ansuchen ansehnliche Hilfstruppen.

Frankreich bewilligte, statt der 24,000 Mann, nun 100,000 ****) und versprach noch mit zwo andern

*) Im ersten Band seiner hinterlassenen Schriften S. 66. nennt Friedrich den Reichstag zu Regensburg eine Art von Schattenbild.

**) Vie de Fred. Tom. II. p. 19.

***) Fischer erster Theil. Seit. 418.

****) Die französische Ungestümheit, welche den Geist dieser Nation von einem äusserstem zum andern treibt, der Mangel an Plan bei den Ministern, die bereits bei dem König obwaltende Erbitterung wider den König von Preussen, die Neuheit und die Mode, machten dieses Bündniß mit den Oesterreichern bei Hofe so beliebt, daß man es als ein Meisterstück der Staatsklug-

)ern Armeen am Rhein- und Mainſtrom zu erſcheis nen. Friedrich, der über die ganze Welt ſpottete, hatte einſt durch einige ſpöttiſche Reden das Herz der Marquiſe v. Pompadour *) verwundet; dieſe Dame trug nun nicht wenig dazu bei, ihren gekrönten Liebhaber wider den König aufzubringen, und Friedrich fühlte zu ſpät, daß man Damen dieſer Art nicht ungeſtraft beleidige.

Ueberdies war eine rußiſche Armee unter dem General Apraxin wieder das Königreich Preuſſen im Anzuge **) und Schweden war entſchloſſen, als Garant des weſtphäliſchen Friedens eine Armee nach Pommern aufbrechen zu laſſen. —

Friedrich zog ſich alſo durch ſeinen Vorwiz (par la curiosité), wie Herzberg es nennt ***), das fürchterlichſte Kriegsgewitter über das Haupt — — Man ſah, Frankreich, Rußland, Schweden, Ungarn,

klugheit betrachtete. Die Kaiſerl. Miniſter waren immer allein Mode, und ſie benutzten den Einfluß, den ſie auf Ludwig XV. Staatsrath hatten, ſo meiſterlich, daß durch ihre geſchickte Ränke ſtatt 24,000 Hilfstruppen, 100,000 über den Rhein gingen. — Dies ſind Friedrichs eigne Worte S. 111. im 3ten Band ſeiner Schriften, und ſagen ungefähr ſo viel: **Keine Ränke, keine Kabinetsſtreiche, wenn ich ſie nicht mache.**

*) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leb. S. 125.

**) Vie de Fréder. Tom. II. p. 19.

***) Man ſehe Seite 7. in dieſem Bändchen.

garn, die Hälfte Deutschlandes, und die Mächte des Reichs, wider den einzigen Markgrafen von Brandenburg in Waffen.

Ein Glück für Friedrich war, daß diese Mächte nicht alle zugleich; und die meisten erst spät in das Jahr hinein wider ihn auftreten konnten. —

Er entschloß sich also den Feldzug so früh als möglich zu eröffnen, und mit vereinigten Kräften diejenige Macht anzugreifen, die ihm die nächste und zugleich die gefährlichste war — — das war Marie Thereſie.

Ein einziger Glücksstreich konnte nach seiner Meinung die Projekte der übrigen Mächte gänzlich vereiteln.

Der Wienerhof merkte des Königs Absicht, und so wie dieser sich Angrifsplane machte, so entschloß man sich von Seite Oesterreichs, den Weg der Vertheidigung zu gehen.

Man wollte dadurch den mitverbundenen Mächten Zeit lassen, im Feld zu erscheinen, wo dann Friedrich natürlicherweise seine Armee zergliedern und sich schwächen müßte.

Nach diesem Plan vertheilte Braun seine Armee in vier Korps. Das eine stand unter Anführung des Herzogs von Aremberg, bei Eger; Braun blieb

mit

mit seinem Korps bei Budin, Graf Königsegg setzte sich bei Reichenberg, und das vierte behielt unter Serbelloni seine Posten in Mähren.

Auf diese Art glaubte Braun Böhmen gedeckt zu haben. Diese Korps konnten sich auf jeden Fall leicht zusammen ziehen, und dem Feind das Eindringen verwehren.

Friedrich machte aus seiner Armee ebenfalls vier Korps. Fürst Moriz stand mit dem seinigen bei Chemnitz; Friedrich nahm seinen Stand bei Lobkowiz, das dritte Korps kommandirte Bevern bei Zittau, und mit dem vierten blieb Schwerin in Schlesien. Der König hofte mit jedem von diesen Korps besonders in Böhmen einzudringen; um sie aber nicht der Gefahr auszusetzen, einzeln geschlagen zu werden, schrieb er ihnen zu ihrer Vereinigung gewisse Standpunkte vor.

Mit Anfangs Aprils brach Moriz mit seinem Korps auf, und vereinigte sich nach einigen falschen Bewegungen, wodurch er den Herzog von Aremberg irre führte, den 23 mit des Königs Armee, die ohne große Hinderniß über die Gebirge gedrungen war.

Friedrich gieng den 26ten über die Eger. Aremberg wollte sich mit dem Korps des General Braun vereinigen, stieß aber auf des Königs Armee, und zog sich gegen Welwarn zurück.

Als Braun sah, daß Friedrich über die Eger gegangen, und sich an seinem linken Flügel lagerte,

fand er für rathsam, das Lager bei Budin aufzuheben, und sich rükwärts nach Prag zu ziehen. — Es gelang ihm, ohne einen *) Mann zu verlieren.

Der König ließ darauf die Brücken bei Budin herstellen, und nahm seinen Weg nach Prag, wo er den 2ten Mai ankam.

Während dem war auch Bevern nach Reichenberg aufgebrochen, um sich mit dem Schwerin zu vereinigen. Er stieß auf den Grafen Königsegg, der mit 20,000 Mann in einem gut bedeckten Thal stand. Nach einem hartnäckigen Gefecht, wobei die Preussen schon zurückgeschlagen waren **) mußten endlich die Oestreicher das Thal verlassen.

Sie setzten sich wieder, als aber Graf Königsegg hörte, daß Schwerin mit seinem Korps im Anzug sei, verließ er seinen Posten, und suchte die Hauptarmee bei Prag zu erreichen, die damal Prinz Karl kommandirte.

Am 5ten Mai hatte Friedrich ebenfalls seine Macht beisammen. Die Oesterreicher standen fast unter den Kanonen der Festung, in einem wohl verschanzten Lager.

Es war ein Wagstück sie anzugreifen. Friedrich bestand das Abenteuer, und auch diesmal neigte sich das Glück auf die Seite der Kühnheit.

Der

*) Vie de Fred. Tom. II. pag. 25.
**) Ebendaselbst.

Der 6te Mai war es, wo die wohlthätige Frühlingssonne ſich in Strömen von Menſchenblut ſpiegeln mußte.

Friedrich war am Vorabend über die Moldau gegangen, und hatte ſich mit dem Korps des alten Schwerin vereiniget. Er überſah durch eine halbe Stunde von einer Anhöhe die Stellung der öſterreichiſchen Armee. — Sein Plan war, ſie gerade von vorne anzugreifen. Schwerin war nicht dieſer Meinung, und brachte es endlich dahin, daß Friedrich ihm erlaubte, am rechten Flügel den Angrif zu thun.

Er mußte nun einen Umweg nehmen, und dadurch gewannen die Kaiſerlichen Zeit, ſich zu verſtärken, und einige Anhöhen zu beſetzen.

Prinz Karl ließ das zweite Treffen in das erſte rücken, und ſchickte dem rechen Flügel 10 Kavalerieregimenter zu Hilfe.

Schwerin fand nun bald, daß ſich ein Anführer nicht wohl auf ein Fernglas verlaſſen könne. Die ſchönen Wieſen, die er zu ſehen glaubte, und worauf ſeine Kavalerie operiren ſollte, waren ein bloſſer Sumpf *). Die Soldaten fielen bis über die Knie in den Schlamm, und mehrere Bataillons mußten ihre Feldſtücke zurück laſſen.

Indeſſen ging es immer raſch vorwärts, es war des Königs Befehl, nicht zu feuern, ſondern mit vor-

*) Fiſcher, erſter Theil, Seite 500.

vorgelegten Bajonetten einzubrechen; allein die Kaiſerlichen ſchickten ihnen einen ſo greulichen Kartätſchenhagel *) entgegen, daß es nicht möglich war, die Lücken in den Bataillons auszufüllen. Es regnete Wolken von Kugeln **), die Grenadiers wankten, und wichen, die Regimenter folgten ihnen, und lieſſen ihre Kanonen im Stich.

Der preußiſchen Kavalerie ging es nicht beſſer. Sie wurde zweimal zurückgeworfen, und die Schlacht ſchien verloren ***) bis ein Zufall für Friedrich entſchied.

Schwerin, dem ein unzufriedener ****) Ausdruck des Königs in die Seele ging, und der vielleicht lieber nach dem Eliſeum als nach Spandau wandern *****) wollte, entriß, als er ſein eigenes Regiment wanken ſah, einem Fähnrich die Fahne; und ſtürzte mit den Worten: Wer keine Memme iſt, der folge mir, gegen den Feind. Doch er war kaum zwölf Schritte vorwärts, ſo flogen ihm fünf feindliche Kugeln in den Leib, und ſtreckten ihn todt zur Erde.

Sein

*) Fiſcher, erſter Theil, Seite 501.

**) Ebendaſelbſt.

***) Vie de Fred. Tom. II. p. 28.

****) Fiſcher, erſter Theil, Seite 502.

*****) Schwerin mußte allerdings fürchten, nach Spandau geſchickt zu werden. — Er hatte den Plan zu dieſem Angriff gemacht, und in ſo einem Punkt war mit Friedrich nicht zu ſpaſſen.

A. d. H.

Sein Fall war das Signal zum Sieg. Die Preuſſen faßten friſchen Muth, und rückten unerſchrocken vor. Prinz Heinrich und Ziethen thaten Wunder der Tapferkeit.

Der rechte Flügel der Oeſtrreicher beging den Fehler, daß er ſich im Verfolgen des preußiſchen linken Flügels zu ſehr von der Armee entfernte. Friedrich ließ alſogleich einige Regimenter in die Oefnung rücken. — Der rechte Flügel der Oeſterreicher war alſo getrennt; er kam zwiſchen zwei Feuer, und mußte ſich nach Beneſchau zurück ziehen.

Nun fiel Friedrich den linken Flügel mit aller Heftigkeit an. Es gab ein ſchreckliches Blutbad — Die Oeſtreicher mußten endlich weichen, und ſich in die Stadt werfen. Die zu haſtige Verfolgung ihres Sieges *) war alſo die Urſache ihrer Niederlage.

Sie büßten bei **) 19000 Mann ein, und bei 5000 Mann wurden gefangen, der würdige ***) General Braun ſtarb an ſeinen Wunden. Friedrich hatte bei 18000 an Todten und Verwundeten. —

Man möchte ſagen, daß Schwerin dem König die Schlacht bei Mollwiz lebend und die bei Prag

 ſterbend

*) Vie de Fred. Tom. II. p. 28.

**) Ebendaſelbſt.

***) Browne oder Braun, ein ſehr würdiger General, ſtarb bald an ſeinen Wunden. Er und Schwerin hatten ſich vor Eröffnung des letzten Feldzugs im Karlsbade kennen gelernt, und einander alle Höflichkeit erzeigt. Fiſcher S. 506.

sterbend gewonnen habe — ohne Schwerins*) verzweifelnden Muth, und den Fehler des im Sieg zu rasch gewesenen österreichischen rechten Flügels, war es um Friedrich geschehen.

Wir hätten also abermal eine Schlacht, wovon der glückliche Ausgang, die Folge eines Zufalls war. —

Schwerin bekam für die fünf Kugeln im Leibe auf einem Plaz in Berlin eine Statue**) von Marmor. — Man sagt auch, der König habe beim Anblik seines todten Generals Thränen vergossen. — Er hatte allerdings Ursach; denn man findet nicht immer einen General, der die Schnitzer***) eines Königs gut macht.

Friedrich schrieb vom Wahlplaz aus der Königl. Mutter nach Berlin: **** der Feldzug ist für die Oesterrei-

*) Schwerins Leute drängten sich izt aus den engen Wegen heraus, und eilten den Tod ihres tapfern Feldherrn am Feinde zu rächen.

Fischer erster Theil, S. 503.

**) Sie ist ganz im römischen Kostume; nur hat Schwerin den Degen und den preußischen Orden um, und das macht einen von Herzen schlechten Effekt.

Vie de Frederic T. II. p. 254.

***) Z. B. die Schlacht bey Mollwiz.

A. d. H.

****) Fischer, erster Theil, Seite 507.

ſterreicher verloren, und ich habe mit 150,000 Mann freie Hände. Wir ſind Meiſter von einem Königreich, das uns Geld und Mannſchaft liefern wird. Einen Theil meiner Truppen werd ich abſenden, um den Franzoſen ein Kompliment zu machen, und mit dem Ueberreſt will ich die Oeſterreicher verfolgen.

Was Friedrich ſeiner königlichen Mutter ſchrieb, das glaubte faſt ganz Europa mit ihm. Man wettete *) darauf, daß er die fliehenden Oeſterreicher zernichten, Prag einnehmen, und ſich von ganz Böhmen Meiſter machen werde —

Friedrich und Europa betrogen ſich. Das eigenſinnige Glück hatte diesmal die Karte zu Gunſten Oeſterreichs gemiſcht. Es war beſtimmt, daß Friedrich wenig Wochen darauf Böhmen verlaſſen ſollte.

Der Herzog von Bevern war mit 20,000 Mann dem rechten Flügel der kaiſerlichen Armee nachgeſetzt; konnte aber nicht verhindern, daß ſich dieſer bei Kolin mit einem andern öſterreichiſchen Korps vereinigte. Dieſes zog Verſtärkungen aus Mähren und Ungarn an ſich, und wuchs in kurzer Zeit zu einer anſehnlichen Armee an, worüber Daun das Kommando erhielt.

*) Vie de Frederic Tom. II. p. 30.

Prinz Karl *) hatte sich mit 40,000 Mann und einer Menge Prinzen in Prag einsperren lassen. Die Noth war aufs höchste gestiegen. Ein großer Theil der Gebäude lag im Schutt. Die Geistlichkeit **) und die Bürger drangen auf die Uebergabe. Friedrich zog die Belagerung immer enger zusammen. Prag konnte sich nur wenige Tage mehr halten.

Daun suchte sich der bedrängten Stadt zu nähern, um den eingesperrten Vögeln Luft zu machen ***). Er drückte Bevern zurück, der sich seinem Vordringen widersetzen wollte. Friedrich ließ nun das Belagerungsgeschäft dem General Keith über, und zog mit 23 Bataillons und 90 Eskadrons Daun entgegen — Kenner der Kriegskunst finden diesen Schritt fehlerhaft ****). Der König, sagen sie *****), hätte nun

*) Dieser Prinz wahr sehr glücklich in der Wahl eines Lagers; aber wann es zur Schlacht kam, schien ihm die Gegenwart des Geistes, oder sein Glück zu verlassen. A. d. H.

**) Fischer S. 514.

***) Friedrich wollte es für gewiß gewußt haben, daß Daun den Befehl hatte, alles zu wagen, um den Herzog von Lothringen zu befreien. Im 3ten Band seiner Schriften S. 150.

****) Das scheint aber Friedrich nicht einzugestehen. Er sagt S. 143. im 3ten Band seiner Schriften nur ganz lakonisch: Man mußte sich dem Feldmarschall Daun entgegen stellen; man mußte eine Schlacht liefern und — man war unglücklich.

*****) Vie de Friederic Tom. II. p. 31.

nur eine vortheilhafte Stellung nehmen, und das weitere Vorrücken der Oesterreicher verhindern dürfen. Sollte aber Daun mit Gewalt haben durchdringen wollen, so konnte ihn Friedrich im flachen Feld zur Schlacht nöthigen.

Allein Friedrich trozte auf sein Glück, und zerstieß sich wie ein zweiter Hanibal — — an Oesterreichs Fabius den Kopf.

Daun *) hatte die Anhöhen zwischen Kollin und Planian besetzt, und erwartete in dieser Stellung den Angrif des Feindes. — Seine beiden Flügel lehnten sich an kleine Berge, die ebenfalls mit Kanonen besetzt waren.

Am 18 Juni grief Friederich mit seinen Grenadiers die Seite des rechten Flügels an, den Daun alsogleich verstärkte.

Die Preussen waren die steilen Anhöhen hinaufgeklettert. Sie bemächtigten sich eines Dorfes und einiger Batterien, und drückten bereits die Flanke hin-

*) Unser französische Autor sagt S. 21. von diesem Anführer, daß er der erste General war, der sich mit Friedrich messen konnte. Er besaß die Kunst, alle Bewegungen des Königs zu beobachten und seine Absichten zu errathen. Er wich ihm bald aus, und kam ihm bald durch geschickte Wendungen zuvor; vermied die Schlacht in der Ebne, oder nahm sie nur an, wenn er es für vortheilhaft fand.

ter den rechten Flügel zurück — Der Sieg schien sich schon auf preußische Seite zu neigen: allein nun nahm die Sache eine andere Wendung.

Die Preussen glaubten sich des Sieges gewiß, und drangen immer tiefer in den rechten Flügel der Oesterreicher ein. Moriz brannte *) vor Begierde, ebenfalls an diesem Sieg Theil zu nehmen: er ließ die Infantrie seines rechten Flügels gegen die feindliche Linie vorrücken.

Diese hatte den natürlichen Vortheil der Anhöhen und starke Batterien für sich.

Die Preussen werden zurükgeschlagen. Es entstand eine Lüke, und die Flügel wurden getrennt.

Die Kavalerie und besonders die sächsische leichte Reuterei machte sich diesen Umstand zu nutzen. Sie fiel der preußischen Infanterie in den Rücken, und richtete große **) Verwüstung an.

Man gab sich alle Mühe, die Regimenter Bevern und Hülsen wieder ins Feuer zu bringen. Des Königs lakonische Anrede: Ihr Racker wollt ihr ewig leben, belebte die Truppen mit neuem ***) Muth. Die Prinzen Heinrich und Ferdinand stellten sich an die Spitze der Grenadiers; allein das Siegesloos war für Oesterreich geworfen.

Jeder

*) Prince Moriz brûloit d'y prendre part.
Vie de Fred. p. 32.

**) Fischer, erster Theil, S. 523.

***) Ebendaselbst.

Jeder neue Angrif war ein neues Blutbad. Die Hälfte der preußiſchen Bataillons wurde durch das Kanonen- und Musquetenfeuer *) der Oeſterreicher hinweggeraffet. Siebenmal grif Friedrich an, und ſiebenmal wurd er zurückgeſchlagen. Sein rechter Flügel war nicht glücklicher, und wurde ebenfalls zum Weichen gebracht — Friedrich gab endlich ſein Vorhaben auf, und zog ſich mit ſeiner auf die Hälfte zuſammengeſchmolzenen **) Armee nach Nimburg zurück.

Er ließ 6500 Mann todt auf dem Schlachtfeld, und mehr als 12000 waren verwundet, gefangen, oder zum Feind übergegangen —

Die preußiſchen Geſchichtſchreiber geben ſich alle Mühe zu beweiſen, daß die Schlacht wegen des vortreflichen Plans, nie hätte verloren gehen können. Sie laſſen ſogar einen rußiſchen General als Advokat auftreten ***) der da ſagt: **daß nicht die Oeſterreicher, ſondern ſeine eigene Generäle** ****) **den Kö-**

nig

*) Vie de Fréder. Tom. II. p. 33.

**) Avec son armée diminuée de moitié.
Vie de Fred. p. 34.

***) Fiſchers erſter Theil Seite 524.

**** Friedrich ſchrieb den dritten Tag nach ſeiner Niederlage an den Lord Marſchall in Neufchatel: „Die Kaiſerl. Grenadiers ſind vortrefliche Leute. Hundert Kompagnien vertheidigten eine Anhöhe, die meine beſte Infanterie nicht einneh-

nig geſchlagen haben, die von allem, was er ihnen befahl, Gott weiß warum, das Gegentheil thaten — — Friedrich läßt zwar ſelbſt einige ähnliche Gedanken in den 3ten Band ſeiner Schriften S. 153 einfließen, und ſcheint die Schuld auf Ziethen und Moriz zu ſchieben; allein nach einer verlornen Schlacht beweiſen wollen, daß man ſie gewonnen hätte,

nehmen konnte. Ferdinand, der ſie anführte, grif ſiebenmal an, aber vergebens. Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen, und wohlbedienten Artillerie, die Lichtenſteinen Ehre macht — — — Einige Regimenter von mir wurden zuſammen geſchoſſen — — Das Glück mein lieber Lord flößt uns oft ein ſchädliches Vertrauen ein. Drey und zwanzig Bataillons waren nicht hinreichend, ſechzig tauſend Mann aus einem vortheilhaften Poſten zu vertreiben. Ein andermal beſſer. Das Glück wandte mir den Rücken. Ich hätte es vermuthen können. Es iſt ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant u. ſ. w. Allein Friedrich ſagt kein Wort, daß ſeine Generäle an dem Verluſt der Schlacht Schuld wären, und er war doch ſicher nicht der Mann, der die Fehler ſeiner Generals auf ſich nahm. Herr Fiſcher ſagt zwar Seite 526, daß Friedrich die wahren Umſtände nie erfahren habe: dadurch macht er aber der Weisheit und Einſicht des Königs ein ſchlechtes Kompliment.

A. d. H.

te, kömmt mir eben ſo vor, als wenn ein Kabaliſt nach erfolgter Ziehung zu beweiſen ſucht, daß die Terno unfehlbar war.

Wer ihn nun immer ſchlug, ſo war doch Friedrich einmal geſchlagen, und unmöglich läßt ſich auf dem Papier eine Schlacht zurück gewinnen, die man im Feld verloren hat. — —

Niemand gewann mehr durch dieſe Schlacht als die Prager. Die Belagerung ward am andern Morgen aufgehoben. Sie nannten Daun ihren Heiland und Erretter. Wenig Städte hatten, wie Prag, das Schickſal, große Armeen in ihre Mauern aufzunehmen, und dann belagert zu werden.

Friedrich hätte die guten Prager es diesmal empfinden laſſen. Er erinnerte ſich noch an den Abſchied von 1744, und ſeine Soldaten hatten die Nachttöpfe *) nicht vergeſſen. Wenn Prag nicht eingenommen wurde, ſo legen einige Geſchichtſchreiber die Schuld auf der Preuſſen wenige Erfahrung in der **) Belagerungskunſt.

Friedrich theilte nach der unglücklichen Schlacht bei Kölln ſeine Armee in zwei Korps. Eines davon führte

*) Man ſehe das 2te Bändchen S. 19.

**) Sur le peu d'expérience des Prussiens dans l'art des siéges.

Vie de Freder. Tom. II. pag. 34.

führte er nach Sachsen, und das andre schickte er mit seinem Bruder dem Erbprinzen nach der Lausitz.

Er selbst kam ohne Verlust durch; allein die Armee des Erbprinzen war nicht so glücklich. Daun nahm Gabel weg, dadurch war der Prinz von dem Magazin in Zittau abgeschnitten. Er suchte sich einen Weg durch Kamnitz, verlor aber auf diesem Marsch einen grossen Theil der Bagage *) und viele Pferde. Er mußte einen Umweg nehmen, um nach Zittau zu kommen; die Oesterreicher gewannen den Vorsprung, und bemächtigten sich des vortheilhaften Postens bei Ekelsberg. Des Prinzen Armee war in Gefahr zu verhungern, wenn nicht General Winterfeld Mittel gefunden hätte, etwas Brod aus Zittau herbei zu schaffen.

Die Oesterreicher hatten nun Batterien errichtet, und fiengen an, die Stadt zu bombardiren, die bald in Flammen stand. Die Garnison konnte sich nicht länger halten. Sechs Bataillons waren so glücklich, die Armee des Prinzen zu erreichen. Der Kommendant wurde sammt dem Major v. Kleist gefangen, und ein sächsisches Bataillon Grenadiers stürmte selbst das Frauenthor, und ging zu den Oesterreichern über.

Der Kronprinz wußte in dieser mislichen Lage kein bessers Mittel, als sich eilfertigst gegen Bautzen zu ziehen, um aus Dresden seinen Unterhalt zu empfangen. Der König kam ihm dort mit seinem Korps entgegen, und

*) Vie de Frédric Tom. II. 35.

und übernahm das Kommando der Armee; der Prinz aber fiel sammt den mit sich gehabten Generälen in Ungnade. Friedrich machte ihnen das nicht seht verbindliche Kompliment*) daß er dem Erbprinzen und seinen Generälen die Köpfe müßte abschlagen lassen, wenn er nach Recht verfahren wollte. Dieses Kompliment, und ein Brief, den ihm Friedrich kurz darauf schrieb, gingen dem in der Sache unschuldigen Prinzen so zu Herzen, daß er kein Jahr mehr lebte, und so mußte der arme Prinz **) August Wilhelm ein Opfer der übeln ***) Laune werden, die dem König seit der Schlacht bei Kollin anklebte.

Friedrich wollte die Scharte auswetzen, und brach den 16ten August mit seiner verstärkten Armee gegen Zittau auf. — Er fand die Oesterreicher in einer vortreflichen Lage; es wäre ****) Kühnheit gewesen, sie anzugreifen.

Einige Wochen früher hätte er das Wagstück vielleicht unternommen; allein die Kollinerschlacht hatte das

*) Fischer erster Theil Seite 572.

**) Herr Büsching sagt S. 183, daß er einen vortreflichen Gemüthskarakter besaß, und daß der im Jahr 1769 erschienene Briefwechsel zwischen ihm und dem König, den Leser für den Prinzen einnehme.

***) Büsching S. 180.

****) Il y auroit eu de la temerité. Vie de Fr. Tom. II. p. 37.

das Blut etwas abgekühlt: Friedrich machte also den klugen, und kehrte nach Sachsen zurück.

Der Sieg bei Kollin war das Signal für Rußland, Frankreich, Schweden, und die Reichsarmee. Friedrich konnte seine langen und schmalen Staaten nicht alle zugleich vertheidigen.

Die Russen waren mit *) 100,000 Mann unter dem General Apraxin in Preussen eingedrungen — Der preußische General Lewald konnte ihnen keinen Damm setzen, und ward bald bis Königsberg zurück gerückt.

Den 30 August kam es bei Großjägersdorf zu einer Schlacht; wobei das Glück abermal den Preussen den Rücken kehrte — Sie liessen 4000 Mann und verloren 12 Kanonen.

Die Russen geriethen anfänglich in Unordnung und waren überwunden, wenn nicht Romanzow herbei eilte, und dem Treffen den Ausschlag gab. —

Jedermann glaubte, die Russen würden nach diesem Sieg Wunder thun — Sie blieben aber unthätig bei Jägersdorf stehen, und zogen sich dann bis Memmel — Das Räthsel klärte sich auf. Der russische Reichskanzler Bestuschef ward indessen von Preussen **) gewonnen, und rief eigenmächtig den General Apra-

*) Vie de Fred. Tom. V. pag. 39.

**) Damals, sagt Trenk im ersten Theil seiner Lebensgeschichte, standen Bestuschef und Apraxin bereits in preußischem Sold, und Trenk war gewiß durch

Apraxin mit seiner Armee zurück — Kurz darauf büßte er seine Verrätherei mit der Verbannung nach Siberien.

Um die nämliche Zeit waren die Schweden in Preußisch Pommern eingerückt, wo sie nichts aufhielt, bis in die Mark Brandenburg vorzudringen. Eine kleine englische Flotte in der Ostsee konnte ihre Landung hindern; aber sie erschien nicht. Die Schweden nahmen ohne Anstand Anklam, Demmin, Passewalk, und mehr andere Städte in Besitz, die sie aber in der Folge wieder verliessen.

Die französische Armee war schon im April über den Rhein gegangen, und hatte sich so gelagert, daß sie Hanover und die preußischen Länder zugleich angreifen konnte. Friedrich ließ die Vertheidigung seiner westphälischen *) Staaten der vereinigten Armee seiner Alliirten über, die aus 50,000 Mann bestand, und den Herzog von Cumberland zum Anführer hatte. Sie konnte die Franzosen nicht abhalten, über die Weser zu gehen, und wurde den 26 Juli bei Hastenbek durch den Marschall d'Etree geschlagen.

Die

durch die Frau Großkanzlerin mit dem rußischen Kabinet gut bekannt.

A. d. H.

*) Herr Fischer bemerkt S. 533, König Friedrich habe es vorgesehen, daß sich die Franzosen nicht lange in einem Lande (nämlich in Westphalen) würden erhalten können, das kaum seine Einwohner ernährt.

Die siegreichen Franzosen drückten sie bis Stade zurück, und nöthigten diese geschlagene Armee zu Kloster-Seven einen Vertrag einzugehen, der sie in gänzliche *) Unthätigkeit versetzte.

Nun waren die preußischen Länder in Westphalen den Franzosen preisgegeben, die das preußische Wappen abnahmen, die Landeseinkünfte einzogen, und die Länder für erobert erklärten, ohne sichs zu Herzen zu nehmen, daß der Eigenthümer dieser Länder selbst mehr Franzos als Deutscher war, und französische Verse machte — —

Noch eine andere französische Armee hatte sich unter dem Prinzen von Soubise mit 22000 Mann Reichstruppen vereiniget, und war, nachdem sie einige österreichische Regimenter an sich zog, nach Sachsen gegangen; allein die fürchterlichste Gewitterwolke war für Friedrich die kaiserliche Armee.

Seit dem Kollinersieg hatte sich das große österreichische Heer unter Anführung Karls und Dauns nach der Lausitz gezogen. Bevern sollte sich ihnen widersetzen, fand sich aber zu schwach, und wich nach Schlesien. Die Oesterreicher folgten ihm bis vor die Thore von Breslau auf dem Fuß nach.

Friedrich

*) Vie de Fred. pag. 41. Man sagt, dieser Vertrag wäre das Werk des Marschall von Richelieu gewesen, der durch Hofintriken das Kommando zu erschleichen wußte.

Friedrich ſtand mit einer Armee bei Naumburg, um die Bewegungen der Franzoſen zu beobachten; während ſich General Haddik durch die Niederlauſiz den 6 Oktober in das Herz der Mark Brandenburg ſchlich.

Thereſie hatte das Vergnügen, durch 24 Stunden Friedrichs Hauptſtadt zu beſitzen. Die Königin flüchtete ſich mit ihrem Hof nach Spandau *). Haddik forderte von den Berlinern 300,000 Thaler, begnügte ſich aber mit 200,000, und nahm beim Abzug den Ruhm mit ſich, daß ſeine Forderung mäßig, und ſeine Mannszucht **) bewundernswürdig war.

Zu gleicher Zeit ward Schweidnitz durch den General Nadasdy belagert; die vereinigte Armee der Franzoſen und Reichstruppen hatte ſich in den Gegenden von Leipzig ausgebeitet; ein Spruch des Reichsgerichs hatte Friedrich ſeit Auguſts ſeiner Würden und Beſitzungen im Reich entſetzt — und (was ihm das empfindlichſte war) ſein Schatz ***) war faſt erſchöpft.

*) Dieſe Flucht kontraſtirt etwas zu ſtark mit den ſchönen Ausſichten, die Friedrich ſeiner Mutter in dem nach der Pragerſchlacht geſchriebenen Brief vormalte.

A. d. H.

**) La conduite du vainqueur fut prudente ses demandes modérées & la discipline admirable.

Vie de Frederic. pag. 43.

***) Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben Seite 126.

In dieſer äußerſten Verlegenheit kam dem Salomo von Norden der Gedanke, ſich *) umzubringen. —

Er ſchrieb ſeiner Schweſter, der Markgräfin v. Bareith, daß er ſeinem Leben ein Ende machen wolle; zugleich gab er dem Marquis d'Argent in einer langen **) poetiſchen Epiſtel von ſeinem Heldenentſchluß Nachricht: denn er hielt es für unſchicklich, daß ein

*) Friedrich vertheidigte den Selbſtmord, und pflegte zu ſagen: wenn es in einem Haus räucht, ſo iſt es mir erlaubt auszuziehen, warum ſollt es meiner Seele nicht erlaubt ſein, aus meinem Körper zu ziehen, wenn es ihr darin nicht mehr gefällt? Man hat mich, ohne mich zu Rath zu ziehen, in die Welt geſetzt, ſollte man mich hindern können, nach Belieben aus derſelben hinaus zu gehen? Friedrich hatte während des ſiebenjährigen Krieges Gift bei ſich, um nach Hannibals Beiſpiel Gebrauch davon zu machen.

Büſching über Friedr. Char. S. 249.

**) Unter andern heißt es in dieſer Epiſtel:

J'apprends de mon maitre Epicure
Que du tems la cruelle injure
Dissout les êtres composés:
Que, ce souffle, cette étincelle,
Ce feu vivifiant de Corps organisés
N'est point de nature immortelle.

„Epikur lehrt mich, daß durch die Unbild der Zeit jedes „zuſammengeſetzte Weſen aufgelöſet werde, daß dieſer „Hauch, dieſer Funken, dieſes belebende Feuer organiſcher Körper nicht einer unſterblichen Natur ſei.

ein Poet aus der Welt gehe, ohne zu guter Letzt noch Verse zu machen.

Es sei nun, daß Friedrich sich vor dem Tod *) fürchtete, oder daß er durch den dicken Unglücksnebel doch einen Stral der Glückssonne noch leuchten sah: genug, er verschob das Selbstmordsprojekt, und schien es behaglicher zu finden, statt seiner, ein paar tausend Seelen von Franzosen und Reichsgliedern nach dem Elisium zu schicken.

Er faßte den Entschluß, der vereinigten Armee entgegen zu gehen. Sie stand in einem sehr vortheilhaften Lager.

Die Niederlage bei Kollin machte den König **) klüger: er hütete sich, ein Heer anzugreiffen, das Anhöhen und wohlbesetzte Batterien vor sich hätte.

Er bediente sich einer List, den Feind aus seiner günstigen Stellung zu locken. Soubise und Hildburgshausen ließen sich durch einen maskirten Rückzug des Königs verführen, ihren Posten zu verlassen, und ihm nachzueilen.

*) Die Sache ist so unwahrscheinlich nicht; wir wissen ja, daß Friedrich in der Schlacht bei Mollwiz bei dem ersten Kanonenschuß die Flucht ergriff.

A. d. H.

**) La bataille de Collin avoit inspiré plus de prudence à Frederic: Vie de Fred. pag. 45.

Sie glaubten eine flüchtige Armee zu verfolgen, fanden aber den König, ehe sie es vermutheten, in Schlachtordnung vor sich stehen: und so sah der 6 November die halb komische Schlacht bei Rosbach. Friedrich stürzte auf sie los, noch ehe sie daran denken konnten, sich zu ordnen. Die Verwirrung war allgemein *), und in zwo Stunden war die ganze vereinigte Armee zerstreuet.

Der linke Flügel erwartete nicht einmal den Angriff, sondern suchte sein Heil in der Flucht. Die Franzosen, die mit dem Bajonette einbrechen sollten, warfen vor Angst das Gewehr weg, und liefen über Hals und **) Kopf davon.

Ueber 2000 Mann blieben auf dem Platz liegen, bei 7000 wurden gefangen.

Die Preussen eroberten 72 Kanonen, 22 Fahnen, und eine Menge Ludwigskreuze, welche die Husaren in ihre Knopflöcher hiengen.

Friedrich besuchte die verwundeten Offiziere, und sagte zu ihnen: daß es ihm nicht möglich wäre, die Franzosen als seine Feinde anzusehen.

Dieses Kompliment rührte sie dermassen, daß sie ihn von dem Augenblick als den Helden des Jahrhun-

*) Unser französische Autor sagt S. 47, daß die kaiserl. Regimenter Brecklach und Trautmannsdorf tapfern Widerstand leisteten, endlich aber der Uebermacht weichen mußten.

**) Ils jettérent leurs armes, et prirent la fuite à toutes jambes. Vie de Fred. p. 49.

hunderts betrachteten *), und ihre Niederlag verſchmerzten — So ſchlug Friedrich die Franzoſen durch eine Liſt, und gewann ihre Zuneigung durch ein — Kompliment.

Mit dieſem Sieg waren auch die Todesgedanken aus Friedrichs Kopfe weg. Er trotzte neuerdings auf ſein Glück, und eilte ſeinem bedrängten Schleſien zu Hilfe.

Thereſie glaubte ſich berechtiget, Schleſien wieder in Beſitz zu nehmen, nachdem Friedrich die Vertragsartikel gebrochen hatte, durch die ihm dieſe Provinz abgetretten wurde.

Ihre leichten Truppen durchſtrichen dieſes Land. Man war zu ſchwach, ihnen zu widerſtehen, und die Feſtungen waren wehrlos.

Die Generalmajors Reyzen und Mitzſcheval verſuchten zwar am 14 Auguſt den Oberſten Janus bei Landshut anzugreifen, trugen aber blutige Köpfe davon.

Bevern war bei Görlitz gelagert, und ſollte die Kommunikation mit Schleſien erhalten. General Winterfeld ſtand mit ſeinem Korps jenſeits der Neiſſe, und hatte den Holzberg vor ſich, den er aber den 7ten September nach einem ſcharfen Gefecht, wobei

*) Ils le regardérent, comme le héros de son siecle, et cette Idée diminua le chagrin de leur défaite.
Vie de Fréder. Tom. II. p. 49.

er tödtlich bleßirt wurde, an die Oesterreicher überlaßsen mußte. — Kurz darauf nahmen sie Bauzen weg, und machten ein ganzes Freikorps zu Kriegsgefangenen.

Den 10 September brach Bevern nach Schlesien auf. Er nahm den Weg über Liguiz; seine Absicht war, Breslau zu befreien — Die Oesterreichische Armee ließ ihn nicht aus den Augen.

Schweidniz, daß seit dem 11ten Oktober belagert war, ging am 12ten November mit Sturm über. Man sagt, der Kommandant habe entweder die Festung nicht stark genug, oder sich zu schwach, *) für die Festung gefunden. Drei tausend Preussen wurden gefangen, und die Oesterreicher fanden, nebst großem Vorrath, auch eine schöne Kasse Gelds. Friedrich gesteht in seinen hinterlassenen **) Schriften, daß ihm dieser Streich zu keiner ungelegenern Zeit hätte geschehen können.

Nach dieser glücklichen Eroberung vereinigte sich Nadasdy mit der Hauptarmee. —

Nun kam die Nachricht, daß Friedrich, anstatt sich umzubringen, die Franzosen bei Rosbach geschlagen habe, und daß er im Anzug nach Schlesien sei. Die Oesterreicher glaubten, daß sich vor Friedrichs Ankunft noch ein Sieg mitnehmem liesse, und grifsen die Preussen am 22 November muthig in ihrem Lager bei Breslau an.

Nach

*) Vie de Fréd. Tom. II. pag. 54.

**) 3ter Band S. 201.

Nach einem hartnäckigen Widerſtand wurde Be-
ern aus dem Feld geſchlagen, und zog ſich nach der
Nikkelsvorſtadt zurück. Am andern Morgen ging er
über die Oder, und ließ Breslau mit einer Beſatzung
on 3000 Mann ſeinem Schickſal über.

Die Preuſſen lieſſen bei 10,000 Mann ſitzen;
ie Oeſterreicher ſollen noch einmal ſo viel verloren ha-
en; denn ſie hatten es mit Kunſt *) und Natur zu
hun.

Den 3ten Tag nach dieſer Schlacht wurde Be-
ern, der rekognoſziren ausritt, von den kaiſerl.
roaten gefangen. Man weiß nicht, ob es Unvor-
chtigkeit war, oder ob er lieber von den Oeſterreichern
efangen, als länger der Anführer einer geſchlagenen **)
rmee ſein wollte. Friedrich bezeigte wenig Luſt ***)
en Herzog auszulöſen.

In Breslau herrſchte, wie Herr Fiſcher ſagt, beim
riegs- und Civilſtand nichts als Verrätherei ****).
Das heißt mit andern Worten: **weder Bürger noch
Soldat waren mit Friedrichs (der Sage nach) ſo
peiſen und huldreichen Regierung recht zufrieden**
— — Friedrich mußte ſo was merken, und fand

*) Fiſcher erſter Theil, Seit. 611.
**) Der franzöſiſche Autor 2ter Theil S. 56.
***) Fiſcher S. 611.
****) Ebendaſelbſt.

daher für gut, dieſen kitzlichen Umſtand in ſeinen hinterlaſſenen Schriften gar nicht zu berühren.

Die 3000 Mann Beſatzung hatten weder Luſt noch Willen ſich zu vertheidigen, ſondern ergaben ſich ſchon den 2ten Tag nach der Breslauer Schlacht. Man ließ ihnen freien Abzug; allein die meiſten Soldaten verlieſſen ihre Fahnen, und gingen zu dem Ueberwinder *) über.

Der kaiſerliche Miniſter Graf v. Kolowrath nahm die dem Haus Oeſtreich getreuen Räthe und Diener für ſeine Monarchin in Pflicht. Der Biſchof, Graf v. Schafgotſch ging ihnen mit dem guten Beiſpiel vor, und unterwarf ſich dem kaiſerlichen Hofe.

Friedrich verzieh ihm dieſen Schritt nie wieder. Der Biſchof handelte auch wirklich undankbar an dem König; denn er verdankte ihm ſein ganzes Aufkommen. Allein man muß von einem Biſchof nie ſo viel Treu und Beſtändigkeit **) fordern, als von einem Feldherrn.

Vielleicht hielt der gute Mann Schleſien für den König auf immer für verloren; vielleicht glaubte er, daß es ſo Unrecht nicht ſei, einer Fürſtin zu huldigen, die ihr rechtmäßiges Eigenthum wiedereroberte, und dabei ſo fromm war. — —

Durch

*) Vie de Fred. Tom. II. p. 56.

**) On ne sauroit exiger d'un évéque la fidelité et la constance d'un général d'armée.
Vie de Fred. Tom. II. p. 47.

Durch die Beſatzung, welche die Oeſterreicher in Breslau und Schweidnitz zurückließen, war Friedrich von Brieg, Glaz, Koſel und Neiſſe völlig abgeſchnitten. Der kluge Daun hatte ſich bei Schweidnitz vortheilhaft gelagert, und erwartete ruhig den Angriff.

Friedrich hatte eine ſchwache durch den langen Marſch abgemattete Armee. Seine Lage war nicht die beſte, und es wäre kein Wunder geweſen, wenn ihm abermal Selbſtmordsgedanken gekommen wären.

Prinz Karl war weniger vorſichtig als Daun: er verachtete ſeinen Feind, und zog ihm entgegen, um die Berliner Wachparade *) wie man des Königs Korps ſpottweis nannte, auf das Haupt zu ſchlagen.

Das war ganz nach Friedrichs Wunſch. Wie er ſelbſt geſteht **), blieb ihm kein anderer Weg, als eine Schlacht zu liefern, oder auf Schleſien immer Verzicht zu thun.

Die Kaiſerlichen ſtanden in einer Ebne bei Leuthen in Schlachtordnung, und erwarteten den Angriff. Die Armee des Königs war nach ſeinen ***) eigenen Worten muthlos, und durch die erſt kürzlich erlittene Niederlage gebeugt.

Man

*) Vie de Fred. Tom. II. pag. 38.

**) Im dritten Band ſeiner hinterlaſſenen Schriften S. 206.

***) Ebendaſelbſt.

er tödelich bleßirt wurde, an die Oesterreicher überlaßen mußte. — Kurz darauf nahmen sie Bautzen weg, und machten ein ganzes Freikorps zu Kriegsgefangenen.

Den 10 September brach Bevern nach Schlesien auf. Er nahm den Weg über Ligniz; seine Absicht war, Breslau zu befreien. — Die Oesterreichische Armee ließ ihn nicht aus den Augen.

Schweidniz, daß seit dem 11ten Oktober belagert war, ging am 12ten November mit Sturm über. Man sagt, der Kommandant habe entweder die Festung nicht stark genug, oder sich zu schwach, *) für die Festung gefunden. Drei tausend Preussen wurden gefangen, und die Oesterreicher fanden, nebst großem Vorrath, auch eine schöne Kasse Gelds. Friedrich gesteht in seinen hinterlaßenen **) Schriften, daß ihm dieser Streich zu keiner ungelegenern Zeit hätte geschehen können.

Nach dieser glücklichen Eroberung vereinigte sich Nadasdy mit der Hauptarmee. —

Nun kam die Nachricht, daß Friedrich, anstatt sich umzubringen, die Franzosen bei Rosbach geschlagen habe, und daß er im Anzug nach Schlesien sei. Die Oesterreicher glaubten, daß sich vor Friedrichs Ankunft noch ein Sieg mitnehmem liesse, und griffen die Preussen am 22 November muthig in ihrem Lager bei Breslau an.

Nach

*) Vie de Fréd. Tom. II. pag. 54.

**) 3ter Band S. 201.

Nach einem hartnäckigen Widerstand wurde Bevern aus dem Feld geschlagen, und zog sich nach der Nikkelsvorstadt zurück. Am andern Morgen ging er über die Oder, und ließ Breslau mit einer Besatzung von 3000 Mann seinem Schicksal über.

Die Preussen liessen bei 10,000 Mann sitzen; die Oesterreicher sollen noch einmal so viel verloren haben; denn sie hatten es mit Kunst *) und Natur zu thun.

Den 3ten Tag nach dieser Schlacht wurde Bevern, der rekognosziren ausritt, von den kaiserl. Kroaten gefangen. Man weiß nicht, ob es Unvorsichtigkeit war, oder ob er lieber von den Oesterreichern gefangen, als länger der Anführer einer geschlagenen **) Armee sein wollte. Friedrich bezeigte wenig Lust ***) den Herzog auszulösen.

In Breslau herrschte, wie Herr Fischer sagt, beim Kriegs- und Civilstand nichts als Verrätherei ****). Das heißt mit andern Worten: weder Bürger noch Soldat waren mit Friedrichs (der Sage nach) so weisen und huldreichen Regierung recht zufrieden — — Friedrich mußte so was merken, und fand

*) Fischer erster Theil, Seit. 611.
**) Der französische Autor 2ter Theil S. 56.
***) Fischer S. 611.
****) Ebendaselbst.

daher für gut, dieſen kitzlichen Umſtand in ſeinen hinterlaſſenen Schriften gar nicht zu berühren.

Die 3000 Mann Beſatzung hatten weder Luſt noch Willen ſich zu vertheidigen, ſondern ergaben ſich ſchon den 2ten Tag nach der Breslauer Schlacht. Man ließ ihnen freien Abzug; allein die meiſten Soldaten verlieſſen ihre Fahnen, und gingen zu dem Ueberwinder *) über.

Der kaiſerliche Miniſter Graf v. Kolowrath nahm die dem Haus Oeſtreich getreuen Räthe und Diener für ſeine Monarchin in Pflicht. Der Biſchof, Graf v. Schafgotſch ging ihnen mit dem guten Beiſpiel vor, und unterwarf ſich dem kaiſerlichen Hofe.

Friedrich verzieh ihm dieſen Schritt nie wieder. Der Biſchof handelte auch wirklich undankbar an dem König; denn er verdankte ihm ſein ganzes Aufkommen. Allein man muß von einem Biſchof nie ſo viel Treu und Beſtändigkeit **) fordern, als von einem Feldherrn.

Vielleicht hielt der gute Mann Schleſien für den König auf immer für verloren; vielleicht glaubte er, daß es ſo Unrecht nicht ſei, einer Fürſtin zu huldigen, die ihr rechtmäßiges Eigenthum wiedereroberte, und dabei ſo fromm war. — —

Durch

*) Vie de Fred. Tom. II. p. 56.

**) On ne sauroit exiger d'un évêque la fidelité et la constance d'un général d'armée.

Vie de Fred. Tom. II. p. 47.

Durch die Beſatzung, welche die Oeſterreicher in Breslau und Schweidnitz zurückließen, war Friedrich von Brieg, Glaz, Roſel und Neiſſe völlig abgeſchnitten. Der kluge Daun hatte ſich bei Schweidnitz vortheilhaft gelagert, und erwartete ruhig den Angriff.

Friedrich hatte eine ſchwache durch den langen Marſch abgemattete Armee. Seine Lage war nicht die beſte, und es wäre kein Wunder geweſen, wenn ihm abermal Selbſtmordsgedanken gekommen wären.

Prinz Karl war weniger vorſichtig als Daun: er verachtete ſeinen Feind, und zog ihm entgegen, um die Berliner Wachparade *) wie man des Königs Korps ſpottweis nannte, auf das Haupt zu ſchlagen.

Das war ganz nach Friedrichs Wunſch. Wie er ſelbſt geſteht **), blieb ihm kein anderer Weg, als eine Schlacht zu liefern, oder auf Schleſien immer Verzicht zu thun.

Die Kaiſerlichen ſtanden in einer Ebne bei Leuthen in Schlachtordnung, und erwarteten den Angriff. Die Armee des Königs war nach ſeinen ***) eigenen Worten muthlos, und durch die erſt kürzlich erlittene Niederlage gebeugt.

Man

*) Vie de Fred. Tom. II. pag. 38.

**) Im dritten Band ſeiner hinterlaſſenen Schriften S. 206.

***) Ebendaſelbſt.

Man ſuchte ſie aufzumuntern. Die Offiziere wurden bei ihrer Ehre gefaßt. Friedrich hielt eine Anrede an ſeine Truppen. Das Weſentliche des Thema war: Ihr Kaker wollt ihr ewig leben? Nur umſchrieb er die Sache, und ſagte ihnen blos; daß man hier ſiegen oder ſterben *) müſſe — — Um dieſer Anrede noch mehr Eingang zu verſchaffen, gab man den Soldaten Wein und ließ ihnen **) unentgeltlich Lebensmittel austheilen. — — —

Dieſe Beweisgründe thaten ihre Wirkung, und Friedrichs Armee zeigt ſich geneigt, den Schimpf abzuwaſchen, den ſie am 22 erlitt.

Den 5ten Dezember rückte Friedrich gegen den Feind an. Er drückte beim Dorfe Born einen Vorpoſten zurück, und zog dem rechten Flügel der Oeſterreicher entgegen.

Daun verſtärkte dieſen; allein Friedrichs Hauptabſicht ging gegen den linken, wo Nadasdy die Flanke machte. Er wußte, daß die bei dieſem Korps befindlichen Wirtenbergiſchen Truppen nur ungern ***) wider ihn dienten, und glaubte alſo von dieſer Seite beſſers Glück zu machen.

Sher

*) Vie de Fred. Tom. II. pag. 293.

**) Friedrichs eigene Worte im dritten Band, S. 207.

***) Die Wirtemberger hatten keinen andern Beweggrund, ungern gegen Friedrich zu dienen, als ihre liebe Religion. Friedrich hatte alſo abermal einen Vortheil der Religion zu danken, auf die er nichts hielt.

A. d. H.

„te ich mir, Ihre Freundſchaft wieder zu gewinnen; (denn auch dieſe Schlacht war ein Beweis meiner aufrichtigen Geſinnungen) aber ich begreife nicht, „wie Sie ſich mit Sachſen in eine neue Verbindung „einlaſſen konnten, um mich in meinen Winterquar„tieren zu beunruhigen. Das kam den Sachſen theuer „zu ſtehen. Ich nahm ihnen nach der Schlacht bei „Keſſelsdorf, Dresden weg, und war im Stand, „Ihre Armee zu verfolgen. Allein Sie ſchickten mir „den weiſen und aufgeklärten Grafen v. Harrach, der „mich alſogleich für Annahme der Friedensvorſchläge „geneigt machte. Ich rechnete auf die Garantie „von England, hofte im ruhigen Beſitz desjenigen „zu bleiben, was Sie mir abtraten (oder was ich „Ihnen wegnahm) und erwartete nur den Augenblick, „Ihnen meine Freundſchaft zu bezeugen. B.

„Ich geſteh' es, die Bündniſſe, die Sie mit Ruß„land und Sachſen ſchloſſen, gaben mir zu erkennen, „daß Sie gegen mich einigen Argwohn hegten.

„Kleine Begebenheiten hie und da z. B. die Ver„mehrung meiner Truppen, das ſtarke Blutabzap„fen an den Schleſiern u. ſ. w.) ſchienen Ihr Mis„trauen zu vermehren. Allein glauben Sie mir, „werthe Muhme, daß die, welche Sie gegen mich „aufbrachten, Ihre Abſichten hatten, und Sie ins

„Ver-

Uebeſetzung weggelaſſen, weil er vielleicht die zu groſſe effronterie fühlte. A. d. H.

zween Tage vorher entwichen war. Warum verläßt du mich? fragte Friedrich. Sire, antwortete der Grenadier, weil es so schlecht um uns ausſieht. Gut, ſagte Friedrich, wir wollen heute noch eine Schlacht verſuchen, und fällt ſie übel aus, ſo gehen wir morgen miteinander *) durch.

Man ſieht, daß er ſehr in der Klemme geweſen, und daß auch dieſe Schlacht das Wagſtück eines Verzweifelnden war.

Die glückliche Leuthnerſchlacht öffnete dem König die Thore von Breslau. Die Beſatzung wehrte ſich tapfer; nachdem aber eine Bombe das Pulvermagazin an der Taſchenbaſtei in die Luft ſprengte, und gleichſam dem Feind eine Art von Breſche öffnete, beſorgte der Kommandant einen Sturm, und ergab ſich. Liegniz hatte gleiches Schickſal; nur bewilligte man dem Befehlshaber freien Abzug; und ſo ſah ſich Friedrich, der ſchon verzweifeln wollte, durch einen einzigen **) Glücksſtreich wieder im Beſitz ſeines geliebten Schleſiens.

Wer

*) Si je suis vaincu, nous déserterons demain ensemble. Vie de Fred. Tom. II p. 295.

**) Prinz Karl durfte nur dem klugen Daun folgen, und ſich bei Schweidnitz verſchanzt halten, ſo hätte ſich des Königs hinfällige Armee ſelbſt aufreiben müſſen. Die Haſtigkeit dieſes Prinzen war alſo für Friedrich ein wirklicher Glücksſtreich.

A. d. H.

„ſs. Ich kam dem verderblichen Entwurf zuvor, und „hofte die Sachſen zu bewegen, ſich meinem gerech„ten Zorn nicht aufzuopfern. Ich fand einen*) unver„warteten Widerſtand, und ſie mußten ihre Wider„ſetzlichkeit theuer bezahlen — — In dieſem Jahr „brachten meine ſiegreichen Waffen die Hauptſtadt „Böhmens ſehr in die Enge, wo ich (nach meiner „Gewohnheit) traurige Fußſtapfen ließ, und ohne „das widrige Glück der Schlacht vom 18 Juni würde „ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen mei„ne Aufwartung**) zu machen. Es kann ſein, daß „wider meine Denkungsart (denn ich bin aus gewiſ„ſen Urſachen dem weiblichen Geſchlechte nicht ſehr „gut) Ihre Schönheit und Ihr Edelmuth den Sie„ger überwunden, oder wir wenigſtens Mittel ge„funden hätten, uns zuſammen zu vergleichen (es „wär vielleicht nur um ein Paar böhmiſche Kreiſe „zu thun geweſen. Denn wenn Sie mir eben die „Vergütung gemacht hätten, die Sie dem Anſchein „nach Ihren Bundsgenoſſen machen wollen, ſo hät-

*) Bei den großen Krieszurüſtungen, die Friedrich den Sachſen Schuld gab, ſoll ja ein Widerſtand nicht ſo unerwartet geweſen ſein.

A. d. H.

**) Friedrich glaubte zur Zeit dieſer Schlacht nicht, daß Thereſie ihm an Höflichkeit zuvorkommen, und durch Haddik ihm den erſten Beſuch in Berlin würde abſtatten laſſen.

A. d. H.

„ſchluß, Ihnen meine Freundſchaft anzubieten (und in Ihr Land zu marſchiren).

„Wär ich galant, ſo würde ich geſtehen, daß das „Gerücht von Ihrer Schönheit mich dazu aufmunterte „(Ihnen Schleſien wegzunehmen). Wahr iſt es, „Ihr Staatsrath erſchrack über die Forderung von „zwei Herzogthümern, allein wohl überlegt, glaube „ich, wird die Welt einſehen, daß meine Anſprüche „nicht ungerecht waren, und die Erfahrung muß Sie „von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen ſchon „längſt überzeugt haben (beſonders beim Bruch des Breslauer Friedens, und der Kaiſerwahl).

„Daß Sie dieſelben verachteten, (und mir nicht gleich gaben, was ich verlangte) das brachte mich „auf, und ich ſchlug mich zu Ihren Feinden.

Das Glück, und Ihr Mangel an guten Vor„kehrungen, (unter uns geredt, der Hauptbeweggrund meines Angriffes) verſchafften mir ſchnelle „Siege, und Sie traten mehr ab, als ich hoffen konn„te. Als ich dieſe Großmuth ſah, war ich im Ernſt „entſchloſſen, Ihr ächter Freund zu ſein. Sie haben „geſehen, daß ich die Sachſen in Mähren ſitzen ließ, „und wie ich die Franzoſen aufgab (für eine Provinz wie Schleſien kann man ſchon an ſeinen Alliirten eine kleine Untreue begehen.).

A*) „Nach der Schlacht bei Czaslau ſchmeichel-

te

*) Herr Fiſcher hat von *a* bis *b* die ganze Stelle in der Ueber-

„Ueberlegen Sie das, meine werthe Muhme.
„Lernen Sie einſehen, wem Sie ſich anvertrauen.
„Sie werden ſehen, daß Sie Ihre Länder ins Ver-
„derben ſtürzen, und daß Sie (obſchon ich immer
der Urheber des Krieges, und der Friedensſtörer
war) an vielen Blutvergießungen Schuld ſind, und
„daß Sie den nicht überwinden können, der als Ihr
„naher Anverwandter, und wenn Sie ihn zum Freund
„hätten haben wollen, mit Ihnen (daß es aber die
übrigen Monarchen nicht hören!) die Welt zittern
„gemacht hätte."

„Ich ſchreib aus dem Grund meines Herzen (denn
ich hab kein Geld mehr) und wünſche, daß es den
„Eindruck mache, den ich erwarte. Aber wollen Sie
„es aufs äuſſerſte treiben, ſo werde ich alles verſuchen,
„was meine Kräfte vermögen. Indeſſen verſichere
„ich Sie, daß ich in Ihnen ungern eine Prinzeſſin zu
„Grund gehen ſehe, welche die Bewunderung der
„Welt verdient. (Sie ſehen, daß ich drohen und
ſchmeicheln zugleich kann.) Wenn Ihnen Ihre
„Bundsgenoſſen, nach Ihrer Schuldigkeit beiſtehen,
(und es Ihnen nicht ſo machen, wie ich den Fran-
zoſen) ſo muß ich vorausſehen, daß es um mich ge-
„ſchehen iſt. Allein ich werde keine Schande haben,
„ſondern es wird mir in der Geſchichte zum Ruhm
„gereichen, daß ich einen Mitkurfürſten von der Unter-
„drückung habe retten wollen; (ſo ſagen wenigſtens
meine Manifeſtmacher) daß ich zur Vergrößerung

„Verderben zu ſtürzen ſuchten. Frankreichs Krieg „mit England ging weder Sie noch mich etwas an, „(obſchon ich mich darein miſchte), aber da ſich je„ne Krone merken ließ, daß ſie feindliche Abſichten „auf das Kurfürſtenthum Hannover hätte, und es „ausgemacht war, daß dieſer Kurfürſt weder bei Ih„nen noch beim Reichsoberhaupt Hilfe finden würde, „ſo war es ganz natürlich, ſich an mich, als ſeinen „Mitkurfürſten zu wenden.“

„Ich fand ſein Verlangen gerecht; konnte aber „vorherſehen, daß Ihnen dieſer Schritt Mistrauen „erwecken würde. Daher gab ich Ihnen durch mei„nen Miniſter v. Klinggräff davon Nachricht, und „verlangte Ihre Verſicherung, nichts wider meine „Länder vorzunehmen. Ein einziges Wort von Ih„nen konnte mich befriedigen, und Sie hätten daraus „meine Redlichkeit erkennen ſollen; denn das Bünd„niß war mir bekannt, das Sie mit Frankreich ſchloſ„ſen (und welches ich aus allen Kräften zu hinter„treiben ſuchte). Allein Ihre Antworten waren zwei„deutig, und die Kriegsrüſtungen bei Ihnen und in „*) Sachſen, gaben mir deutlich zu erkennen, daß „das Vertrauen auf Ihre Bundsgenoſſen, Ihnen „mit der Hofnung eines glücklichen Erfolges ſchmeichel„te.

*) Sachſen hatte, wie wir wiſſen, kaum 15,000 Mann, und dieſe waren zerſtreut. Die Kaſſe war leer, und es fehlte Sachſen an Feſtungen.

A. d. H.

„ſt. Ich kam dem verderblichen Entwurf zuvor, und „hoffte die Sachſen zu bewegen, ſich meinem gerech„ten Zorn nicht aufzuopfern. Ich fand einen*) unerwarteten Widerſtand, und ſie mußten ihre Widerſetzlichkeit theuer bezahlen — — In dieſem Jahre „brachten meine ſiegreichen Waffen die Hauptſtadt „Böhmens ſehr in die Enge, wo ich (nach meiner „Gewohnheit) traurige Fußſtapfen ließ, und ohne „das widrige Glück der Schlacht vom 18 Junii würde „ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen mei„ne Aufwartung**) zu machen. Es kann ſein, daß, „wider meine Denkungsart (denn ich bin aus gewiſſen Urſachen dem weiblichen Geſchlechte nicht ſehr hold) Ihre Schönheit und Ihr Edelmuth den Sieger überwunden; oder wir wenigſtens Mittel gefunden hätten, uns zuſammen zu vergleichen (es wär vielleicht nur um ein Paar böhmiſche Kreiſe zu thun geweſen. Denn wenn Sie mir eben die Vergütung gemacht hätten, die Sie dem Anſchein nach Ihren Bundsgenoſſen machen wollen, ſo hät-

*) Bei den großen Kriegsrüſtungen, die Friedrich den Sachſen Schuld gab, ſoll ja ein Widerſtand nicht so unerwartet geweſen ſein.

A. d. H.

**) Friedrich glaubte zur Zeit dieſer Schlacht nicht, daß Thereſie ihm an Höflichkeit zuvorkommen, und durch Haddik ihm den erſten Beſuch in Berlin würde abſtatten laſſen.

A. d. H.

Die Franzoſen eröffneten den Feldzug vom Jahr 1758.

Ein Korps von ihnen kam unter dem General d' Argenſon nach Halberſtadt, wo ſie wirkliche Grauſamkeiten ausübten. Die armen Einwohner machten dem Anführer vergebens Vorſtellungen. Seine Antwort war: **Geld, Getreid, oder in Brand geſteckt** — *) Er forderte 244,000 Thaler, und 10,000 für ſich und ſeine Offiziere, und nahm bei ſeinem Abzug noch Geiſſeln mit ſich. Die Mauern und Thore der Stadt wurden zuſammen geworfen, und man drohte mit einer neuen Strafe von 100,000 Thalern wenn die Stadt preußiſche Beſatzung einehmen ſollte.

Gegen

zanken. Er fragte um die Urſache. Man ſagte ihm, daß der Bäcker dem Bauer ſein Getreid mit ſchlechten Geld bezahlen, dieſer aber es nicht annehmen wolle. — **Warum willſt du dieſe Münz nicht?** fährt Friedrich den Bauern an. — Der Bauer betrachtet ihn eine Weile, und ſagt dann trotzig: **Warum nimmſt denn du ſie nicht?** Friedrich ging ohne eine Wort zu ſagen, ſeinen Weg fort. Vie de Frederic, Tom. IV. p. 310.

*) Der Verfaſſer von Vie de Fréderic ſagt S. 66 im 4ten Theil, daß nach der Art, wie Friedrich mit den Franzoſen umgegangen war, und beſonders nach dem Verdruß, daß ſie bei Rosbach blos das Opfer einer Liſt waren, ſich dieſe Grauſamkeiten noch einigermaßen entſchuldigen ließen.

„Ueberlegen Sie das, meine werthe Muhme. „Lernen Sie einsehen, wem Sie ſich anvertrauen. „Sie werden ſehen, daß Sie Ihre Länder ins Ver„derben ſtürzen, und daß Sie (obſchon ich immer der Urheber des Krieges, und der Friedensſtörer war) an vielen Blutvergießungen Schuld ſind, und „daß Sie den nicht überwinden können, der als Ihr „naher Anverwandter, und wenn Sie ihn zum Freund „hätten haben wollen, mit Ihnen (daß es aber die übrigen Monarchen nicht hören!) die Welt zittern „gemacht hätte."

„Ich ſchreib aus dem Grund meines Herzen (denn ich hab kein Geld mehr) und wünſche, daß es den „Eindruck mache, den ich erwarte. Aber wollen Sie „es aufs äuſſerſte treiben, ſo werde ich alles verſuchen, „was meine Kräfte vermögen. Indeſſen verſichere „ich Sie, daß ich in Ihnen ungern eine Prinzeſſin zu „Grund gehen ſehe, welche die Bewunderung der „Welt verdient. (Sie ſehen, daß ich droben und ſchmeicheln zugleich kann.) Wenn Ihnen Ihre „Bundsgenoſſen, nach Ihrer Schuldigkeit beiſtehen, (und es Ihnen nicht ſo machen, wie ich den Franzoſen) ſo muß ich vorausſehen, daß es um mich ge„ſchehen iſt. Allein ich werde keine Schande haben, „ſondern es wird mir in der Geſchichte zum Ruhm „gereichen, daß ich einen Mitkurfürſten von der Unter„drückung habe retten wollen; (ſo ſagen wenigſtens meine Manifeſtmacher) daß ich zur Vergrößerung

Die Franzoſen eröffneten den Feldzug vom Jahr 1758.

Ein Korps von ihnen kam unter dem General d' Argenſon nach Halberſtadt, wo ſie wirkliche Grauſamkeiten ausübten. Die armen Einwohner machten dem Anführer vergebens Vorſtellungen. Seine Antwort war: Geld, Getreid, oder in Brand geſteckt — *) Er forderte 244,000 Thaler, und 10,000 für ſich und ſeine Offiziere, und nahm bei ſeinem Abzug noch Geiſſeln mit ſich. Die Mauern und Thore der Stadt wurden zuſammen geworfen, und man drohte mit einer neuen Strafe von 100,000 Thalern wenn die Stadt preußiſche Beſatzung einehmen ſollte.

Gegen

zanken. Er fragte um die Urſache. Man ſagte ihm, daß der Bäcker dem Bauer ſein Getreid mit ſchlechten Geld bezahlen, dieſer aber es nicht annehmen wolle. — Warum willſt du dieſe Münz nicht? fährt Friedrich den Bauern an. — Der Bauer betrachtet ihn eine Weile, und ſagt dann trotzig: Warum nimmſt denn du ſie nicht? Friedrich ging ohne eine Wort zu ſagen, ſeinen Weg fort. Vie de Frederic, Tom. IV. p. 310.

*) Der Verfaſſer von Vie de Fréderic ſagt S. 66 im 4ten Theil, daß nach der Art, wie Friedrich mit den Franzoſen umgegangen war, und beſonders nach dem Verdruß, daß ſie bei Rosbach blos das Opfer einer Liſt waren, ſich dieſe Grauſamkeiten noch einigermaßen entſchuldigen ließen.

Gegen Ende Merz hatte der Prinz Ferdinand von Braunſchweig, der die hanoveraniſche und braunſchweigiſchen Truppen anführte, die Franzoſen bereits wieder über den Rhein zurückgetrieben. Friedrich glaubte von dieſer Seite wenig mehr beſorgen zu dürfen, und richtete alſo ſeine Aufmerkſamkeit auf die Ruſſen, die Miene machten, in das Herz von Brandenburg einzudringen. Vor ihrer Ankunft wollte er einige Vortheile über die Oeſterreicher erhalten. Schweidniz wurde nun förmlich belagert, und ging den 16 April mit Sturm über.

Friedrich machte nun Anſtalten in Böhmen einzudringen. Die Oeſterreicher zogen ſich daher bei Nachod zuſammen; allein des Königs wahre Abſicht ging auf Mähren. Er brach den 6 April auf, verſammelte ſeine Truppen bei Troppau, und ſtand ſchon den 3 Mai vor Olmütz.

Daun ſtand noch immer in Böhmen. Mähren hatte eine ſchwache Beſatzung, die ſich nicht widerſetzen konnte. Der General Wille ihr Anführer, warf die Infanterie in die Feſtung, und zog ſich mit der Kavalerie nach Brünn.

Sobald das ſchwere Geſchütz ankam, wurde die Belagerung vorgenommen. Man hielt Olmütz für eine unbedeutende Feſtung; Friedrich fand aber eine Nuß an ihr, die ſich nicht ſo leicht auf nacken ließ, und es gab hier keine enthuſiaſtiſchen Schuſter, wie in Breslau, die ſeine Unternehmung von innen begünſtigten.

durch Böhmen. Er wählte letztern, und brach gegen Hälfte Juli unvermuthet nach Böhmen auf, wo er sich bei Königsgräz lagerte. Daun und Loudon begleiteten ihn, und setzten sich ihm bei Lubschau gegenüber. Diese Stellung währte aber nur 15 Tage.

Gerne hätte Friedrich abermal den Pragern einen Besuch gemacht; aber er mußte zur Vertheidigung seiner Erbstaaten hineilen.

Die Russen hatten schon mit Anfang des Jahrs, Preussen in Besitz genommen, und waren ohne Widerstand durch Polen in die Neumark vorgedrungen. Der preußische General Dohna konnte es nicht verhindern, daß der rußische Anführer Fermor über die Warthe ging, und Küstrin bombardirte. Schon die dritte Bombe steckte am 15ten August die Stadt in Brand, die bis auf ein paar Häuser in Asche gelegt wurde. Die Einwohner konnten sich von der andern Seite mit Mühe über die Oder retten. Man nannte die Russen, Mordbrenner und Barbaren, ohne zu bedenken, daß König Friedrich mit Prag und Olmütz nicht christlicher verfuhr, und daß es seine Schuld nicht war, wenn beide Städte nicht im *) Feuer aufgingen.

Nachdem die Stadt in Brand gesteckt war, fiengen die Russen an, Küstrin nach der Regel zu belagern.

Den 20 August traf Friedrich mit seinem Korps zu

*) Vie de Frédér. Tom. II. p. 74.

zu Frankfurt ein, wo er ſich mit dem General Dohna vereinigte. Man hörte hier jeden Kanonenſchuß, der auf Küſtrin geſchah, und bei jedem Schuß nahm Friedrich eine *) Prieſe Tobak.

Am 23 ging er bei Güſtebieſe über die Oder, um die Ruſſen anzugreifen. Er war wider ſie ſo aufgebracht, daß er den Augenblick nicht erwarten konnte, ſich mit ihnen herumzuſchlagen. Er befand ſich auch abermal in einer Lage, aus der ihn nur eine glückliche Schlacht retten konnte; und dieſe erfolgte am 24 bei Zorndorf zwei Meilen von Küſtrin.

Der erſte Angrif fiel unglücklich aus. Die preuſſiſchen Grenadiers wurden wiederholt zurückgeſchlagen. Der linke Flügel gerieth in Unordnung, die ſich die feindliche Kavalerie alſogleich zu Nutzen machte. Ohne den tapfern Seidlitz **) war es um Friedrich geſchehen. Dieſer ſtürzte mit ſeinen Reitern in die Flanke der rußiſchen Armee, und brachte den ganzen rechten Flügel in Verwirrung. Es gab eine blutige Szene. Die Preuſſen hatten (wider den Gebrauch geſitteter Völker) vom König Befehl, keinem Ruſſe Gnade

(zu

*), à chaque coup, je remarquai, que le Roi prenoit une priſe de Tabac.

Vie de Fréderic Tom. II. p. 303.

**) Als der engliſche Geſandte dem König nach der Schlacht über dieſen Sieg das Kompliment machte, antwortete Friedrich: Ohne Seidlitz würd' es übel um uns ausgeſehen haben.

Vie de Fréderic Tom. II. p. 308.

zu geben. Der rechte Flügel war geschlagen und abgeschnitten; allein der Linke vertheidigte sich um so tapferer, und kämpfte so lang um den Sieg, bis die einbrechende Nacht dem Morden ein Ende machte.

Beide Armeen blieben sich gegen über bis an den andern Morgen unter Waffen; beide waren sehr zusammengeschmolzen; beide schrieben sich den Sieg zu, und man sang in Berlin und Petersburg das *Te Deum*.

Den Russen kostete dieser Sieg 20,000 Mann; die Preussen *) hatten über 3000 Todte, und 7000 Verwundete.

Am 27 zog sich die rußische Armee über Landsberg zurück. Sie war so sehr geschwächt, daß sie keinen neuen Angriff abwarten konnte.

Friedrich hätte, seinen Reden nach, gern noch einmal angegriffen; aber es fehlte ihm an Munition, und neue Auftritte machten seine Gegenwart in Sachsen nothwendig. Er ließ also den General Dohna bei Landsberg zurück, und eilte nach Sachsen.

Daun

*) Friedrich, der, wenn es ihn trift, gern subtrahirt, gibt seinen Verlust, im 3ten Band S. 274, in allem nur auf 1200 Mann an, indessen alle preußischen Geschichtschreiber ihn auf 10,000 setzen. Hätte Friedrich nur so wenig Leute verloren, so würde er sicher die Russen abermal angegriffen haben. Er sagt zwar, daß es ihm an Munition fehlte; allein es blieb ihm ja seine Reiterei, und die Bajonets seiner Grenadiers.

A. d. H.

Daun hatte ſeine ganze Macht bei Dresden vereiniget. Er ſuchte den Prinzen Heinrich aus dem Land zu drücken, die Stadt zu befreien, und dem König die Gemeinſchaft mit der Elbe abzuſchneiden.

Prinz Heinrich betrug ſich mit großer Klugheit. Weniger raſch und hitzig als ſein königlicher Bruder, wußte er durch geſchickte Wendungen jeder Schlacht auszuweichen, und zugleich der Reichsarmee die Spitze zu bieten.

Als Friedrich anlangte, fand er ſeinen Bruder noch im Beſitz von Dresden, und des größten Theils von Sachſen. Ihre Vereinigung geſchah den 11. September.

Friedrich war kaum angekommen, ſo wollte er ſchon wieder ſchlagen. Er fand nichts wichtiger, als die Oeſterreicher aus Sachſen zu entfernen, um ungehinderter Schleſien beiſtehen zu können. Dieſe Provinz war in größter Gefahr. Harſch belagerte mit 12000 Mann die Feſtung Neiſſe, und ſetzte das Land in Kontribution.

Daun, der immer des Königs Abſichten errieth, ließ ſich in keine Schlacht ein, ſondern ſetzte ſich bei Stolpe, wo es Vermeſſenheit geweſen wäre, ihn anzugreiffen.

Da Friedrich ſeinen Plan verrückt ſah, zog er ſich nach der Lauſitz, um nach Schleſien zu kommen. Noch

war seine Hofnung, die Oesterreicher aus ihrer Lage zu bringen, und sie zu schlagen.

Daun begleitete den König, stellte sich aber immer so, daß er den Marsch des Königs aufhielt, um den Belagerern von Neisse Zeit zu verschaffen.

Am 13 Oktober fanden sich beide Armeen in der Lausitz einander gegen über. Daun stand bei Kitlitz, der König bei Hochkirchen, und das in einer kritischen Lage. Sein Feldmarschall Keith sah die Gefahr ein. Wenn uns die Oesterreicher in Ruhe lassen, sagte er, so verdienen sie gehangen zu werden — — Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen *) fürchten, war Friedrichs Antwort. Dieser kleine Uebermuth kam ihm theuer zu stehen.

Daun kannte die Schwäche des preußischen Lagers, und nahm sich vor, es bei Nacht anzugreiffen.

Er führte sein Vorhaben in der Nacht vom 13ten auf den 14ten **) Oktober glücklich aus. Die Preussen wurden in ihrem Lager gleichsam im Hemde überfallen. Einige Tausend gingen im Schlaf in die Ewigkeit über; viele wurden von ihren eigenen Kameraden zusammgehauen. Bei Anbruch des Tages kam

*) Vie de Fred. Tom. II. pag. 84.

**) Es ist etwas sonderbar, daß Friedrich an eben diesem Tag, wo er bei Hochkirchen geschlagen wurde, seine Schwester die Markgräfin von Baireuth verlor.

A. d. H.

Daun hatte ſeine ganze Macht bei Dresden vereiniget. Er ſuchte den Prinzen Heinrich aus dem Land zu drücken, die Stadt zu befreien, und dem König die Gemeinſchaft mit der Elbe abzuſchneiden.

Prinz Heinrich betrug ſich mit großer Klugheit. Weniger raſch und hitzig als ſein königlicher Bruder, wußte er durch geſchickte Wendungen jeder Schlacht auszuweichen, und zugleich der Reichsarmee die Spitze zu bieten.

Als Friedrich anlangte, fand er ſeinen Bruder noch im Beſitz von Dresden, und des größten Theils von Sachſen. Ihre Vereinigung geſchah den 11. September.

Friedrich war kaum angekommen, ſo wollte er ſchon wieder ſchlagen. Er fand nichts wichtiger, als die Oeſterreicher aus Sachſen zu entfernen, um ungehinderter Schleſien beiſtehen zu können. Dieſe Provinz war in größter Gefahr. Harſch belagerte mit 22000 Mann die Feſtung Neiſſe, und ſetzte das Land in Kontribution.

Daun, der immer des Königs Abſichten errieth, ließ ſich in keine Schlacht ein, ſondern ſetzte ſich bei Stolpe, wo es Vermeſſenheit geweſen wäre, ihn anzugreiffen.

Da Friedrich ſeinen Plan verrückt ſah, zog er ſich nach der Lauſitz, um nach Schleſien zu kommen. Noch

ſchickte ihm einen geweihten Hut und Degen. Friedrich, der über alles ſpottete, nannte nun Daun den geweihten *) General.

Friedrich zog ſich nach dieſer Schlappe, auf Klein-Bauzen zurück. Seine Soldaten hatten zu ihrer Vertheidigung nichts als Säbel und Bajonets, und zur Beſchützung gegen die Unbilden des Wetters, ihren kurzen **) Rock.

Man nimmt es Daun übel, daß er ſeinen Sieg nicht verfolgte, und wieder in ſein Lager nach Kitlitz ging.

Daun hat uns aus dem Schach gelaſſen, ſagte Friedrich, nun iſt die Partie nicht verloren ***). Wir erholen uns hier einige Tage, gehen dann nach Schleſien und befreien Neiße. Darauf ließ er die Staabsoffiziere zu ſich kömmen, und hielt ihnen eine Anrede — Dieſe verſicherten, daß ſie gern ihr Blut

*) Le General béni du pape.
Vie de Fréd. Tom. II. p. 309.

**) L'habit court des Soldats.
Vie de Fred. Tom. II. p. 86.

***) Wenn Daun noch lebte, würde er uns den Aufſchluß geben, warum er den König nicht verfolgte. Vielleicht war ein gewiſſer Fürſt daran Schuld, der mit der Kavallerie um 2 Stunden ſpäter eintraf, und zugleich ein Anverwandter des Königs war.

A. d. H.

Blut für ihn, und fürs Vaterland aufopferten, und Friedrich entließ ſie mit einer huldreichen und *) lächelenden Mine.

Nachdem er ſich mit dem Korps des Prinzen Heinrichs verſtärkt hatte, ſetzte er ſeinen Marſch über Lauban nach Schleſien fort. Am 6 November ſtand er nur 6 Meilen von Neiße. Am nämlichen Tag hob Harſch die Belagerung auf, und zog ſich nach Mähren.

Daun machte anfänglich Mine dem König nach Schleſien zu folgen, drehte ſich aber bald gegen Dresden. Seine Abſicht war, dieſe Stadt bald zu überrumlen. Er mußte aber dieſes Vorhaben aufgeben.

Graf Schmettau **) erklärte ſich, daß er ſich bis aus den Fenſtern des königlichen Schloſſes vertheidigen würde, und ließ auch wirklich Soldaten in die Zimmer ***) des Pallaſtes legen. Daun wollte die Hauptſtadt des Kurfürſten und die Königl. Familie

*) Fiſcher, 2ter Theil, Seite 46.

**) Von Seite Preußens war es Klugheit, dieſe Drohung zu thun, und von Seite Oeſterreichs Menſchlichkeit, ſich dadurch abſchrecken zu laſſen. Vie de Fred. pag. 88.

***) In einer Vorſtellung an den Reichstag beklagte ſich der ſächſiſche Hof, daß die Glieder der Königl. Familie in ihren Zimmern von dem Tobackgeſtank der Preuſſen beläſtiget wurden. Vie de Fréderic. Tom. II. p. 31.

keiner Gefahr *) ausſetzen, und mußte alſo ſeine Armee in Unthätigkeit erhalten.

Am 8ten November kam Friedrich wieder nach Sachſen zurück. Es lag ihm daran, Herr von dieſem Land und der Elbe zu bleiben, und dieſe Provinz, wenigſtens den Winter über wieder in Verwahrung zu nehmen.

Daun, der ſeine Hauptabſicht, die Einnahme Dresdens vereitelt ſah, kehrte am 15ten nach Böhmen zurück. Mit Ende Novembers war Friedrich (Preuſſen ausgenommen) wieder in Beſitz ſeiner Länder. Die Ruſſen hatten in eben dieſem Monat Brandenburg und Pommern verlaſſen; die Reichstruppen zogen ſich nach Franken in ihre Winterquartire zurück, und die Schweden mußten es ſich gefallen laſſen, daß die Preuſſen in ſchwediſch Pommmern überwinterten. — und ſo endigte ſich dieſer Feldzug, der den kriegführenden Mächten über 100,000 Spielmarken **) koſtete, und ihre Kaſſen leerte, ohne ihnen dafür eine Hand breit Erde zu gewinnen.

Das

*) Friedrich geſteht im 3ten Band ſeiner Schriften, S. 299. ſelbſt, daß Daun unternehmender geweſen wär, wenn er den jungen Hof nicht geſchonet hätte.

A. d. H.

**) Friedrichs witziger Gedanke, wo er die Unterthanen Spielmarken nennt.

A. d. H.

Das Glück, das bisher nach Damenart handelte, zeigte in diesem Jahr etwas mehr Beständigkeit, und blieb den ganzen Feldzug von 1759 auf Seite der verbundenen Mächte.

Diese Mächte glaubten es berechnet zu haben, daß Friedrich, bei seinen wenigen Hilfsquellen, und sammt seiner Münzverfälschung, es in die Länge nicht werde aushalten können.

Frankreich schloß mit Oesterreich einen neuen Allianztraktat *), den die Akademie der Innschriften durch eine Denkmünze verewigte. Rußland versprach ein noch zahlreicheres Heer ins Feld zu stellen. Eli-

 sabeth

*) Da man nicht anders hoffen könne, (heißt es darin) die Ruhe von Deutschland wieder herzustellen, als durch die Schwächung der schädlichen Macht des Königs von Preussen, so haben beide Mächte für dienlich erachtet, die Bande ihrer Vereinigung durch einen Traktat, welcher jenen von 1ten Mai 1756 bestättiget, noch enger zu knüpfen, und sich über die schicklichsten Mittel zu vereinigen, um den Angreifer zu zwingen, den Beleidigten Genugthuung und Sicherheit für die Zukunft zu geben, und um die Ruhe Deutschlands dauerhaft zu gründen, daß man den König von Preussen in solche Gränzen einschränkte, die ihm nicht mehr gestatteten, d. allgemeine Sicherheit, und die Sicherheit seiner Nachbarn durch seinen und Englands Ehrgeiz willkührlich zu stören.

Friedr. hinterlassene Werke, 3ter Th. S. 312.

keiner Gefahr *) ausſetzen, und mußte alſo ſeine Armee in Unthätigkeit erhalten.

Am 3ten November kam Friedrich wieder nach Sachſen zurück. Es lag ihm daran, Herr von dieſem Land und der Elbe zu bleiben, und dieſe Provinz wenigſtens den Winter über wieder in Verwahrung zu nehmen.

Daun, der ſeine Hauptabſicht, die Einnahme Dresdens vereitelt ſah, kehrte am 15ten nach Böhmen zurück. Mit Ende Novembers war Friedrich (Preuſſen ausgenommen) wieder in Beſitz ſeiner Länder. Die Ruſſen hatten in eben dieſem Monat Brandenburg und Pommern verlaſſen; die Reichstruppen zogen ſich nach Franken in ihre Winterquartire zurück, und die Schweden mußten es ſich gefallen laſſen, daß die Preuſſen in ſchwediſch Pommmern überwinterten. — und ſo endigte ſich dieſer Feldzug, der den kriegführenden Mächten über 100,000 Spielmarken **) koſtete, und ihre Kaſſen leerte, ohne ihnen dafür eine Hand breit Erde zu gewinnen.

Das

*) Friedrich geſteht im 3ten Band ſeiner Schriften, S. 299. ſelbſt, daß Daun unternehmender geweſen wär, wenn er den jungen Hof nicht geſchonet hätte.

A. d. H.

**) Friedrichs witziger Gedanke, wo er die Unterthanen Spielmarken nennt.

A. d. H.

Friedrich zog mit Anfang Frühlings den Oeſterreichern entgegen, die in der Lauſiz ſtanden. Seine Abſicht war, ihre Vereinigung mit der rußiſchen Armee zu hindern, und ſie zur Schlacht zu zwingen, bevor noch jene über die Oder, und die Reichsarmee über die Elbe gegangen wäre.

Um dieſe Zeit machte Prinz Heinrich aus der nämlichen Abſicht einen Einfall in Böhmen und das Fränkiſche. Er zerſtörte mehrere Magazine. Würzburg, Bamberg, und auch Erfurt mußten Brandſchatzung geben, und manches Glied der Reichsarmee wurde in die Ewigkeit geſchickt. Allein die Umſtände nöthigten ihn, bald wieder nach Sachſen zurück zu kehren.

General Dohna war mit einem Korps nach Polen gegangen, um die Ruſſen aufzuhalten, die gegen die Oder zogen. Er ſchrieb bis Poſen Brandſchatzungen aus, verwüſtete die rußiſchen Magazine, und hob den Fürſten Sulkowsky, einen polniſchen Magnaten, ſammt ſeiner Garde auf, weil man ihn im Verdacht hielt, daß er die Ruſſen unterſtützte. Das war

zerſtören würden, wenn ſie einen allgemeinen Sturm vornehmen wollten. Welche Langſamkeit bei der Vollſtreckung ihrer Entwürfe! Wie viel Gelegenheiten haben ſie nicht vorbei gehen laſſen! mit einem Wort, wie viel gräuliche Fehler, denen wir bis itzt unſer Heil zu danken haben.

Fiſcher 2ter Theil. Seite 60.

freilich wider das Völkerrecht; allein Friedrich pflegte über solche Kleinigkeiten hinweg zu gehen.

Im Monat Juni setzten sich die Russen unter dem Feldmarschall Soltikow in Marsch. Sie hatten die Absicht, sich mit einem Theil der Oesterreicher zu vereinigen, und dann in das Brandenburgische einzufallen. — Die Preussen besorgten nun von Sachsen und Schlesien abgeschnitten zu werden, und eilten über Hals und Kopf der Oder zu.

Am 22 Juli trafen sowohl die Russen als Preussen beim Dorf Kay im Brandenburgischen ein. Sie befanden sich so nahe beisammen, daß eine Schlacht unvermeidlich war. Dohna, der bisher das preußische Korps anführte, fiel beim König aus der Wiege, weil er zu unentschlossen, zu langsam gewesen. Er ließ ihn durch den General Wedel *) den jüngsten General der Armee ablösen. Dieser war entschlossener und geschwinder, und ließ sich — — schlagen.

Die Russen setzten am 23 Juli ihren Marsch nach Crossen an der Oder fort, wo nach Abrede, Loudon mit seinem Korps zu ihnen stoßen sollte. Wedel, der weder die Gegend, noch die Stärke des Feindes, noch

seine

*) Friedrich sagt in einem Schreiben an den General Dohna, daß General Wedel bei seiner Armee das Ansehen eines römischen Diktators haben soll, und daß man ihm unbedingt und blind zu gehorchen habe.

Vie de Fréd. Tom. II. p. 312.

Friedrich zog mit Anfang Frühlings den Oeſterreichern
ıtgegen, die in der Lauſiz ſtanden. Seine Abſicht
ar, ihre Vereinigung mit der rußiſchen Armee zu
ndern, und ſie zur Schlacht zu zwingen, bevor noch
ne über die Oder, und die Reichsarmee über die
lbe gegangen wäre.

Um dieſe Zeit machte Prinz Heinrich aus der näm-
chen Abſicht einen Einfall in Böhmen und das Fränk-
ſche. Er zerſtörte mehrere Magazine. Würzburg,
Bamberg, und auch Erfurt mußten Brandſchatzung
ben, und manches Glied der Reichsarmee wurde in
e Ewigkeit geſchickt. Allein die Umſtände nöthigten
n, bald wieder nach Sachſen zurück zu kehren.

General Dohna war mit einem Korps nach Polen
gangen, um die Ruſſen aufzuhalten, die gegen die
oder zogen. Er ſchrieb bis Poſen Brandſchatzungen
ıs, verwüſtete die rußiſchen Magazine, und hob
n Fürſten Sulkowsky, einen polniſchen Magna-
n, ſammt ſeiner Garde auf, weil man ihn im Ver-
ıcht hielt, daß er die Ruſſen unterſtützte. Das war

zerſtören würden, wenn ſie einen allgemeinen Sturm vornehmen wollten. Welche Langſamkeit bei der Vollſtreckung ihrer Entwürfe! Wie viel Gelegenheiten haben ſie nicht vorbei gehen laſſen! mit einem Wort, wie viel gräuliche Fehler, denen wir bis itzt unſer Heil zu danken haben.

Fiſcher 2ter Theil. Seite 60.

Der König griff sie am folgenden Tag an, allein das Glück zeigte ihm auch hier den Rücken. Durch ganze 7 Stunden schien der Sieg auf preußischer Seite zu sein; bis endlich gegen Abend, Loudon den Preussen die schon halberfochtene Siegeskrone aus den Händen wand, und sammt den Russen, Herr vom Schlachtfeld blieb. Friedrich verlor *) 16000 Mann, und zog sich mit dem Ueberbleibsel seiner Armee nach den Anhöhen von Tretin. Sie war auf fünf tausend **) zusammgeschmolzen, und die Regimenter schienen ***) Kompagnien zu seyn.

Ich habe einen Streich gewagt, schrieb er an die Königin, der mir mislungen ist, dessen übler Ausgang aber noch zu verbessern sein wird — — Nichts desto weniger rathe ich Euer Majestät, Berlin zu verlassen. Aber in dem Brief an Finkenstein hieß ****) es: Alles ist verloren, und ich bereite mich zum Tod.

Indessen legte er sich beim Dorf Etscher in einer zerstörten, offnen Bauerhütte auf das Stroh hin, und schlief

*) Abermal schneidt Friedrich in seiner Geschichte meiner Zeit, 4ter Band, Seite 32. 6000 Mann weg.

A. d. H.

**) Nach Friedrichs Worten blieben ihm 10,000.

***) Les regiments ne sembloient plus, que des compagnies.

Vie de Fred. Tom. II. p. 101.

****) Fischer, 2ter Theil, Seite 89. (*Tout est perdu et je songe à la mort*).

ſchlief ruhig. Seine Adjudanten *) ſchnarchten zu ſeinen Füſſen, und ein einziger Grenadir ſtand Wache. Friedrichs Geſchichtſchreiber führen ſeinen ruhigen Schlaf als etwas auſſerordentliches an. Ich finde blos, daß das Bedürfniß des Schlafes gröſſer war, als der Verdruß über die verlorne Schlacht; und wenn man ſich ſchon einmal umbringen will, ſo kann man ſich ja wohl ſchlecht bewacht, in eine offene Hütte hinlegen, und ruhig ſchlafen.

Den Ruſſen kam dieſer Sieg ebenfalls theuer zu ſtehen. Friedrich, der fremden Verluſt gern vergröſſert, giebt ihn auf **) 24000 an. Wenn ich noch ſo einen Sieg davon trage, ſoll ***) Soltikow geſagt haben, ſo kann ich den Stab in der Hand allein nach Petersburg wandern, und die Nachricht überbringen.

Jedermann glaubte, die Ruſſen würden nach zwei ſo glücklichen Siegen den preußiſchen Koloß gänzlich über den Haufen werden. —

Es hatte nur von den Feinden abgehangen (ſind Friedrichs eigene Worte ****)) dem Kriege ein Ende zu machen; ſie durften nur noch den letzten Gnadenſtoß geben. Allein ſie machten hier Stilleſtand, ſtatt mit Lebhaftigkeit vorwärts zu drin-

*) Herrn Fiſchers eigener Ausdruck, 2ter Th. S. 103.
**) Friedr. hinterlaſſene Werke, 4ter Band, S. 32.
***) Vie de Fred. Tom. II, pag. 102.
****) Hinterlaſſene Schriften 4ter Band. S. 33.

dringen, wie es die Umstände erforderten, frohlockten sie über ihren Sieg, und priesen ihr Glück.

General Soltikow glaubte, daß es an zwei gewonnenen Schlachten genug wär. *) Ich habe zwei Schlachten gewonnen, sagte er zu Daun, die Rußland 27000 Mann kosten. Um mich aufs neue in Thätigkeit zu setzen, warte ich nun, bis sie Ihrer Seits zwei Siege erfochten haben; es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Souveräne alles allein thun sollen.

Durch die Unthätigkeit der Russen ging also die Frucht von diesen zwei Siegen verloren. Friedrichs Lage konnte damal nicht gefährlicher sein. Er war von Sachsen und von Schlesien abgeschnitten. Die Reichsarmee war in Sachsen eingedrungen; Daun stand mit seiner Hauptarmee in der Lausiz; nichts war fähig, seine Vereinigung mit den Russen zu hindern. Man konnte Berlin wegnehmen, Magdeburg belagern, und dem König den Rest **) geben. Aber von allem geschah nichts.

Fried-

*) Friedr. hinterlassene Schriften, 4ter Band, Seite 34. Obwohl ich nicht gut dafür stehen möchte, daß General Soltikow, was ihm Friedrich hier in den Mund legt, gerade so gesagt habe: denn Daun hätte ihm ja antworten können: daß Loudon bei Kunersdorf, großen und vielleicht den größten Theil hatte.

A. d. H.

**) Reduire le Roi aux derniéres extrémités.

Vie de Fred. p. 103.

Friedrich konnte wieder Luft schöpfen. Die Russen gingen zwar bei Frankfurt über die Oder, nachdem Haddik mit 19000 Mann zu ihnen gestossen war; aber durch ihr *) Zaudern gewann Friedrich Zeit, Berlin zu decken. Seine Stellung war so, daß ihn die Russen nicht wohl angreiffen konnten. Sie zogen sich gegen die Lausitz, und waren nur einige Meilen von den Oesterreicheen entfernt. Friedrich ging ihnen auf dem Fuß nach. Prinz Heinrich wußte Dauns Entwürfe dadurch zu vereiteln, daß er die Hauptmacht der Oestereicher gegen die sächsischen und böhmischen Gränzen hinzog.

Im Monat September mußte die Lausitz vier Armeen zugleich ernähren. Die Russen spürten am ersten Mangel. Der Wienerhof bot ihnen Geld an, um sich Lebensmittel zu kaufen. Soltikow soll geantwortet haben **) Meine Soldaten essen kein Geld. Darauf richtete er seinen Marsch nach Polen, um seinen Magazinen näher zu sein. Loudon gab sich alle Mühe, ihn vom Rückzug über die Oder abzuhalten, und zur Belagerung der Festung Glogau zu bereden.

Am 27 September stand auch diese Armee wirklich am Ufer der Oder, im Begrif sich an dieser Seite nach Glogau hinab zu ziehen. Allein Friedrich war ihnen zuvorgekommen. Sie gingen nun über den Fluß, und

*) *Leur lenteur. Vie de Fred. p.* 103.

**) Mes Soldats ne mangent point d'argent.
Vie de Freder. Tom. II. p. 105.

und schlienen Absichten auf Breslau zu haben; doch sie fanden auch hier überall Preussen im Weg. Ihr letzter Versuch, sich Breslau zu nähern, war bei Hernstadt, das seit kurzem preußische Besatzung hatte.

Soltikow drohte, die Stadt in Brand zu stecken, wenn sich die Besatzung nicht ergäbe. Der preußische Offizier antwortete: daß er Befehl habe, sich zu vertheidigen, auch wenn die Russen nach ihrer Gewohnheit die Mordbrenner *) machen sollten.

Diese antwort jagte den rußischen Anführer in Harnisch, und die Stadt wurde den Flammen preis gegeben. Nun richtete Soltikow seinen Marsch gegen Polen, wo Loudon von ihm Abschied nahm, und gegen Oberschlesien aufbrach. Friedrich ließ zur Beobachtung dieses Korps einige Truppen in Schlesien, und führte seine Armee nach Sachsen.

Die Russen ließen in Brandenburg und Schlesien traurige Merkmale zurück, und so mußten Friedrichs Unterthanen seinen **) Vorwitz theuer büssen.

Schon im August war die Reichsarmee unter Anführung des Herzogs von Zweibrüken, bis an die U-

fer

*) Quand même les Russes se conduiroient en incendiaires.

Vie de Frédric Tom. II. 106.

**) Herzberg sagte: daß Friedrich aus Vorwiz, (par curiosité) den Krieg angefangen habe. Man sehe Seite 7. in diesem Heft.

ser der Elbe vorgedrungen, und hatte sich von Torgau, Leipzig und Wittenberg, Meister gemacht.

General Wunsch entriß ihr die Städte wieder, konnte aber Dresdens Uebergabe nicht verhindern.

General Schmettau ergab sich am 4ten Septemb. ohne eine förmliche Belagerung abzuwarten. Der König nahm ihm diesen Schritt sehr übel, und erklärte ihn für unfähig, weiter zu dienen.

Die Reichstruppen waren also Herren von Dresden, und suchten sich auch in dieser Gegend zu erhalten.

Im Oktober traf Prinz Heinrich an der Elbe ein, und vereinigte sich bei Torgau mit dem Korps des General Wunsch, der dem Aremberg eine Schlappe angehänget hatte. Dann eilte nun nach Sachsen, um Dresden zu decken.

So standen die Sachen, als Friedrich, der zu Glogau an einem abmattenden Fieber krank gelegen, mit seiner Armee in Sachsen eintraf, und zu Prinz Heinrichs Korps stieß. Er machte seinem Bruder das Kompliment: daß er der einzige General sei, der in diesem Krieg keinen Fehler beging. In der That hatte es Friedrich der *) Klugheit seines Bruders zu danken, daß nun der Krieg von seinen Staaten wieder entfernet war. Die Russen standen in Posen, und die Oesterreicher hatten nur einen kleinen Bezirk von Sachsen in Besitz.

Fried-

*) Die glükliche Schlacht bei Rosbach war wohl auch ein Werk des klugen, kaltblütigen Heinrichs.

A. d. H.

Friedrich glaubte durch ein paar freundliche erhaltene Blicke, nun wieder ganz in der Gnade des Glückes zu ſtehen. Er wollte den Oeſterreicheen auch dieſen Beſitz ſtreitig machen, und zog gegen Dresden.

Daun hatte ſich unter den Kanonen der Stadt gelagert, und war nicht wohl anzugreifen. Friedrich verſuchte eine Liſt. Fink mußte mit einem anſehnlichen Korps die feindliche Armee umgehen, und ſich in den Gebirgen von Maxen feſtſetzen. Seine Abſicht war, den Oſterreichern und Dresden die Lebensmittel von Böhmen her, abzuſchneiden, oder wenigſtens den Feldmarſchall Daun in Bewegung zu ſetzen. —

Die Sache konnte für Daun gefährlich werden. Er ſuchte alſo vorzukommen, umſchloß mit ſeiner Armee das feindliche Korps, und machte den 21 November 12000 Mann gefangen, worunter 9 Generäle und 500 Offiziere waren.

Dieſer Finkenfang, wie man es zu Wien nannte, galt wohl den Fang der ſächſiſchen Armee bei Pirna. Friedrich war äuſſerſt wider Fink und die übrigen Generäle aufgebracht, und beſchreibt in ſeinen *) hinterlaſſenen Schriften wunderſchön, wie ſie es hätten angreiffen ſollen, um ſich nicht fangen zu laſſen.

Eini-

*) Im 4ten Band, Seite 49. Allein ich hab es ſchon einmal geſagt, daß ſolche Berechnungen einer Terno gleichen, die uns die Kabaliſten nach erfolgter Ziehung ſonnenklar vorzurechnen wiſſen.

A. d. H.

Einige Zeit darauf nahm General Beck bei Meiſſen ein preußiſches Korps von 1500 Mann gefangen, und ſo gab der geweihte General *) (*le Général beni*) dem König Friedrich noch zu guter Letzt die Benediktion.

So anſehnlich dieſe Vortheile geweſen, ſo waren ſie doch nicht entſcheidend genug, den König ganz aus Sachſen zu verdrängen. Er ſtand noch immer bei Dresden, und dadurch wurde Daun bemüßiget, zur Vertheidigung der Stadt, ebenfalls in ſeiner Stellung zu bleiben.

Man ſah alſo mitten in der größten Kälte, zwei Armeen im Feld ſtehen, und ihre Gezelte in Strohhütten verwandeln. Die Nationen ſchienen ihre Natur verändert zu haben. Franzoſen und Deutſche ſtanden im Jenner noch im Feld, während die Ruſſen und Schweden, die, wie in den vorigen Feldzügen, einige Eroberungen machten, und ſie bald wieder verloren, ſchon im Oktober im Winterquartier waren.

Friedrich hatte das Hauptquartier zu Freyberg, wo er in den Armen der Muſen dieſen unglücklichen Feldzug zu vergeſſen ſuchte.

---

*) Wir wiſſen, daß Friedrich dem Feldmarſchall Z[illegible] ſpottweiſe dieſen Namen gab.

Der letzte Feldzug war für die vereinigten Mächte viel zu günstig, als daß sie nicht noch einen hätten versuchen sollen. Friedrich befand sich zwar schon sehr in der Klemme; aber noch war er nicht, wo sie ihn wünschten, und dann wollte man nicht eine halbe Million Menschen und so ungeheure Summen vergebens aufgeopfert haben. Man gab also den Friedensvorschlägen kein Gehör, und rüstete sich mit allem Eifer zu einem neuen Feldzuge.

Ein Glück für Friedrich war, daß er Dresden ausgenommen, Herr von Sachsen blieb. Diese arme Melkkuh mußte nun die letzten Tropfen Milch hergeben. Die Kontributionen betrugen in diesem Jahr über 2,000000 Thaler, und er hob über 10,000 Rekruten aus. Die schönsten Wälder wurden umgehauen und verkauft. Die kurfürstlichen Pächter mußten ein Jahr vorhinein das Pachtquantum bezahlen. Man gab Leipzig Schuld, daß es andere Truppen besser aufgenommen habe, als jene des Königs, und ließ es unter diesem leeren Vorwand eine Strafe von *) 8 Tonnen Golds bezahlen. Man setzte die Rathsherren und einige reiche Kaufleute auf den Trozer, und ließ sie da ohne Bett Feuer und Licht, so lange sitzen, bis die Hälfte der Summe entrichtet war — — So verfuhr Friedrich der Einzige mit einem Lande, das er nur in Verwahrung genommen hatte.

Das

*) Fischer 2ter Theil Seite 115.

Das Münzverfälſchen wurde in dieſem Jahr noch auf einen höhern Grad von Vollkommenheit gebracht*). Acht Thaler hatten nun kaum den innerlichen Werth von einer Dukate. Durch dieſes, nur einem Friedrich erlaubte Hilfsmittel, und die engliſchen Subſidiengelder war er im Stand, einen neuen Feldzug mit zu machen — Mittlerweile verſuchte Friedrich auch einige Kabinetsſtreiche. Man ſchickte an verſchiedene Höfe, Spionen aus. Ein gewiſſer Herr von Cocceji, mußte die Geſinnungen des Königs von Sardinien erforſchen. Nichts hätte Friedrich lieber geſehen, als wenn in der Lombardei das Kriegsfeuer ausgebrochen wär; allein dieſer König hatte weder Verlangen noch Willen, die Rolle einer preußiſchen Marionette zu übernehmen. Das verdroß Friedrich; deswegen ſagt er von **) ihm, daß dieſer alte Fürſt in Aberglauben verfallen, und ſeinen kriegeriſchen Geiſt verloren habe — Man muß abergläubiſch ſein, weil man nicht nach Friedrichs Flöte tanzte.

Nach Frankreich ſchickte man einen jungen Menſchen, mit Namen Edelsheim ***) der eben ſo wenig glücklich war. Man war ihm ſchnell auf der Spur: ſetzte ihn in die Baſtille, und ſchickte ihn wieder über die Gränze.

*) Vie de Fréd. Tom. II. pag. 119.
**) Friedrichs hinterlaſſene Schriften 4ter Band, S. 60.
***) Ebendaſelbſt. S. 64.

In Petersburg hatten die Versuche eines hollstei-
nischen Edelmanns eben so schlechten Erfolg; nur
schickten ihn die Russen glimpflicher fort, als die
Franzosen den Herrn von Edelsheim. Die ottomani-
sche Pforte blieb gegen preußische Thaler und Bered-
samkeit, noch immer unbeweglich. Das einzige Dä-
nemark zeigte Neigung, dem König beizustehen; nahm
aber geschwind wieder sein *) Wort zurück.

Friedrich blieben also, wie er sich selbst das **)
Kompliment macht, nur zwei Bundesgenossen übrig:
Die Tapferkeit und die Beharrlichkeit. — — — —

Friedrich vergaß auf die englischen Susidiengelder,
und auf den Juden Ephraim ***).

Nach dem Plan der beiden Kaiserhöfe, sollten die
Russen in Schlesien dringen, und sich mit einem
Kurs der Oesterreicher vereinigen, das mit einem Ar-
tillerie-

*) [illegible] Seite 69.
**) [illegible] Seite 70.
***) Le Frederic avec paraphe (heißt es in einer im
[illegible] erschienenen Piece, betitelt: der gerecht-
[illegible] Ephraim m' a établi frauduleux enche-
[illegible], pour me faire adjuger à vil prix les ri-
[illegible] magasins de Dresde et Meisen — et pour
[illegible] en detail à 200 pour 100 — Le Fre-
[illegible] paraphe m' a institué faux-monnoyeur
[illegible]
Vie de Fred. Tom. II. pag. 318.

eriezug aus Böhmen zu kommen hatte. Daun und e Reichsarmee, glaubte man, würden dem König Sachsen die Hände so voll zu thun geben, daß er chts in Schlesien gegen die Russen unternehmen könne.

Mit dem Monat Mai 1760 setzten sich die Ar- een in Bewegung. Loudon eröfnete den Feldzug in chlesien, und führte glücklich den Plan aus. Er if am 23 Juni den General Fouquet in seinem wohl- esetzten Lager bei Landshut muthig an, und nahm hn sammt mehr Generälen und *) 5000 Mann ge- angen. Er gab darauf Landshut seinen Truppen um Plündern preis.

Der König nimmt ihm dies sehr **) übel, und och ist es bei weitem nicht so grausam, als wenn ein önig, der sich den Weisen nennen ließ, ein ganzes

*) Alle preußischen Geschichtschreiber gestehen einhellig, daß Fouquet 19,000 Mann hatte. Friedrich aber schneidt, um ein paar Lorber aus Loudons Krone zu reissen, abermal 5000 davon weg.

A. d. H.

**) Die Oesterreicher, sagt Friedrich S. 78. im 4ten Band, benutzten den erhaltenen Vortheil wie Barbaren; Allein, wenn man bedenkt, daß Loudon sehr viel wildes Volk in seiner Truppe hatte, das den Krieg nur für eine Gelegenheit zum Rauben ansieht, und daß ein General solchen Leuten auch etwas erlauben müsse, wenn sie den Muth nicht verlieren sollen, so läßt sich gewis sehr viel zu Loudons Entschuldigung sagen.

A. d. H.

In Petersburg hatten die Versuche eines hollstei-nischen Edelmanns eben so schlechten Erfolg; nur schickten ihn die Russen glimpflicher fort, als die Franzosen den Herrn von Edelsheim. Die ottomani-sche Pforte blieb gegen preußische Thaler und Bered-samkeit, noch immer unbeweglich. Das einzige Dä-nemark zeigte Neigung, dem König beizustehen; nahm aber geschwind wieder sein *) Wort zurück.

Friedrich blieben also, wie er sich selbst das**) Kompliment macht, nur zwei Bundesgenossen übrig: Die Tapferkeit und die Beharrlichkeit. — — — —

Friedrich vergaß auf die englischen Subsidiengelder, und auf den Juden Ephraim ***).

Nach dem Plan der beiden Kaiserhöfe, sollten die Russen in Schlesien dringen, und sich mit einem Korps der Oesterreicher vereinigen, das mit einem Ar-tillerie-

*) Ebendaselbst. Seite 69.

**) Ebendaselbst. Seite 70.

***) Le *Frederic avec paraphe* (heißt es in einer im Jahr 1758 erschienenen Piece, betitelt: der gerecht-fertigte Ephraim) m' a établi frauduleux encheri-sseur, pour me faire adjuger à vil prix les ri-ches magasins de Dresde et Meisen — et pour les vendre en detail à 200 pour 100 — Le *Fre-deric avec paraphe* m' a institué faux - monnoyeur public, u. s. w.

Vie de Fred. Tom. II. pag. 318.

tillerierzug aus Böhmen zu kommen hatte. Daun und die Reichsarmee, glaubte man, würden dem König in Sachsen die Hände so voll zu thun geben, daß er nichts in Schlesien gegen die Russen unternehmen könne.

Mit dem Monat Mai 1760 setzten sich die Armeen in Bewegung. Loudon eröfnete den Feldzug in Schlesien, und führte glücklich den Plan aus. Er grif am 23 Juni den General Fouquet in seinem wohlbesetzten Lager bei Landshut muthig an, und nahm ihn sammt mehr Generälen und *) 5000 Mann gefangen. Er gab darauf Landshut seinen Truppen zum Plündern preis.

Der König nimmt ihm dies sehr **) übel, und doch ist es bei weitem nicht so grausam, als wenn ein König, der sich den Weisen nennen ließ, ein ganzes

*) Alle preußischen Geschichtschreiber gestehen einhellig, daß Fouquet 19,000 Mann hatte. Friedrich aber schneidt, um ein paar Lorber aus Loudons Krone zu reissen, abermal 5000 davon weg.

A. d. H.

**) Die Oesterreicher, sagt Friedrich S. 78. im 4ten Band, benutzten den erhaltenen Vortheil wie Barbaren; Allein, wenn man bedenkt, daß Loudon sehr viel wildes Volk in seiner Truppe hatte, das den Krieg nur für eine Gelegenheit zum Rauben ansieht, und daß ein General solchen Leuten auch etwas erlauben müsse, wenn sie den Muth nicht verlieren sollen, so läßt sich gewis sehr viel zu Loudons Entschuldigung sagen.

A. d. H.

Land *) zu Grund richtet, das er nur in Verwahrung nahm.

Die erste Frucht dieses Sieges war die Eroberung von Glaz — Diese Festung hatte nur eine schwache Besatzung, und diese vertheidigte sich schlecht.

Den 26 Juli spielten bereits 16 Batterien. Die Kroaten waren in die Festungswerke eingetrungen. Ein Theil der Besatzung erregte einen Aufruhr; ganze Kompagnien warfen das Gewehr weg, und gingen zum Feind über. In wenig Stunden war Garnison und Festung in Loudons Händen. **) Der Befehlshaber D'O konnte sich zwar mit der schlechten Garnison bei dem König entschuldigen; er wußte aber, daß Friedrich nicht gern Entschuldigungen annahm***) und blieb bei den Oesterreichern. Die

*) Z. B. das arme Sachsen.

**) Friedrich sagt im 4ten Band, Seite 91, daß dieser schimpfliche, die preußischen Waffen entehrende Vorfall die Folge einer geheimen Unterhandlung war, die Herr Loudon von weitem her, durch den Kanal der Jesuiten, Mönche, und des ganzen katholischen Pfaffengesindels (ein königl. Ausdruck) veranstaltet hatte; wodurch es ihm gelang, Offiziere und viele Soldaten von der Garnison zu bestechen — — Allein ich glaube, daß man Soldaten, die Friedrich mit despotischer Gewalt zusammenraffte, nicht erst noch bestechen dürfe, wenn sich eine Gelegenheit zeigt, ihres Joches los zu werden.

A. d. H.

***) Das Kriegsrecht verurtheilte diesen Befehlshaber zum Tode, Fischer 2ter Theil, Seite 133.

Die Ruſſen machten anfänglich Miene, in Pommern oder die Neumark einzufallen; drehten ſich aber von Poſen ſchnell gegen Schleſien, um ſich bei Breslau mit Loudon zu vereinigen.

Dieſer war vorgerückt, und ſuchte die Stadt zu überraſchen. Es war den 30 Juli, wo er ſie zur Uebergabe aufforderte. Der Befehlshaber widerſtand. Man warf Bomben in die Stadt, die mehrere Häuſer in Brand ſteckten; allein Heinrichs Ankunft, der am 4ten Auguſt nur vier Meilen von Breslau ſtand, machte der Belagerung ein Ende, und verhinderte zugleich die Vereinigung der Oeſterreicher und Ruſſen.

Loudon zog ſich über Schweidniz zurück, und Soltikow, der ſchon bis Hundsfeld an der Oder vorgerückt war, fand nicht für gut über den Fluß zu ſetzen, und mit Heinrich einen Gang zu machen. Friedrich hatte es abermal der Klugheit ſeines Bruders zu danken, daß der Hauptplan ſeiner Feinde einen Stoß litt, und der Feldzug glücklicher als der vorige ausfiel. Freilich ging der rußiſche General mit einer Vorſicht *) zu Werk, die mit dem verabredeten Plan wenig übereinſtimmte. Er ſuchte ſein Kriegs-

*) Le Général russe agit avec une précaution, qui ne répondoit guére au plan concerté.
Vie de Fréd. Tom. II. pag. 125.

heer zu ſchonen, und wollte die Schuld eines unglücklichen Erfolges, nicht auf ſich nehmen. — .

So ſtanden die Sachen, als Friedrich ſeinem Schleſien zu Hilfe eilte. Er hatte während dieſer Zeit die Belagerung von Dresden vorgenommen, mußte ſie aber bei Dauns Annäherung wieder aufheben. Nach einem überſpannten Marſch kam er den 7 Auguſt bei Bunzlau an. Daun war um die nämliche Zeit gegen Lauban in Schleſien vorgerückt, und vereinigte ſich mit Loudons Korps. Seine Hauptabſicht war den König von Breslau abzuhalten, und ſeine Verbindung mit Heinrich zu verhindern.

Schleſien hatte die unangenehme Ehre die Hauptmacht der Oeſterreicher, Ruſſen, und Preuſſen, auf ſeinem Grund und Boden zu ſehen.

Daun machte ſo *) kluge Wendungen, daß er immer dem Marſch des Königs im Wege ſtand, ohne ſich aber einem Anfall auszuſetzen. Beide Armeen gingen durch einige Tage neben einander fort, und waren nur durch den Kazbach getrennt.

Am erſten Auguſt ſtand Friedrich bei Lignitz; Daun ihm gegen über, bei **) Walſtadt. Soltikow war mit dieſem Marſch nicht zufrieden; er beſorgte Friedrich möchte bei Steinau über die Oder gehen, und ihn in Verbindung mit Heinrich angreifen. Er

er-

*) Vie de Fred. Tom. II. p. 128.

**) Hier war 1241 eine große Schlacht zwiſchen den Türken und Tartarn.

erklärte, ſich nach Polen zurück zu ziehen, wenn man den König über die Oder gehen ließ. Das nöthigte Daun ein Treffen zu wagen. Der 15 Auguſt war dazu beſtimmt. Daun wollte von vorne, Laſcy ſollte vom rechten Flügel, Loudon vom linken angreifen. Der Plan war gut angelegt; allein er wurde dem König durch einen *) Ueberläufer verrathen.

Loudon ging bei Nacht zu Parchwiz über den Kazbach, in der Abſicht bei Anbruch des Tags über den linken Flügel der Preuſſen herzufallen. Allein wie groß war nicht ſein Erſtaunen, als er bei Sonnenaufgang, auf einem Orte, wo er ſie gar nicht erwartete, die ganze preußiſche Armee in Schlachtordnung vor ſich fand.

Indeſſen bemächtigte er ſich anfänglich einiger Anhöhen; doch da er von der andern Seite gar keine öſterreichiſchen Truppen ſah, ſagte er zu ſeinen Soldaten: **Freunde, ich ſeh, daß wir allein ſind, wir haben keine andere Zuflucht als unſern Muth: folget mir.** Mit dieſen Worten bahnte er ſich, den Degen in der Fauſt, einen Weg durch das Gemenge. Er verlor 9000 Mann, rettete aber durch dieſen Rückzug, ſeine und ſeiner Truppen **) Ehre.

*) Es war ein öſterreichiſcher Offizier, ein Irländer von Geburt, der beraucht zum König überlief.
Friedrich Schriften 4ter Band. S. 104.

** Il conserva par sa retraite son honneur, et celui de ses troupes.
Vie de Fred. Tom. II. p. 130.

Friedrich verfolgte ſeinen Sieg nicht weiter, weil er einen Angriff von *) Daun und Laſcy beſorgte; allein ſie griffen nicht an, und der rußiſche General Czernitſchef, der Tags vorher mit 20000 Mann über die Oder ging, um zu den Oeſterreichern zu ſtoſſen, nahm ſeinen Weg über den Fluß zurück. Soltikow zog ſich nach Polen. Loudon gewann mit den Ueberbleibſeln ſeiner Truppen die Hauptarmee; die Preuſſen aber gingen ohne Hinderniß gegen Breslau.

Friedrich nahm einen großen Theil vom Korps des Heinrichs zu ſich, und drehte ſich gegen Schweidnitz. Daun wollte dieſe Feſtung belagern; da er aber ſah, daß ihm der König zuvor gekommen war, beſorgte er von Böhmen abgeſchnitten zu werden, und zog ſich mehr gegen die Gebirge.

Beide Armeen machten den ganzen September durch verſchiedene Bewegungen, wovon immer die Abſicht war, einander im Fall einer Schlacht, den Vortheil der Lage abzugewinnen; allein die Klugheit war von beiden Seiten gleich groß, und es kam zu keinem wichtigen Auftritt.

Die

*) Friedrich ſelbſt ſucht beide Generäle zu entſchuldigen, daß ſie dem Loudon nicht zu Hilfe eilten: denn es war ihnen der Wind ſo ſehr entgegen, daß ſie das Kanoniren nicht einmal auf eine halbe Stunde hören konnten. Friedrichs Schriften, 4ter Theil, Seite 108. In einem Brief an den Marquis d' Argens nennt Friedrich dieſes Treffen nur eine leichte Streifwunde. A. d. H.

Die vereinigten Mächte waren mit dem Gang dieſes Feldzuges nicht zufrieden. Sie beſchloſſen nun eine Unternehmung auf Berlin. Czerniſchef ſollte ſie mit 20000 Mann ausführen. Soltikow willigte ein, über die Oder zu gehen, und ſo ſeinen Marſch von Seite der Mark zu decken. Vierzehntauſend Oeſterreicher gingen zu gleicher Zeit unter Anführung des General Laſcy durch die Lauſitz, um ſich bei Berlin mit den Ruſſen zu verbinden. General Tottleben ward vorzüglich bei dieſer Ausführung gebraucht. Er ward vormals in preußiſchen Dienſten, und kannte das Land. Er beſchleunigte ſeinen Marſch mit einem Vortrab von einigen Regimentern und ſtand ſchon am 3ten Oktober vor den Thoren Berlins.

Die Beſatzung weigerte ſich, die Thore zu öffnen, weil ſie Hilfe erwartete. — Es kam auch wirklich der Prinz Eugen von Wirtemberg mit 5000 Mann, und 4 Tage darauf der General Hülſen mit 28 Bataillons, zu ihrer Unterſtützung an.

Der rußiſche General Tottleben mußte ſich mit einigem Verluſt zurück ziehen; als aber Czerniſchef und Laſcy anrückten, zog ſich das preußiſche Korps in der Nacht nach Spandau, und überließ Berlin ſeinem Schickſal.

Tottleben legte im Namen der rußiſchen Kaiſerin Beſatzung ein, und verlangte anderthalb Millionen

Thaler

Thaler Kontribution. Er wollte die Oesterreicher nicht in die Stadt lassen; allein sie bemächtigten sich eines Thors, und drangen wider seinen Willen ein: und so war dies der zweite Besuch, den Kaiserin Therese dem König in seiner Hauptstadt machte, und den er ihr schuldig blieb.

Czernischef und Lasey sollen, wie ihnen Friedrich in seinen hinterlassenen Schriften *) vorwirft, in Versuchung gerathen sein, einen Theil der Stadt in Brand zu stecken: allein da weder Herr Fischer, noch die übrigen Geschichtschreiber dieses Umstandes erwähnen, so wäre es wohl möglich, daß Friedrich abermal von der Wahrheit etwas abgewichen. So viel ist sicher, daß die königlichen Lustschlösser Charlottenburg, Schönhausen und Friedrichsfeld stark hergenommen und nicht einmal die Werke der Kunst verschont worden. Diese Verwüstungen sollen auf Anstiften Brühls **) durch die im österreichischen Korps befindliche Sachsen sein angerichtet worden — und so war es ja nur ein Vergeltungsrecht für die schöne Wirthschaft, welche die preußischen Freikorps auf den Brühlischen Gütern getrieben haben.

Pozdam, Friedrichs Lieblingssitz, blieb verschont. Der kaiserliche General, Graf von Esterhazy ***), schützte diesen Ort vor aller Verletzung. Er verlang-

te

*) 4ten Band, Seite 133.

**) Vie de Fred. Tom. II. pag. 136.

***) Fischer 2ter Theil, Seit. 153.

te blos das am beßten getroffene Porträt des Königs, und eine von ſeinen Flöten.

Auf das Gerücht von des Königs Anmarſch beſchleunigten Laſcy und Czerniſchef ihren Rückzug. Sie beſorgten abgeſchnitten zu werden, und ſo wurde Berlin am 12ten Oktober wieder von ſeinen Gäſten befreiet.

Friedrich, der ſeine eigene Kronprinzſchulden nicht bezahlte, ließ nun auch an ſeine Berliner den Befehl ergehen *), die an den Feind ausgeſtellte Wechſel nicht zu bezahlen.

Indeſſen behielt Daun den König immer im Geſicht. Gegen Ende Oktober gingen beide Armeen zugleich über die Elbe: Daun bei Torgau, Friedrich bei Deſſau.

Bei ſeiner Annäherung verlieſſen die Reichstruppen Leipzig und Wittenberg, und verſchwanden. Uebrigens war ganz Sachſen in den Händen der Feinde. Friedrich hatte nicht ein einziges Magazin hier, und lebte, wie er ſelbſt geſteht, aus der **) Hand in den Mund, und alſo auf gut koſakiſch. —

Aus Spandau erhielt er zwar etwas Mehl; aber auch dieſer Vorrah ward erſchöpft.***) — Man mußte

*) Vie de Freder. Tom. II. pag. 330.

**) 4ter Band ſeiner Schriften. S. 138.

***) Ebendaſelbſt.

mußte verhungern oder eine Schlacht liefern. Friedrich wollte lieber ſchlagen als verhungern, und griff am 3ten November die Oeſterreicher in ihrem Lager bei Torgau an.

Auch dieſe Schlacht neigte ſich anfänglich ganz auf Seite Oeſterreichs. Daun war zwiſchen zwei Feuer, und machte doch von zwei Seiten Front. Seine Batterien und Grenadiers warfen den linken Flügel der Preuſſen zurück. Seine Kanonen wirkten furchtbar. Der König geſtand, daß er nie ein ſchrecklichers Feuer geſehen habe. Ziethen, der Daun von vorne angriff, fand eben ſo viel Widerſtand — Es ward Nacht, und Daun ſchrieb durch einen Eilboten an ſeine Monarchin: daß Friedrich geſchlagen ſei.

Er war es wirklich: aber um 7 Uhr vereinigte er ſich mit Ziethen, und machte einen neuen Angriff. Er wollte ſterben *) oder ſiegen. Es glückte ihm, ſich der Anhöhen bei Suptiz, und einiger öſterreichiſchen Batterien zu bemächtigen, und ſo entſchied das Glück für ihn. Daun konnte am folgenden Tag keinen neuen Angriff wagen, und zog ſich bei Nacht über die Elbe zurück. Friedrich gewann alſo abermal eine Schlacht, die nicht das Werk eines durchgedachten Plans, ſondern das letzte Wagſtück eines Verzweifelnden **) war. Er ſelbſt ſchrieb dieſen Sieg dem

*) Il voulait vaincre ou mourir.
Vie de Fréder. Tom. II. p. 135.

**) Einen Tag vor dieſer Schlacht ſagte er zu ſeinen Offizieren

dem Umstand zu, daß Daun gleich beim ersten Angriff verwundet *) wurde,

Die Kaiserlichen verloren bei 14000 Mann; die Preussen eben so viel: Obwohl Friedrich, der fremden Verlust gern erhöhet, und seinen eigenen gern vermindert, von den Oesterreichern 6000 Mann mehr **) umkommen läßt, von den Seinigen aber 1000, wieder von Todten erweckt.

Einige Tage nach diesem Sieg schrieb er an die Oberhofmeisterin, Gräfin von Camas — — —

— — — — — — — — — — — — —

„Wir sind von unserm Siege aufgeschwellt, wie „die Narren geflogen, um zu versuchen, ob wir die „Oesterreicher nicht von Dresden wegjagen können. „Sie haben uns von der Höhe ihrer Berge herab nur „ausgelacht. Ich mußte wieder den Weg zurückmes„sen, und mich, wie ein kleiner Junge aus Aerger „in einem der elendsten sächsischen Dörfer versteckten.

— Das

zieren — **Wenn wir geschlagen werden, so gehen wir alle zu Grund, und ich zu ersi. Der Krieg dauert mir allzulang — — Wir wollen ihn morgen enden.**

Fischer 2ter Theil S. 159.

*) Fischer, 2ter Theil Seite 168. Obwohl Herr Fischer hinzusetzt, daß er es nur aus Gefälligkeit und Staatsabsicht gethan hatte.

**) Er setzt den Verlust der Oesterreicher auf 20,000 und den Seinigen auf 13,000 an.

4ten Band seiner Schriften S. 151.

mußte verhungern oder eine Schlacht liefern. Friedrich wollte lieber ſchlagen als verhungern, und griff am 3ten November die Oeſterreicher in ihrem Lager bei Torgau an.

Auch dieſe Schlacht neigte ſich anfänglich ganz auf Seite Oeſterreichs. Daun war zwiſchen zwei Feuer, und machte doch von zwei Seiten Front. Seine Batterien und Grenadiers warfen den linken Flügel der Preuſſen zurück. Seine Kanonen wirkten furchtbar. Der König geſtand, daß er nie ein ſchrecklichers Feuer geſehen habe. Ziethen, der Daun von vorne angriff, fand eben ſo viel Widerſtand — Es ward Nacht, und Daun ſchrieb durch einen Eilboten an ſeine Monarchin: daß Friedrich geſchlagen ſei.

Er war es wirklich: aber um 7 Uhr vereinigte er ſich mit Ziethen, und machte einen neuen Angriff. Er wollte ſterben *) oder ſiegen. Es glückte ihm, ſich der Anhöhen bei Suptiz, und einiger öſterreichiſchen Batterien zu bemächtigen, und ſo entſchied das Glück für ihn. Daun konnte am folgenden Tag keinen neuen Angriff wagen, und zog ſich bei Nacht über die Elbe zurück. Friedrich gewann alſo abermal eine Schlacht, die nicht das Werk eines durchgedachten Plans, ſondern das letzte Wagſtück eines Verzweifelnden **) war. Er ſelbſt ſchrieb dieſen Sieg dem

*) Il voulait vaincre ou mourir.
Vie de Fréder. Tom. II. p. 135.

**) Einen Tag vor dieſer Schlacht ſagte er zu ſeinen Offizieren

ein Umstand zu, daß Daun gleich beim ersten Angriff verwundet *) wurde.

Die Kaiserlichen verloren bei 14000 Mann; die Preussen eben so viel: Obwohl Friedrich, der fremden Verlust gern erhöhet, und seinen eigenen gern vermindert, von den Oesterreichern 6000 Mann mehr **) umkommen läßt, von den Seinigen aber 1000, wieder von Todten erweckt.

Einige Tage nach diesem Sieg schrieb er an die Oberhofmeisterin, Gräfin von Camas — — —

— — — — — — — — — — — —

„Wir sind von unserm Siege aufgeschwellt, wie ‚die Narren geflogen, um zu versuchen, ob wir die ‚Oesterreicher nicht von Dresden wegjagen können. ‚Sie haben uns von der Höhe ihrer Berge herab nur ‚ausgelacht. Ich mußte wieder den Weg zurückmessen, und mich, wie ein kleiner Junge aus Aerger ‚in einem der elendsten sächsischen Dörfer versteckten.

— Das

zieren — Wenn wir geschlagen werden, so gehen wir alle zu Grund, und ich zu erst. Der Krieg dauert mir allzulang — — Wir wollen ihn morgen enden.

Fischer 2ter Theil S. 159.

*) Fischer, 2ter Theil Seite 168. Obwohl Herr Fischer hinzusetzt, daß er es nur aus Gefälligkeit und Staatsabsicht gethan hatte.

**) Er setzt den Verlust der Oesterreicher auf 20,000 und den Seinigen auf 13,000 an.

3ten Band seiner Schriften S. 151.

„— Das iſt, ich verſichere Sie, ein *) Hundele„ben, das auſſer Donquichotte noch Niemand als „ich geführt hat.“ —

Die Frucht von dieſem Sieg verſchafte Friedrichs Soldaten wieder ein Winterquartier in Sachſen. Sie durften nicht mehr aus der Hand ins Maul eſſen, und hatten nebenbei die Erlaubniß die ſächſiſchen Kurſchlöſſer nach *) Belieben zu verwüſten.

Friedrich konnte nun auch ſeine Truppen nach Schleſien, Pommern und die Mark ſchicken, und ſich dort wieder Platz machen. Daun hatte ſich unter die Kanonen von Dresden gezogen. Loudon machte einen Verſuch auf Coſel; gab ihn aber wieder auf, und ging mit Ende November über Glaz nach Oberſchleſien.

Die Ruſſen, die keinen feſten Platz eingenommen hatten, zogen ſich zurück, und nahmen zum viertenmal ihre Winterquartiere in Polen.

General Werner, der durch einen muthigen Streich

*) C'est je vous jure, une chienne de Vie qu'excepté Don Quichotte, personne n'a menée que moi. *Vie de Fred. Tom. 4. p. 203.*

**) Herr Fiſcher ſagt S. 169. daß es der König als eine Wiedervergeltung für die Verwüſtung der Schlöſſer um Berlin zuließ, und doch war ja dieſe nur eine Wiedervergeltung der verwüſteten brühliſchen Schlöſſer.

A. d. H.

Streich am 18ten September die Ruſſen von *) Colberg verjagt hatte, trieb nun auch auf ſeinem Rückweg die Schweden bis Stralſund zurück. — Der Herzog Ferdinand und der Erbprinz von Braunſchweig hatten die Abſicht der Franzoſen auf Hannover und Brandenburg gröſtentheils vereitelt. Es waren zwar 100000 Franzmänner in Heſſen eingedrungen, wo ſie gar nicht *poliment* verfuhren, und ſo gar bis Gotha vorrükten; dafür aber nahmen ihnen die Engeländer Pondichery in Aſien, und Canada in Amerika. Dieſer Feldzug war alſo für die kriegführenden Mächte von keinem beſondern Vortheil, und die Sachen ſtanden faſt wieder wie zu Ende des vergangenen Jahres. Die Oeſterreicher hatten blos Glaz gewonnen, und Dresden behauptet.

Friedrich nahm den Winter über wieder den gröſten Theil von Sachſen in Verwahrung, und hielt das Hauptquartier in Leipzig: vielleicht um zu ſehen, ob die Einwohner ihm nicht eine neue Scheinurſach gäben, ihnen wieder 8 Tonnen Goldes abzunehmen.

Oeſterreich gab die Hofnung, Schleſien zu erobern, nicht auf, und rüſtete ſich zu einem neuen Feldzug. Friedrich ſparte von ſeiner Seite nichts, ſich

*) Eine kleine Feſtung in Pommern am baltiſchen Meere.

ſich in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Er ernennte mit dem neuen König von Engeland, Georg dem Dritten, den Hilfsvertrag von 4 Millionen Thaler.

Ephraim machte ein neues Minakel; indem er die Dukaten in 8 Thaler, und die Louisd'or in 15 *) verwandelte.

Friedrich glaubte nun auch bei der Pforte etwas mehr Gehör zu finden. Es wurde am 2ten April ein Freundſchaftsvertrag zwiſchen beiden **) Höfen unterzeichnet; aber es blieb auch bei der Unterzeichnung. Die Türken machten keine Bewegung, und man merkte wohl, daß der Großvezier blos dieſen Vertrag einging, um den zudringlichen preußiſchen ***) Miniſter einige Zeit vom Hals zu haben.

Aus dem projektirten Fridenskongreß zu Augsburg wurde ebenfalls nichts; man mußte alſo von beiden Seiten den Ausgang des Feldzuges den Launen des Glückes über laſſen.

Die Vereinigung der Ruſſen mit den Oeſterreichern war abermal der Hauptentzwek der Operationen, und dieſe ſollte in Schleſien Statt haben. Friedrich

*) Fiſcher, 2ter Theil. Seite 181.

**) Friedrichs hinterlaſſene Schriften. 4ter Band. Seite 176.

***) Wir haben ja geleſen, welche Beſtechungen und Geſchenke Friedrich anwandte, die Pforte in ſein Intereſſe zu ziehen.

A. d. H.

rich ſchikte alſo den Prinz Heinrch gegen den Feldmarſchall Daun, indem er für ſich mit einem Theil ſeiner Armee nach Schleſien zog.

Loudon ſpielte in dieſem Feldzug eine Hauptrolle. Er ſtand an der Spitze von 60000 Mann, und ſuchte ſich in Oberſchleſien mit den Ruſſen zu vereinigen.

Friedrich ſtrebte aus allen Kräften dawider, konnte aber doch nicht hindern, daß dieſe Vereinigung den 12 Auguſt bei Strigau diesſeits der Oder, vor ſich ging. Sie brachte nicht die Wirkung hervor, die man ſich davon verſprach.

Indeſſen war Friedrichs Lage ſehr gefährlich. Er ſah ſich von einer fürchterlichen Macht umrungen, und konnte ſich nicht einmal durch einen Sieg, aus der Verlegenheit ziehn: weil er nicht ſiegen konnte, ohne viel Volk zu verlieren. Fiel aber die Schlacht übel für ihn aus, ſo wars um ſeine Armee geſchehen: denn er konnte weder aus Pommern noch Sachſen Hilfe *) erwarten.

Die Vernunft ſiegte diesmal über ſeine Raufgierde. Er ließ die Siegsgedanken fahren, und begnügte ſich, ſolche Stellungen zu nehmen, die ihn vor einem Angriff ſchüzten.

Sein Glück war, daß drei Armeen, die täglich 250000 Mäuler zu verſorgen hatten, ſich in einem ſo engen, zwiſchen Gebirgen gelegenen Raum nicht lange halten konnten. Buttarlin, dem Soltikow

*) Vie de Fréder. Tom. II. p. 147.

wegen Unpäßlichkeit das Kommando übergab, fühlte am ersten Mangel, und zog sich am 13ten September mit der Hauptmacht über die Oder zurück. Nur Czernischef blieb mit 20000 Russen bei den Oesterreichern.

Nun wagte sich Friedrich aus seiner Klemme, um theils seinen Truppen leichter die Lebensmittel zu verschaffen, theils auch die Feinde aus den Bergen zu locken.

Er hatte sich verrechnet. Loudon benüzte seine Entfernung, und überrumpelte Schweidniz.

Eine Kette von Husaren und Kroaten umzingelte den 30 September die Festung, und maskirte das Unternehmen. Hinter diese Kette stellte Loudon bei Nacht 20 Bataillons in Standpunkte von gleicher Entfernung vertheilt.

Um 1 Uhr Nachts, rükten 5 Bataillons unvermerkt an ihre bestimmte Werke, und stürzten sich, durch Versprechungen aufgemuntert, in den verdekten Weg, während die leichten Truppen von der andern Seite einen falschen Angriff machten. Darauf drangen sie mit dem kleinen Gewehr in die Aussenwerke, kehrten die Kanonen nach der Stadt und sahen sich in wenig Stunden im Besiz des Hauptwalls.

Mit Anbruch des Tages war die Feſtung erobert, und der Befehlshaber ſamt 3000 Mann ohne Belagerung, ohne Kapitulation zu Gefangenen gemacht.

Loudon wollte diesmal den Ruhm ſo einer herrlichen That nicht durch Grauſamkeiten beflecken. Er hielt ſeine Truppen vom Plündern ab, und verſprach, ſie durch 100000 Gulden dafür zu entſchädigen. —

Als Friedrich von dieſem Vorfall Nachricht erhielt, wollte er es kaum glauben. Er gerieth wider den Befehlshaber General Zaſtrow in *) heftigen Zorn, und nahm ihm das Regiment. Um indeſſen den Glanz dieſes Loudoniſchen Meiſterſtücks einen Schmuzflechen anzukleben, erklärt uns Friedrich in ſeinen hinterlaſſenen **) Schriften, daß Schweidniz blos durch Verrätherei in Loudons Hände gerieth. Es habe nämlich ein gewiſſer Major Rocca, ein Italiener und Partheigänger, der in der Feſtſtung nebſt 500 andern gefangen war, durch Beſtechung ein Verſtändnis in der Stadt angeſponnen, und Loudon von allem Nachricht gegeben. — Da indeſſen die übrigen Geſchichtſchreiber nichts davon berühren, und Loudons Unternehmen die kühnſte und glänzendſte That dieſes Krieges ***) nennen, ſo

 möch-

*) Vie de Fred. Tom. II. pag. 336.

**) 4ten Band. Seite. 207.

***) Cette action est une de plus hardies et de plus brillantes, qui se soit faite dans cette guerre.

Vie de Frederic T. II. p. 147.

möchte Friedrich wohl auch diesmal wenig Glauben verdienen.

Man ſieht aus mehr als einer *) Stelle, wie wenig Friedrich es verſchmerzen konnte, daß ein Mann deſſen Phiſiognomie ihm nicht gefiel, nun ſo auſſerordentliche Dinge thut.

Friedrich ſelbſt geſteht **), daß dieſes unvermuthete Unglück alle ſeine Entwürfe zerrüttete, und daß er nun darauf denken mußte, ſo viel Feſtungen und Land als möglich zu behalten, und ſie gegen die groſſe Uebermacht der Feinde zu behaupten.

Er begab ſich den 6 Oktober nach Sterlen, wo er ſowohl den gröſten Theil Niederſchleſiens decken, als auch die Feſtungen Koſel, Brieg, Neiße und Breslau unterſtützen konnte.

Sei

*) So lange Loudon nur Oberſter war, nennt ihn Friedrich in ſeinen Schriften geradeweg den Herrn Loudon. Als General und Anführer legt er ihm den Titel Von, bei, doch ſobald er etwas unternahm, was nicht nach Friedrichs Kopfe ging, heißt er wieder der Herr Loudon. Wie z. B. bei der Ueberrumplung Schweidnitz S. 208. oder wie er den Fonquet gefangen nahm. S. 76. u. ſ. w. Das ſind zwar nur Kleinigkeiten; aber man kann ſo gar in Kleinigkeiten Friedrichs Schwachheiten erkennen.

**) Friedrichs hinterlaſſene Schriften 4ten Band Seite. 209.

Seine Hauptabſicht war, Loudon in die Ebene zu locken. Er hoſte, daß ihn ſein Glück bei Schweidnitz muthig machen, und zu einer Schlacht anreizen würde. Loudon blieb in ſeinem Lager bey Freiburg, wo er mit Sachſen, Böhmen und Mähren in Gemeinſchaft ſtand.

Um ſeinen Truppen Muth zu machen, ließ der König nach dem Verluſt von Schweidnitz einige Leute als Türken kleiden, und, als kämen ſie vom Großherrn, einen förmlichen Einzug im Lager halten. So ſagen alle preußiſche Geſchichtſchreiber, und doch ſagt Friedrich im 4ten Band ſeiner hinterlaſſenen Schriften S. 240, daß es eine wirkliche Geſandſchaft des Tartarkans war. Man kann es dem weiſen Friedrich wohl verzeihen, daß er ſich zur Belebung ſeiner Truppen ſolcher Kunſtgriffe bediente; aber nie, daß er ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt Lügen für Wahrheit verkaufen will.

Beide Kriegsheere behielten ihre Stellung bis zu Ende des Jahres. Dieſe Art von Waffenſtillſtand ſchien beſtimmt zu ſein, die Friedensunterhandlungen zu begünſtigen.

Die vereinigten Mächte waren mehr als je ihrem Zwecke nahe. Loudon war Herr von einem anſehnlichen Theil Schleſiens. Heinrich konnte ſich ohne *) Wunderwerk gegen die überlegene Macht der Oeſterreicher und Reichstruppen nicht länger in Sach-

*) Vie de Fréd. Tom. II. pag. 150.

ſen halten. Die Ruſſen hatten ſich durch ganz Pommern ausgebreitet, und mitten im Dezember die Feſtung Kolberg weggenommen. General Werner, der bisher ihr Beſchützer war, wurde von den Ruſſen gefangen. „Nichts hinderte ſie nun, mit Anfang des Frühlings Stettin zu belagern, oder ſich „gar Berlins *) und des ganzen Brandenburgs zu „bemächtigen. In Schleſien hatte der König nur „noch 20,000 Mann. Prinz Heinrich hatte nicht „vielmehr, und die Truppen, welche in Pommern „wider die Ruſſen gedient hatten, waren ſo herum„ter gebracht, daß kaum noch die Grundlage davon „beſtand. Der gröſste Theil der Provinzen war er„obert oder verheert: man ſah nicht mehr ab, wo „man Rekruten hernehmen, wo man Pferde und „Geſchirre bekommen, wo man Lebensmittel finden „ſollte, noch wie man mit Sicherheit die Bedürf„niſſe zur Armee ſchaffen konnte.

Das war wirklich eine ſehr betrübte Lage; und doch zog Friedrich auch diesmal den Kopf aus der Schlinge.

Frankreich ſchien wenig Luſt zu haben, einen Krieg fortzuſetzen, der ihm ſchon ſo viel Geld und Leute koſte-

*) Dies ſind im 4ten Band, Seite 239. durchaus Friedrichs eigene Worte, der aber gern ſeine Lage oft ärger ſchildert, als ſie war, damit es ihm um ſo mehr Ehre mache, ſich daraus gezogen zu haben. A. d. H.

Streich am 18ten September die Russen von *) Colberg verjagt hatte, trieb nun auch auf seinem Rückweg die Schweden bis Stralsund zurück. — Der Herzog Ferdinand und der Erbprinz von Braunschweig hatten die Absichs der Franzosen auf Hannover und Brandenburg gröstentheils vereitelt. Es waren zwar 100000 Franzmänner in Hessen eingedrungen, wo sie gar nicht *poliment* verfuhren, und so gar bis Gotha vorrükten; dafür aber nahmen ihnen die Engeländer Pondichery in Asien, und Canada in Amerika. Dieser Feldzug war also für die kriegführenden Mächte von keinem besondern Vortheil, und die Sachen standen fast wieder wie zu Ende des vergangenen Jahres. Die Oesterreicher hatten blos Glaz gewonnen, und Dresden behauptet.

Friedrich nahm den Winter über wieder den gröszten Theil von Sachsen in Verwahrung, und hielt das Hauptquartier in Leipzig: vielleicht um zu sehen, ob die Einwohner ihm nicht eine neue Scheinursach gäben, ihnen wieder 8 Tonnen Goldes abzunehmen.

Oesterreich gab die Hofnung, Schlesien zu erobern, nicht auf, und rüstete sich zu einem neuen Feldzug. Friedrich sparte von seiner Seite nichts, sich

*) Eine kleine Festung in Pommern am baltischen Meere.

Geld münzen, und Friedrich keine Truppen bezahlen konnte.

Die Ausſicht war alſo immer noch trübe *), als ein unvermutheter Zufall Friedrichs Unglückshimmel aufheiterte. Was ſein Genie nicht vermöchte, bewirkte ein Zufall — Eliſabethens Tod —

Eliſabeth Petrowna, Kaiſern von Rußland, wurde am 8 Jenner 1762 plözlich durch einen Blutſturz hinweggeraft. Durch ihren Tod **) fiel der Thron

*) Ein ſchleſiſcher Edelmann und ein Prieſter von Strelen ſollen das Projekt gemacht haben, den König in ſeinem Quartier aufzuheben, und den Oeſterreichern zu überliefern. Die Sache wurde aber entdecket, und ein Offizier zu ihrer Verhaftnehmung abgeſchikt, dem ſie aber entwiſchten. Der Wienerhof wollte an dieſer Verrätherei keinen Antheil haben, und hatte ihn auch wahrſcheinlich nicht, da Friedrich im 3ten Theil, Seite 236. ſelbſt geſtehet, daß ihn Kaunitz im Jahr 1757 vor der Verſchwörung eines Neapolitaners und Mayländers gewarnt habe. Der Umſtand, daß der Offizier die Thäter ſo leicht entwiſchen ließ, und nicht einmal darüber zur Rede geſtellt wurde, läßt vermuthen, daß das ganze Ding ein abgeredeter Handel war, um Oeſterreich in ein gehäßiges Licht zu ſetzen. A. d. H.

**) Bei Gelegenheit dieſes Todesfalls, ſchrieb Friedrich an die Gräfin von Camas: Seitdem der Tod eine gewiſſe Kaze im Land der Hyperboräer

rich ſchikte alſo den Prinz Heinrich gegen den Feldmarſchall Daun, indem er für ſich mit einem Theil ſeiner Armee nach Schleſien zog.

Loudon ſpielte in dieſem Feldzug eine Hauptrolle. Er ſtand an der Spitze von 60000 Mann, und ſuchte ſich in Oberſchleſien mit den Ruſſen zu vereinigen.

Friedrich ſtrebte aus allen Kräften dawider, konnte aber doch nicht hindern, daß dieſe Vereinigung den 12 Auguſt bei Strigau diesſeits der Oder, vor ſich ging. Sie brachte nicht die Wirkung hervor, die man ſich davon verſprach.

Indeſſen war Friedrichs Lage ſehr gefährlich. Er ſah ſich von einer fürchterlichen Macht umrungen, und konnte ſich nicht einmal durch einen Sieg, aus der Verlegenheit ziehn: weil er nicht ſiegen konnte, ohne viel Volk zu verlieren. Fiel aber die Schlacht übel für ihn aus, ſo wars um ſeine Armee geſchehen: denn er konnte weder aus Pommern noch Sachſen Hilfe *) erwarten.

Die Vernunft ſiegte diesmal über ſeine Raufgierde. Er ließ die Siegsgedanken fahren, und begnügte ſich, ſolche Stellungen zu nehmen, die ihn vor einem Angriff ſchüzten.

Sein Glück war, daß drei Armeen, die täglich 250000 Mäuler zu verſorgen hatten, ſich in einem ſo engen, zwiſchen Gebirgen gelegenen Raum nicht lange halten konnten. Buttarlin, dem Soltikow

*) Vie de Fréder. Tom. II. p. 147.

Friedrich zog aus dieſer Revolution noch andere Vortheile. Peter ſchikte dem König alle preuſſiſche Gefangene zurück, worunter auch der General Werner war, dem der rußiſche Kaiſer noch dazu mit 1000 Dukaten ein Geſchenk machte.

Nun hatte Friedrich die Hände wieder etwas mehr losgebunden. Er konnte die in Pommern befindliche Truppen nach Sachſen und Schleſien ſchiken, und einige tauſend Rekruten aus Preuſſen ziehn — endlich folgte auf den rußiſchen Frieden, auch bald der Friede mit Schweden. —

Indeſſen blieben die kaiſerlichen Armeen, unter Daun und Laudon noch immer Herren von Schweidniz, Glaz, und den Gebirgen. Es war ein unangenehmer Streich, in ſeinem beſten Bundsgenoſſen mit einemmal einen Feind zu erblicken; aber Thereſie verlor den Muth nicht, und glaubte, ſich ſtark genug *), es allein mit Friedrich und ſeinem neuen Buſenfreund aufzunehmen.

Gewis ſah auch Thereſie die Kataſtrophe vor, die ſich bald darauf mit Peter dem Dritten ereignete.

(*) Unſer franzöſiſcher Autor ſezt ſogar hinzu, daß ſie ſich im Stande glaubte, dem König Bedingniſſe vorzuſchreiben (de pouvoir lui prescrire des conditions). Dieſer Muth iſt ein neuer Beweis, wie unrecht Friedrich dieſer Fürſtinn that, wenn er ſagt, daß ſie im widrigen Glücke krieche. Man ſehe das 2te Bändchen.

Mit Anbruch des Tages war die Feſtung erobert, und der Befehlshaber ſamt 3000 Mann ohne Belagerung, ohne Kapitulation zu Gefangenen gemacht.

Loudon wollte diesmal den Ruhm ſo einer herrlichen That nicht durch Grauſamkeiten beflecken. Er hielt ſeine Truppen vom Plündern ab, und verſprach, ſie durch 100000 Gulden dafür zu entſchädigen. —

Als Friedrich von dieſem Vorfall Nachricht erhielt, wollte er es kaum glauben. Er gerieth wider den Befehlshaber General Zaſtrow in *) heftigen Zorn, und nahm ihm das Regiment. Um indeſſen den Glanz dieſes loudoniſchen Meiſterſtücks einen Schmutzflecken anzukleben, erklärt uns Friedrich in ſeinen hinterlaſſenen **) Schriften, daß Schweidnitz blos durch Verrätherei in Loudons Hände gerieth. Es habe nämlich ein gewiſſer Major Rocca, ein Italiener und Partheigänger, der in der Feſtung nebſt 500 andern gefangen war, durch Beſtechung ein Verſtändnis in der Stadt angeſponnen, und Loudon von allem Nachricht gegeben. — Da indeſſen die übrigen Geſchichtſchreiber nichts davon berühren, und Loudons Unternehmen die kühnſte und glänzendſte That dieſes Krieges ***) nennen, ſo möch-

*) Vie de Fred. Tom. II. pag. 336.

**) 4ten Band, Seite. 207.

***) Cette action est une de plus hardies et de plus brillantes, qui se soit faite dans cette guerre.

Vie de Frederic T. II. p. 147.

Friedrichs Politik! Erſt dem Kaiſer alles in die Hand zu geben, was dieſen Nationalſtolz aufbringen mußte, und dann ihn zu warnen, daß er dieſen Nationalſtolz ſchone!

Peter achtete wenig auf dieſe Warnung. Er nahm ſeiner Garde ihre Freiheiten, und machte ſie zu gemeinen Soldaten. Er glaubte nun auf dem ruſſiſchen Throne feſt zu ſizen, weil er ein preußiſches *) Regiment hatte.

Seine Leibwache waren Deutſche — Man gab nicht mehr den Senat zu Rathe; man zwang die Prieſter ihre Bärte wegzuſchneiden, und allen Grundeigenthum zu entſagen.

Friedrichs Buſenfreund **) ging noch weiter. Er ließ aus den Kirchen die Bilder wegnehmen, und in ſeinem Pallaſt eine lutheriſche Kirche ***) bauen, was ihm auch die Biſchöfe entgegen

(*) Il se fesait fort avec un regiment de prussiens, de battre toute la garde russe.

Vie de Fréd. Tom. II. p. 160.

(**) Friedrich ſagt ſelbſt, daß er mit dieſem Fürſten noch als Herzogen von Holſtein Freundſchaft geknüpfet, und daß Peter durch ein zartes Gefühl, das unter den Menſchen ſelten, und noch ſeltner unter den Fürſten iſt, einen Sinn der Erkenntlichkeit im Herzen behalten habe.

A. d. H.

(***) Hier würde man Friedrich Unrecht thun, wenn man glaubte, daß dies auf ſein Anſtiften geſchehen.

A. d. H.

Seine Hauptabsicht war, Loudon in die Ebene zu locken. Er hoffte, daß ihn sein Glück bei Schweidnitz muthig machen, und zu einer Schlacht anreizen würde. Loudon blieb in seinem Lager bey Freiburg, wo er mit Sachsen, Böhmen und Mähren in Gemeinschaft stand.

Um seinen Truppen Muth zu machen, ließ der König nach dem Verlust von Schweidnitz einige Leute als Türken kleiden, und, als kämen sie vom Grosherrn, einen förmlichen Einzug im Lager halten. So sagen alle preußische Geschichtschreiber, und doch sagt Friedrich im 4ten Band seiner hinterlassenen Schriften S. 240, daß es eine wirkliche Gesandschaft des Tartarkans war. Man kann es dem weisen Friedrich wohl verzeihen, daß er sich zur Belebung seiner Truppen solcher Kunstgriffe bediente; aber nie, daß er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt Lügen für Wahrheit verkaufen will.

Beide Kriegsheere behielten ihre Stellung bis zu Ende des Jahres. Diese Art von Waffenstillstand schien bestimmt zu sein, die Friedensunterhandlungen zu begünstigen.

Die vereinigten Mächte waren mehr als je ihrem Zwecke nahe. Loudon war Herr von einem ansehnlichen Theil Schlesiens. Heinrich konnte sich ohne *) Wunderwerk gegen die überlegene Macht der Oesterreicher und Reichstruppen nicht länger in Sach-

*) Vie de Fréd. Tom. II. pag. 150.

ſen halten. Die Ruſſen hatten ſich durch ganz Pommern ausgebreitet, und mitten im Dezember die Feſtung Kolberg weggenommen. General Werner, der bisher ihr Beſchützer war, wurde von den Ruſſen gefangen. „Nichts hinderte ſie nun, mit Anfang des Frühlings Stettin zu belagern, oder ſich „gar Berlins *) und des ganzen Brandenburgs zu bemächtigen. In Schleſien hatte der König nur „noch 20,000 Mann. Prinz Heinrich hatte nicht „vielmehr, und die Truppen, welche in Pommern „wider die Ruſſen gedient hatten, waren ſo herumter gebracht, daß kaum noch die Grundlage davon „beſtand. Der gröſte Theil der Provinzen war erödet oder verheert: man ſah nicht mehr ab, wo „man Rekruten hernehmen, wo man Pferde und „Geſchirre bekommen, wo man Lebensmittel finden „ſollte, noch wie man mit Sicherheit die Bedürfniſſe zur Armee ſchaffen konnte.

Das war wirklich eine ſehr betrübte Lage; und doch zog Friedrich auch diesmal den Kopf aus der Schlinge.

Frankreich ſchien wenig Luſt zu haben, einen Krieg fortzuſetzen, der ihm ſchon ſo viel Geld und Leute koſte

*) Dies ſind im 4ten Band, Seite 239. durchaus Friedrichs eigene Worte, der aber gern ſeine Lage oft ärger ſchildert, als ſie war, damit es ihm um ſo mehr Ehre mache, ſich daraus gezogen zu haben. A. d. H.

koſtete, und von dem es bisher noch nicht den geringſten Vortheil zog.

Schweden fieng ebenfals an zu murren. Es war ſelbſt Schuld, an dem ſchlechten Fortgang ſeiner Waffen; doch war es nicht geneigt, länger einen Krieg fortzuführen, bei dem die Koſten gröſſer waren — als die Subſidiengelder. Die Klügern der Nation ſagten: daß man für einen Spaß zu viel, und für einen Ernſt zu wenig gethan habe.

Die Reichsſtände, denen eine große Laſt auflag, ſchienen ebenfalls wenig Luſt zu haben, länger Theil an einem Krieg zu nehmen, von dem ſie bisher weder Nutzen noch *) Ehre zogen.

Das waren ſehr günſtige Umſtände; aber ſie reichten nicht hin, Friedrich aus ſeiner Verlegenheit zu reiſſen.

Es blieben ihm noch immer die zween mächtigſten Feinde, Oeſterreich und Rußland auf dem Hals, und beide ſtanden diesmal in einer ſo vortheilhaften Lage, daß er bei einem neuen Feldzug alles von ihnen zu fürchten hatte.

Dazu kam noch, daß England kaltſinnig gegen Preuſſen wurde, und dem König die Subſidien-Gelder **) verweigerte, ohne die Ephraim kein falſches

*) Dont ils avoient ni profit, ni honneur.
Vie de Frèd. Tom. II. pag. 153.

**) Friedrichs hinterlaſſene Schriften 4ter Band, Seite 249.

Friedrich zog aus dieser Revolution noch andere Vortheile. Peter schikte dem König alle preußische Gefangene zurück, worunter auch der General Werner war, dem der rußische Kaiser noch dazu mit 1000 Dukaten ein Geschenk machte.

Nun hatte Friedrich die Hände wieder etwas mehr losgebunden. Er konnte die in Pommern befindliche Truppen nach Sachsen und Schlesien schiken, und einige tausend Rekruten aus Preussen ziehn — endlich folgte auf den rußischen Frieden, auch bald der Friede mit Schweden. —

Indessen blieben die kaiserlichen Armeen unter Daun und Laudon noch immer Herren von Schweidnitz, Glaz, und den Gebirgen. Es war ein unangenehmer Streich, in seinem besten Bundsgenossen mit einemmal einen Feind zu erblicken; aber Theresie verlor den Muth nicht, und glaubte sich stark genug *), es allein mit Friedrich und seinem neuen Busenfreund aufzunehmen.

Gewis sah auch Theresie die Katastrophe vor, die sich bald darauf mit Peter dem Dritten ereignete.

(*) Unser französischer Autor sezt sogar hinzu, daß sie sich im Stande glaubte, dem König Bedingnisse vorzuschreiben (de pouvoir lui prescrire des conditions). Dieser Muth ist ein neuer Beweis, wie unrecht Friedrich dieser Fürstinn that, wenn er sagt, daß sie im widrigen Glücke krieche. Man sehe das 2te Bändchen.

Vermög eines Grundgeſezes von Peter dem Erſten durfte der Kaiſer ſeinen Nachfolger ernennen; allein der Senat und die kaiſerliche Leibwache eigneten ſich ſeitdem gleichſam das Recht zu, den Thron nach Belieben zu vergeben.

Es war leicht vorzuſehen, daß ein Mann wie Peter der Dritte, nicht lang die rußiſche Krone auf dem Kopfe behalten würde. Er wollte plözlich aus Ruſſen Deutſche, und aus ſeinen Soldaten Preuſſen machen. Der König ſchenkte ihm das Regiment *) Syburg. Peter trug preußiſche Uniforme: führte bei ſeinen Truppen preußiſche Taktik und Kriegszucht ein, und ſogar die preußiſchen Prügel **)

Friedrich warnte ihn zwar zugleich, daß er den Nationalſtolz, die Geiſtlichkeit und ſeine Garde ſchonen möge. — Doch was für ein Widerſpruch in Fried-

(*) Das war von Seite Friedrichs eine ſchlechte Politik; denn er hätte es ja vorſehen ſollen, daß Peter es dadurch mit ſeiner Nation verderben müſſe. Oder glaubte er vielleicht, daß ein rußiſcher Kaiſer in preußiſcher Uniform und preußiſche Prügel den rohen Ruſſen eben ſo gut gefallen müſſen, als ihm und ſeinen aufgeklärten Preuſſen?

A. d. H.

(**) Jusqu' aux coups de canne.
Vie de Fred. Tom. II. p. 160.

„Wenn unſer Kaiſer (Peter der Dritte) noch leb„te, ſo würden wir noch dieſen Winter Friede haben, „und ihr könntet mit vollem Sprung in euer ſandigtes „Paradies nach Berlin zurück kehren. Allein das „Publikum ſchmeichelte ſich ohne Grund, daß der Frie„de der Einnahme von Schweidniz auf dem Fuſſe nach„folgen würde — — aber ich kann euch verſichern, „daß ſo viel ich einzuſehen vermag, unſre Feinde noch „keine Luſt haben, ſich zu vergleichen — Urtheilet, „obs gut wär, nach Berlin zurück zu kehren, da man „Gefahr lauft, beim erſten Lärmen nach Spandau zu „flüchten u. ſ. w.“

Friedrich fand alſo ſeine Lage noch ſehr misslich, obſchon er bis auf Glaz wieder Herr von Schleſien war. Er eilte nun nach Sachſen, wo ſein Bruder Heinrich eben bei Freiberg einen Sieg über die vereinigte Armee davon trug.

Stollberg, der ſie anführte, verlor bei 7000 Mann, und zog ſich nach Böhmen zurück.

Der preuſiſche Huſarengeneral Kleiſt war mit einem Korps in Franken eingedrungen. Er beſetzte Bamberg, ließ ſich von den Herren in Nürnberg die Thore öfnen, leerte ihr Arſenal, und ſchrieb Brandſchatzungen aus.

Friedrich hat damals eben einen*) Neutralitätsver-

trag

*) Pour donner du poids à la propoſition de la neutralité, que Ploto miniſtre prussien avoit faite à la diète de Ratisbonne.

Vie de Fred. Tom. II. pag. 168.

ſtellten. Er änderte verſchiedene Einrichtungen der verſtorbenen Kaiſerin; man merkte aber, daß es nicht zum gemeinen Beſten, ſondern aus Nationalhaß, und Abneigung gegen die herrſchende Religion, und die vorige Regierung geſchah.

Auch der Frieden mit Preuſſen fand in Petersburg nicht ſoviel Beifall als in Berlin. Das Land ward dadurch nicht erleichtert; weil Peter Truppen in das Holſteiniſche ſchikte, und mit dem König von Dännemark Händel anfieng. — Die Zahl der Misvergnügten wuchs alſo mit jedem Tag, und Katharine Alexiewna fand alles zu einer glüklichen Revolution vorbereitet. Sie war Peters Gemahlin, er trennte ſich aber von ihr, um mit den Töchtern des Woronzow deſto ungebundener zu leben *). Er trieb die Sache ſo weit, daß er die jüngere Schweſter für ſeine rechtmäßige Gemahlin erklärte. Katharinen blieb nun die Wahl zwiſchen dem Thron und dem Kloſter — Sie wählte den Thron ——— ſtellte ſich an die Spize der rußiſchen Leibwachen, und wurde zur Kaiſerin ausgerufen.

Die Truppen, der Senat, die Prieſter, das Volk, alles ſchrie: es lebe Katharine, die Kaiſerin der Ruſſen.

Der arme Peter ſah nun zu ſpät ein, daß mehr als ein preußiſches Regiment dazu gehöre, ſich auf einem Thron zu erhalten. Er entſagte eigenhändig dem

*) Vie de Fréder. Tom. II. pag. 161.

Der König in Polen ſehnte ſich nach Ruhe, und wünſchte ſein Land wieder zurück, das ſein Herr *) Nachbar in Verwahrung genommen, und ausgeſaugt hatte.

Friedrich ſehnte ſich mehr als alle übrigen nach Ruhe. Seine Provinzen waren verheert. Elsaz war in den Händen der Kaiſerlichen — England gab ihm keine Hilfsgelder mehr, und ohne dieſe konnte er keine falſche Münze ſchlagen, und keine Truppen bezahlen. England war ſogar ungalant genug, in ſeinem Friedensvertrag mit Frankreich ſich des Königs kaum im Vorbeigehen **) zu erinnern — Katharine hatte den alten Reichskanzler Beſtuchew aus ſeiner Verbannung zurückberufen, und überhäufte ihn mit Gnaden; auch dies konnte mit der Zeit (obſchon der alte Graf von Münnich bei der Kaiſerinn noch viel galt) nachtheiligen Einfluß auf Friedrich haben — Er ſehnte ſich alſo nach Ruhe, und ſeine Briefe an den Marquis d'Argent ſind voll Friedensſeufzer.

Nur

*) Voltäre ſagt in ſeinen geheimen Nachrichten, daß ihm Friedrich Friedensvorſchläge für den Verſaillerhof zugeſchikt habe, worin er, um den Kurfürſten zu entſchädigen, Erfurth geben will, das dem Kurfürſten von Mainz gehört. Voltäre ſezt hinzu, daß es ſchon ſo ſeine Art iſt, immer einen andern zu plündern. Seite 166.

**) Herr Fiſcher ſagt S. 236, daß England dieſe Untreue in der Folge mit Verluſt von Amerika büßte.

Nur Thereſie allein ſchien Luſt zu haben, den *) Krieg fortzuſetzen. Es mangelte dieſem Hofe zwar auch an baarer Münz, doch hätte er immer mehr Hilfsquellen als Friedrich. Gern hätte alſo Thereſie den Vorwiz **) des Königs, durch die Wegnahm von Schleſien gezüchtiget; allein Frankreich und Rußland drangen ***) auf Deutſchlandes Ruhe, und ſo forderte es die Politik, daß man nachgab.

Im Monat Jenner 1763 nahmen die Friedensunterhandlungen auf dem Jagdſchloſſe Hubertsburg bei Dresden ihren Anfang, und ſchon den 15ten Febr. war der Fried unterzeichnet — Glaz, Weſel und Geldern wurden dem König wieder zurückgegeben; dafür verſprach Friedrich in einem ****) geheimen Artikel, Joſeph dem Zweiten ſeine Wahlſtimme, der bald darauf zum römiſchen König erwählt wurde. Zwanzig Tage nach dem Frieden waren die kriegführende Mächte wieder in Beſitz ihrer Staaten; und ſo endigte ſich dieſer blutige Krieg, der ohne die Klugheit ſei-

*) L' allemagne soupirait donc après la paix; cependant la cour de Vienne n' y paraissoit point disposée.

Vie de Fred. pag. 178.

**) Wir haben es mehr als einmal gehört, daß Friedrich aus Vorwiz dieſen Krieg angefangen habe.

A. d. H.

***) Mais la France et la Russie pressérent la conclusion, & on ne put s' y refuser.

Vie de Frédric Tom. II. 179.

****) Vie de Fréd. Tom. II. p. 182.

nes Bruder Heinrichs, und Elisabethens *) Tode, für Friedrich vielleicht keinen so glücklichen Ausgang genommen hätte.

Friedrich merkte sich auch diese Lektion **), und hütete sich, sobald wieder einen Krieg aus Vorwitz anzufangen — Indessen glaubt doch Voltär ***) daß man in Rücksicht auf sein Heldenglück, ihm seine Verse — seine Spöttereien, seine kleinen Bosheiten, und seine Sünden gegen das schöne Geschlecht verzeihen müsse.

Ende des dritten Bändchens.

Viertes

*) Man könnte sagen, daß Elisabethens Tod Friedrichs Leben war —

A. d. H.

**) Herzberg selbst gesteht in seiner Schrift, über Friedrichs letzte Regierungsjahre, daß dieser Krieg den preußischen Staat fast gänzlich zu Grunde gerichtet, und daß dieser nur fingerbreit von seinem Untergang war.

A. d. H.

***) Geheime Nachricht zu Voltärs Leb. S. 140.

mal noch nicht *), daß Katharine die Russen aus Schlesien abberuffen habe, und stellte daher dem Russischen General Czernischef, der bei dieser Aktion ein Zuschauer seyn wollte, einen Theil seiner Armee entgegen. Dadurch schwächte er **) sich, und konnte den König, wie es sonst immer seine ***) Gewohnheit war, nicht zurückweisen.

Nun konnte Friedrich die Belagerung von Schweidnitz unternehmen.

Er ließ am 8ten August die Laufgräben eröfnen. Daun bemühte sich vergebens, diese Festung zu entsetzen. Die Besatzung wehrte sich durch zwei Monate mit grosser Tapferkeit; als aber General Gasco bis den 9ten November vergeblich auf Hilf harrte, ergab er sich mit Kapitulation.

Nach dieser Einnahme schrieb Friedrich an die Gräfin von Camos ****) — — — — — — — — — — — — — — — — — —

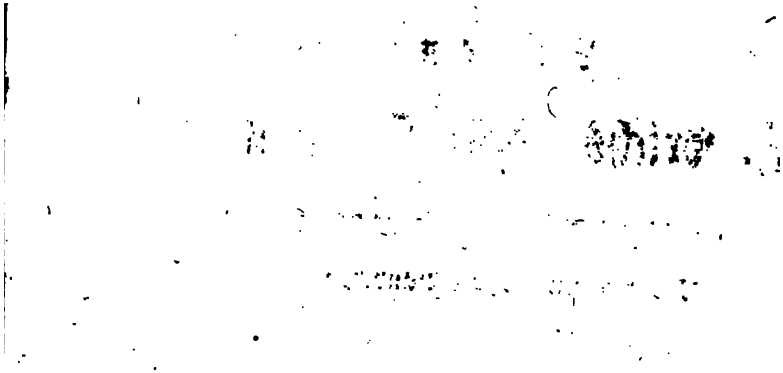
„Wenn

*) Vie de Fréder. Tom. II. pag. 165.

**) Man soll bei diesem Feldzug, nach Friedrichs eigenen Worten, von Seite Oesterreichs den Fehler begangen haben, daß man 20,000 Mann abdankte, weil man Elisabethens Tod nicht vermuthete, und sich seiner Sache zu gewis glaubte. A. d. H.

***) Friedrich zog mit Daun immer den Kürzern, und wenn er bei Torgau nicht auf das Haupt geschlagen wurde, so hat er es der Nachläßigkeit des österreichischen Generals zu danken, der die Anhöhe nicht besezt hielt. A. d. H.

****) Fischer 2ter Theil S. 233.



Friedrich hatte durch den ſiebenjährigen Krieg ſeine Provinzen zu Grunde gerichtet. Das Land war entvölkert und unbebaut. Die Nahrungsmittel ſtanden auf ſo hohem Preis, daß der Arme nicht mehr leben konnte. In Schleſien und andern Provinzen koſtete der Scheffel *) Getreid bis 20 Thaler. Die Erdäpfel, die der ſchleſiſche Staatsminiſter Schlabrendorf mit Anfang des Krieges, glücklicherweiſe anzubauen befahl, waren faſt die einzige Nahrung **) für den Einwohner und den Soldaten — — Friedrich hatte nicht eine Handbreit fremden Erdreichs erobert. — Schleſien wurde nur durch einen ***) Zufall gerettet, und doch wurd' er bei ſeiner Rückkunft, mit einer

*) Le boiſſeau de bled côutait en Saxe, en Siléſie, & allieurs 15 à 20 écus.
Vie de Fréderic II. Tom. II. pag. 177.

**) Les pommes — de — terre etoient presque l'unique nourriture de Soldats et des habitans. Ebendaſelbſt. S. 341.

***) Nämlich durch den Tod der rußiſchen Kaiſerin. Friedrich ſelbſt gab ſein Schleſien, und faſt alles für verloren, und freute ſich in der Folge nicht umſonſt ſo ſehr über den Tod der Raze im Lande der Hyperboräer. A. d. H.

einer Feierlichkeit nach Berlin eingeholt, die, wie Herr Fiſcher ſich *) ausdrückt, ſeine Heldenthaten verdieneten. Es wurde zugleich in allen Hauptſtädten der preußiſchen Monarchie das Friedensfeſt gefeiert, und dies mag wenigſtens dem Volke mehr am Herzen gegangen ſein.

Um Friedrichs Triumph zu verherrlichen, ließ ihm der türkiſche Kaiſer, Muſtapha der Dritte, durch eine eigene Ambaſſade zu dieſem glücklichen Frieden ſeinen Glückwunſch machen. Es waren diesmal keine verkleidete preußiſchen **) Soldaten, ſondern wirkliche Türken.

Muſtapha fand es vermuthlich leichter, einen Geſandten nach Berlin, als 100,000 Janitſcharen und Spahis nach der ungariſchen Gränze zu ſchicken.

Als der Geſandte zur Audienz vorgeſtellt wurde, faßte er den König am Arm, ließ ihn einen Rundſprung ***) machen, und küßte ihn nach Landesſitte auf die Schulter.

Die Berliner Damen betrugen ſich gegen den Geſand-

*) Zweiter Theil, S. 262.

**) Man wird ſich wohl noch an den Einzug erinnern, den Friedrich, um ſeinen niedergeſchlagenen Truppen Herz einzuflößen, nach dem Verluſt von Schweidnitz in ſeinem Lager veranſtaltete.

A. d. H.

***) Il ſaiſit Fréderic par le bras, lui fit faire une pirouette, et lui appliqua un baiſer ſur l'epaule.

Vie de Fred. II. Tom. II. pag. 347.

ſandten ſo galant *), daß er Urſach hatte, ſein Serail darüber zu vergeſſen; und die Akademie der Wiſſenſchaften veranſtaltete ihm zu Ehren eine Verſammlung, wobei der beſtändige Sekretär Formey eine Anrede an ihn hielt, wovon der Geſandte **) nichts, und die übrigen Zuhörer nicht viel mehr verſtanden.

Nach gehaltener Rede zeigte man der Verſammlung eine Maſchine von neuer Erfindung. Der Geſandte, der ſie nicht nach ſeiner ganzen Bequemlichkeit ſehen konnte ***), ſtieß die Zuſchauer auf die Seite, und ſprang auf den Tiſch, wo er ſich auf gut türkiſch neben der Maſchine niederſetzte. — Kurz, dieſe Ambaſſade gab den Berlinern, und ingeheim auch den übrigen Höfen zu lachen. — —

Friedrich aber hatte wenig Gefallen ****) daran. Er war kein Freund von Zeremonien, und wußte, daß türkiſche Geſandte immer mehr an Geſchenken aus dem Lande tragen, als ſie bringen. Wahrſcheinlich hatte ers auch dem türkiſchen Kaiſer noch nicht vergeſſen, daß er ihn für die preußiſchen Thaler mit leerer Hofnung abſpeiſte, und nicht nach ſeiner Flöte tanzte. — —

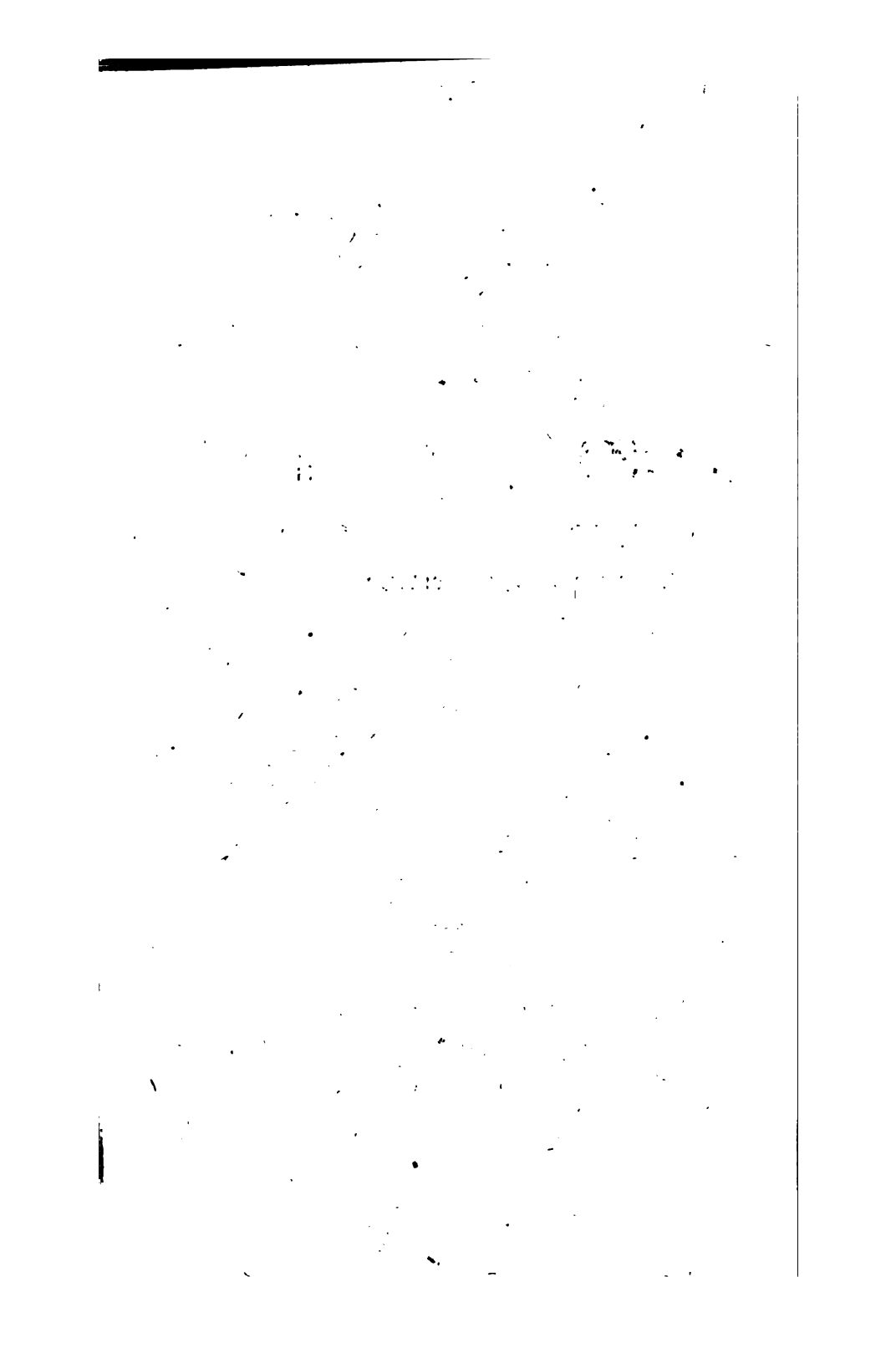
Kaum

*) Les Dames de Berlin firent galamment les honneurs de la Pruſſe, et le Turc n'eut pas lieu de regretter ſon Serrail.
Vie de Fred. Tom. II. Ebendaſelbſt.

**) Ebendaſelbſt.

***) Ebendaſelbſt.

****) Ebendaſelbſt. Seite 183.



Friedrich hatte durch den ſiebenjährigen Krieg ſeine Provinzen zu Grunde gerichtet. Das Land war entvölkert und unbebaut. Die Nahrungsmittel ſtanden auf ſo hohem Preis, daß der Arme nicht mehr leben konnte. In Schleſien und andern Provinzen koſtete der Scheffel *) Getreid bis 20 Thaler. Die Erdäpfel, die der ſchleſiſche Staatsminiſter Schlaberndorf mit Anfang des Krieges, glücklicherweiſe anzubauen befahl, waren faſt die einzige Nahrung **) für den Einwohner und den Soldaten — — Friedrich hatte nicht eine Handbreit fremden Erdreichs erobert. — Schleſien wurde nur durch einen ***) Zufall gerettet, und doch wurd' er bei ſeiner Rückkunft, mit einer

*) Le boiſſeau de bled coûtait en Saxe, en Silésie, & allieurs 15 à 20 écus.

Vie de Fréderic II. Tom. II. pag. 177.

**) Les pommes — de — terre etoient presque l'unique nourriture de Soldats et des habitans. Ebendaſelbſt. S. 341.

***) Nämlich durch den Tod der rußiſchen Kaiſerin. Friedrich ſelbſt gab ſein Schleſien, und faſt alles für verloren, und freute ſich in der Folge nicht umſonſt ſo ſehr über den Tod der Kaze im Lande der Hyperboräer. A. d. H.

bei Endigung des ſiebenjährigen Krieges hatte der Kaſſendirektor Buchholz nur mehr *) 800 Thaler in der Hofſtaatskaſſe vorräthig, und dieſe waren ſchlechtes Geld.

Nun mußte man auch darauf denken, das Land wieder zu bevölkern. Preuſſen hat eben keine Menſchen, die fähig wären, viele Ausländer dahin zu locken; um alſo dem Ackerbau doch Hände zu verſchaffen, ſuchte man die entwichenen Unterthanen durch einen Generalpardon **) wieder in das glückliche Preuſſen zu ziehen.

Man gab auch allen Landes-Kindern, die ein Grundeigenthum beſaſſen, bei der Armee den Abſchied, und allen Kleinen, die unter fünf Zoll hatten ***) den Laufpaß. Dadurch erſparte Friedrich eine ſchöne Geldſumme, und konnte zugleich mit dieſen Leuten unter fünf Zoll das Land bevölkern. — —

Die Staatswunden waren alſo ſo ziemlich mit Pflaſtern bedeckt; doch neigten ſich einige, lange nicht zur Heilung — Unter dieſe gehörten vorzüglich die ſchlech-

*) Büſching S. 204. Dieſer glaubwürdige Mann ſagt, daß der ſiebenjährige Krieg die Schatzkammer ganz ausgeleert habe. Wenn alſo einige preußiſche Geſchichtſchreiber, und der König ſelbſt beim Schluß des Hubertsburger Frieden noch von einem groſſen Geldvorrath reden, ſo iſt es blos preußiſche Windmacherei. A. d. H.

**) Fiſcher, 2ter Theil Seite 254.

***) Ebendaſelbſt.

ſandten ſo galant *), daß er Urſach hatte, ſein Serail darüber zu vergeſſen; und die Akademie der Wiſſenſchaften veranſtaltete ihm zu Ehren eine Verſammlung, wobei der beſtändige Sekretär Formey eine Anrede an ihn hielt, wovon der Geſandte **) nichts, und die übrigen Zuhörer nicht viel mehr verſtanden.

Nach gehaltener Rede zeigte man der Verſammlung eine Maſchine von neuer Erfindung. Der Geſandte, der ſie nicht nach ſeiner ganzen Bequemlichkeit ſehen konnte ***), ſtieß die Zuſchauer auf die Seite, und ſprang auf den Tiſch, wo er ſich auf gut türkiſch neben der Maſchine niederſetzte. — Kurz, dieſe Ambaſſade gab den Berlinern, und ingeheim auch den übrigen Höfen zu lachen. — —

Friedrich aber hatte wenig Gefallen ****) daran. Er war kein Freund von Zeremonien, und wußte, daß türkiſche Geſandte immer mehr an Geſchenken aus dem Lande tragen, als ſie bringen. Wahrſcheinlich hatte ers auch dem türkiſchen Kaiſer noch nicht vergeſſen, daß er ihn für die preußiſchen Thaler mit leerer Hofnung abſpeiſte, und nicht nach ſeiner Flöte tanzte. — —

Kaum

*) Les Dames de Berlin firent galamment les honneurs de la Pruſſe, et le Turc n'eut pas lieu de regretter ſon Serrail.
Vie de Fred. Tom. II. Ebendaſelbſt.

**) Ebendaſelbſt.

***) Ebendaſelbſt.

****) Ebendaſelbſt. Seite 183.

bei Endigung des ſiebenjährigen Krieges hatte der Kaſſendirektor Buchholz nur mehr *) 800 Thaler in der Hofſtaatskaſſe vorräthig, und dieſe waren ſchlechtes Geld.

Nun mußte man auch darauf denken, das Land wieder zu bevölkern. Preuſſen hat eben keine Reize, die fähig währen, viele Ausländer dahin zu locken; um alſo dem Ackerbau doch Hände zu verſchaffen, ſuchte man die entwichenen Unterthanen durch einen Generalpardon **) wieder in das glückliche Preuſſen zu ziehen.

Man gab auch allen Landes-Kindern, die ein Grundeigenthum beſaſſen, bei der Armee den Abſchied, und allen Kleinen, die unter fünf Zoll hatten ***) den Laufpaß. Dadurch erſparte Friedrich eine ſchöne Geldſumme, und konnte zugleich mit dieſen Leuten unter fünf Zoll das Land bevölkern. — —

Die Staatswunden waren alſo ſo ziemlich mit Pflaſtern bedeckt; doch neigten ſich einige, lange nicht zur Heilung — Unter dieſe gehörten vorzüglich die ſchlech-

*) Büſching S. 204. Dieſer glaubwürdige Mann ſagt, daß der ſiebenjährige Krieg die Schatzkammer ganz ausgeleert habe. Wenn alſo einige preußiſche Geſchichtſchreiber, und der König ſelbſt beim Schluß des Hubertsburger Frieden noch von einem groſſen Geldvorrath reden, ſo iſt es blos preußiſche Windmacherei. A. d. H.

**) Fiſcher, 2ter Theil Seite 254.

***) Ebendaſelbſt.

ſchlechten Geldſorten, die, weil ſie in der ganzen übrigen ehrlichen Welt verrufen waren, nun alle ins *) Preußiſche (und alſo in den Ort ihrer Entſtehung) geſchleppt wurden. —

Wer ſich dabei nicht zeitlich vorſah, litt groſſen **) Schaden — — Herr Fiſcher ſagt, daß dieſes ſchlechte Geld gröſtentheils in die königlichen Kaſſen kam, und daß dieſe dabei viele Millionen verlor. Wenn Herr Fiſcher wahr redt, ſo hätte man einen neuen Beweis, daß die meiſten Verbrechen ſich ſelbſt ſtrafen.

Nach dieſer erſten Hauptkur bereiſete ***) Friedrich ſeine Länder, um ſich vom guten Erfolg zu überzeugen. Aber indem er daran arbeitete, den wankenden Staatskörper aufzurichten, fieng ſein eigener

*) Fiſcher, 2ter Theil. Seite 253.

**) Friedrich, der gern die Alten kopirte, ſcheint ſich bei dieſer Spekulation den Kaiſer Caracalla zum Muſter genommen zu haben; denn auch dieſer betrog ſeine Staaten mit falſchem Geld.

A. d. H.

***) Auf dieſer Reiſe ſah Friedrich den D'alembert, den er mit ſich nach Berlin brachte. Er ſuchte ihn zu bereden, die Stelle des Maupertuis anzunehmen. Dieſer würdige Gelehrte wollte aber lieber in ſeinem Vaterlande das Glük der Freiheit und der Ruhe genieſſen, als einer Akademie vorſtehen, die herabgewürdiget war, und über die Friedrich ſelbſt ſpottete.

bei Endigung des ſiebenjährigen Krieges hatte der Kaſſendirektor Buchholz nur mehr *) 800 Thaler in der Hofſtaatskaſſe vorräthig, und dieſe waren ſchlechtes Geld.

Nun mußte man auch darauf denken, das Land wieder zu bevölkern. Preuſſen hat eben keine Reize, die fähig wären, viele Ausländer dahin zu locken; um alſo dem Ackerbau doch Hände zu verſchaffen, ſuchte man die entwichenen Unterthanen durch einen Generalpardon **) wieder in das glückliche Preuſſen zu ziehen.

Man gab auch allen Landes-Kindern, die ein Grundeigenthum beſaſſen, bei der Armee den Abſchied, und allen Kleinen, die unter fünf Zoll hatten ***) den Laufpaß. Dadurch erſparte Friedrich eine ſchöne Geldſumme, und konnte zugleich mit dieſen Leuten unter fünf Zoll das Land bevölkern. — —

Die Staatswunden waren alſo ſo ziemlich mit Pflaſtern bedeckt; doch neigten ſich einige, lange nicht zur Heilung — Unter dieſe gehörten vorzüglich die ſchlech-

*) Büſching S. 204. Dieſer glaubwürdige Mann ſagt, daß der ſiebenjährige Krieg die Schatzkammer ganz ausgeleert habe. Wenn alſo einige preußiſche Geſchichtſchreiber, und der König ſelbſt beim Schluß des Hubertsburger Frieden noch von einem groſſen Geldvorrath reden, ſo iſt es blos preußiſche Windmacherei. A. d. H.

**) Fiſcher, 2ter Theil Seite 254.

***) Ebendaſelbſt.

ſchlechten Geldſorten, die, weil ſie in der ganzen übrigen ehrlichen Welt verrufen waren, nun alle ins *) Preußiſche (und alſo in den Ort ihrer Entſtehung) geſchleppt wurden. —

Wer ſich dabei nicht zeitlich vorſah, litt gröſſen **) Schaden — — Herr Fiſcher ſagt, daß dieſes ſchlechte Geld gröſtentheils in die königlichen Kaſſen kam, und daß dieſe dabei viele Millionen verlor. Wenn Herr Fiſcher wahr redt, ſo hätte man einen neuen Beweis, daß die meiſten Verbrechen ſich ſelbſt ſtrafen.

Nach dieſer erſten Hauptkur bereiſete ***) Friedrich ſeine Länder, um ſich vom guten Erfolg zu überzeugen. Aber indem er daran arbeitete, den wankenden Staatskörper aufzurichten, fieng ſein eigener

*) Fiſcher, 2ter Theil. Seite 255.

**) Friedrich, der gern die Alten kopirte, ſcheint ſich bei dieſer Spekulation den Kaiſer Caracalla zum Muſter genommen zu haben; denn auch dieſer betrog ſeine Staaten mit falſchem Geld.

A. d. H.

***) Auf dieſer Reiſe ſah Friedrich den D'alembert, den er mit ſich nach Berlin brachte. Er ſuchte ihn zu bereden, die Stelle des Mauperkuis anzunehmen. Dieſer würdige Gelehrte wollte aber lieber in ſeinem Vaterlande das Glük der Freiheit und der Ruhe genieſſen, als einer Akademie vorſtehen, die herabgewürdiget war, und über die Friedrich ſelbſt ſpottete.

gotsch *) durfte sich auf Verwendung des Pabstes und Theresiens wieder in seinem Kirchensprengel aufhalten, ohne Breslau zu betreten; aber während Friedrich von der einen Seite begnadigte, ließ er von der andern durch den Generalfiskal über die durch den siebenjährigen Krieg von einigen **) Unterthanen geäusserte Treulosigkeit scharfe Untersuchungen anstellen. —

Der Fiskal merkte, daß am Ende die Last auf hohe und vornehme Personen ***) fallen, und vielleicht er selbst das Opfer seines Diensteifers sein dürfte — Er bat um seine Entlassung. Friedrich wählte einen andern, und schrieb ihm selbst eine neue Fiskalanweisung vor. Zugleich wurde durch ein Kriegsrecht das Betragen einiger Generäls und Offiziere untersucht, und dabei mancher verabschiedet, oder auf die Festung geschikt. —

In

(*) Als der Pallast dieses Bischofs in Breslau abbrannte, befahl Friedrich seiner Kammer, statt desselben nur ein einfaches aber bequemes Wohnhaus hinzubauen, weil sich nach seiner Meinung für einen Diener Christi kein Pallast schicke.

Vie de Fréd. Tom. 3. S. 110.

**) Darunter gehörten vorzüglich die guten Schlesier, denen es Friedrich nicht vergeben konnte, daß sie ihm damal den Eid der Treue brachen, den er ihnen — abgedrungen hatte.

A. d. H.

***) Fischer, 2ter Theil. Seite 263.

In diesem Jahre richtete Friedrich auch sein Augenmerk auf die Verbesserung des Schulwesens; aber er wollte kein Geld dazu hergeben. Schulen werfen keine Steuer ab, wie Häuser, die man den Unterthanen auf königl. Kosten bauete. Bis 1770 geschah nichts. Nun verlangte Friedrich abermal einen Ueberschlag. Herr Oberkonsistorialrath Büsching glaubte, daß für die Churmark allein jährlich hunderttausend Thaler erforderlich wären. Die Minister fanden die Summe zu groß, und getrauten sich nicht, sie dem König vorzulegen. Sie beschlossen endlich, daß sie die Summe der Gnade des Königs überlassen wollten; und Friedrich, der einer einzigen Tänzerin 10,000 Gulden Gehalt gab, und auf eine Oper 90,000 Thaler verwendete, gab für die Verbesserung seiner Landschulen nun in Gnaden — *) nichts. —

Was aber die ganze Hofnung zur Verbesserung der Landschulen gänzlich vernichtete, war eine Verordnung, daß die zum Kriegsdienst untauglich **) gewordene Soldaten zu Schulmeistern gemacht werden sollen. —

Herr Büsching sagt, daß Invaliden allerdings Versorgung verdienen; aber nur nicht durch Schulmeisterstellen, zu denen sie nicht taugen. —

*) Büsching über Fried. Char. Seite 89.

(**) Ebendaselbst. S. 97.

Das Oberkonsistorium brachte es zwar in Einverständniß mit dem Kriegsdepartement dahin, daß die Invaliden vorher geprüft wurden; wenn aber der König durch einen Kabinetsbefehl einen Invaliten zum Schulmeister machte, so galt keine Widerrede.

So bekam das Dorf Friedrichshagen durch einen Kabinetsbefehl so einen Invaliden zum Lehrer, der es beim Antritt seines Amtes selbst fühlte, daß die Kinder mehr verstanden *) als er. — Die Gemeinde machte dem König Vorstellungen, wurde aber nicht gehört. Der Invalide blieb Schulmeister, und Schule und Gemeinde **) kamen in Verfall.

Ich habe in diesem Werke schon einmal den Zweifel geäussert: ob Preussen nach seiner Lage wirklich ein militärischer Staat seyn müsse; nun find ich in meinem französischen Autor im 3ten Band S. 253. eine Stelle, die mich überzeugt, daß Preussen wenigstens ein militärischer Staat ist. „Ist dies kein militärischer Staat, heißt es darin, wo die ganze Nation verbunden ist Waffen zu tragen; wo die männlichen Kinder dem Regiment zugehören; wo der ganze Geldumlauf von dem Aufwand des Soldaten abhängt, wo der Regent und die Prinzen immer unter Waffen sind; wo man öfters durch einen Lieutenant einen gerichtlichen Spruch aufheben, oder ein Handlungs- oder Finanzgeschäft unter

*) Büschings Seite 98.
**) Ebendaselbst. S. 99.

unterſuchen läßt; wo das Land durch das ganze Jahr einem Lager oder einem Schlachtfeld gleichet wo der Bauer in Friedenszeit durch drei Monate, und im Krieg durch das ganze Jahr den Pflug verlaſſen, und die Musquete ergreifen muß? — — Wo endlich, möchte ich hinzuſetzen, Invaliden den Schulmeiſter ſind?? —"

Mit Friedrichs Wegverbeſſerung ging es wie mit den Landſchulen. Es erſchienen Cirkularien und Wegordnungen; aber es wurde nichts verbeſſert — Die dazu beſtimmten Summen waren zu geringe, und wurden von den Pächtern oft zur Verſchönerung ihrer Amtsgebäude verwendet; Daher kam es, daß Wege, Dämme und Landſtraſſen in den preußiſchen Staaten in Verfall geriethen, und am Ende nicht mehr zu *) gebrauchen waren. —

Friedrich der Weiſe, der Einzige wollte alſo durch Invaliden die Verbeſſerung der Landſchulen, und durch ſchlechte Wege den Flor des Kommerzes befördern.

Im Jahr 1764 ging am 6 Hornung die römiſche Königswahl für ſich, die Friedrich, vermög des geheimen Friedenartikels, mit Eifer betrieb. —

Einige Wochen darauf wurde zwiſchen Rußland und Preuſſen ein Vertheidigungsbündnis geſchloſſen.

*) Herrn Fiſchers eigene Worte, 2. Th. Seite 266.

entſcheiden ſollten, hiengen *) gröſtentheils von der Regie ab, und theilten mit dieſer die Strafgelder.

Das Volk fieng nun an einſtimmig zu klagen; aber Friedrich hörte nicht darauf. Er hatte einmal eine franzöſiſche Finanzverwaltung für vortreflich gehalten, und er wollte nicht Unrecht haben. — Genug, dieſe Regie übte durch volle 20 Jahre ungehindert und unabhängig ihre Gewalt aus, und die meiſten franzöſiſchen Mauthdiener kehrten ſehr **) reich in ihr Vaterland zurück. So ließ Friedrich der Weiſe, der Einzige, der Landesvater ſeine Unterthanen durch 20 Jahre von Franzoſen plündern. Das veranlaßte vielleicht den engliſchen Geſandten Mitſchel zu ſagen: ***) die Preuſſen hätten die Franzoſen einmal bei Roßbach gepeitſcht; dafür würden ſie jezt von den Franzoſen alle Tage überall ausgeklopft.

Der Adel wurde vom König den übrigen Standen vorgezogen, und vorzüglich hielt er viel auf den alten Adel. Das war ganz löblich. Aber Friedrich war zugleich der Meinung, daß nur der ****) Degen

*) Vie de Fred. Tom. III. pag. 36

**) Vie de Fréd. Tom. III. pag. 246.

***) Fiſcher, 2ter Theil, Seite 273.

****) Ein Civilbeamter, der dem König groſſe Dienſte leiſtete, bat ihn um den Adelsbrief. Friedrich ſchrieb

gen adle. — Kein Bürgerlicher konnte Offizier werden. So oft er bei der Revüe einen neuen Offizier ſah, fragte er nach ſeinem Namen. — War er nun nicht vom Adel, oder war dem König die Familie nicht bekannt, ſo gab er ihm einen leichten Stokſtreich auf die Schulter, und jagte ihn fort. So machte ers einmal mit einem jungen Offizier. Nach der Hand erfuhr er, daß dieſer Menſch wirklich von alter Familie war. Jeder andere Regent, würde ſein Unrecht gut gemacht haben; aber der gerichte Friedrich ſchikte ihn zu Calvalski *), einem Strafregiment. — —

Ein andersmal ſagte er über Tiſch; Ich weiß nicht, woher es komme, daß meine bürgerlichen Offiziere nichts taugen; ſelbſt dann nicht, wenn ich ſie adelich **) mache. Sire antwortet ihm einer, wir haben doch den Oberſten R—. Gut, erwiederte Friedrich halb unwillig, er iſt aber von altem Adel: ich weiß das beſſer als ihr. — — Dieſer Oberſte wurde erſt unlängſt geadelt, aber Friedrich ***) wollte nicht Unrecht haben. — —

Das

ſchrieb auf die Bittſchrift: Man adelt ſich nicht durch die Feder, ſondern durch den Degen — Er hätte aber dazu ſetzen ſollen: nur in Preuſſen.
Vie de Fred. Tom. IV. pag. 331.

*) Vie de Fréderic. Tom. IV. pag. 330.

**) Dies war ein äuſſerſt ſeltner Fall.

***) Il avoit été nouvellement ennobli; mais Frederic' aimoit pas avoir tort.
Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 331.

Das Sonderbarste bei der Sache ist, daß Friedrich von der einen Seite sagte: daß nur der Degen adle, und doch von der andern Seite seinen bürgerlichen Unterthanen die Gelegenheit benahm, sich durch diesen Degen adeln zu können. — Aber vermuthlich war es Friedrichs Absicht, durch diese Einschränkung die Zahl der adelichen *) Geschlechter nicht zu vermehren, und zugleich den jungen Adel zu zwingen, sein Glück durch die Waffen zu suchen.

Friedrich, der kein Geld für Schulen **) hatte, und den Unterhalt der Landjugend unwissenden Invaliden anvertraute, sorgte um so väterlicher für seine jungen Edelleute. Er legte Ritterakademien an; ließ das Kadettenkorps in Berlin vergrössern, und auch noch in mehr andern Provinzen solche militärischen Pflanzschulen anlegen — denn man adelt sich in Preussen, ja nur durch den Degen.

Im

*) Sein weiser Nachfolger, Friedrich Wilhelm hat bereits die Anzahl des Adels durch eine Reihe von Standeserhebungen vermehrt.

Fischer, Seite 429.

**) Sonderbar ist es, daß der König an die Schule seiner Residenzstadt Potsdam nicht nur nichts verwendete, sondern, daß sogar die Hälfte des Schulhauses seinen Pagen zur Wohnung eingeraumt werden mußte, welches erst auf Befehl desjetzigen Königs abgeändert wurde. Büsching Seite 92.

Im Jahre 1767 zeigten ſich wieder deutliche Merkmale von der Stockung *) der Gerechtigkeit. Friedrich ſchrieb deswegen an ſeinen Groskanzler Jarriges einen ziemlich ſcharfen **) Brief. Wenn man die Erlaubnis hätte, groſſen Herren auf ihre Handbillets die Gegenmeinung zu ſagen, ſo konnte der Kanzler antworten, daß Se. Majeſtät ſelbſt gröſtentheils an dieſer Stockung Schuld ſeien. —

In was für einem Anſehen kann ſich eine Gerichtsſtelle erhalten, ſagt unſer franzöſiſcher Autor, wenn ein Wort ***) des Regenten ihr Urtheil vernichten, und die Vollziehung hemmen kann? Können ſich ehrliche Bürger im Beſiz des ihnen von ihrer Behörde zugeſprochenen Eigenthums ſicher glauben, wenn ſie jeden Augenblick fürchten müſſen, das Bosheit, bereits entſchiedene Prozeſſe wieder aufrühre, und daß man ihnen mit Gewalt wegnehme, was ihnen durch das Recht

*) Fiſcher, 2ter Theil. Seite 277.

**) „Ihr werdet wohl thun, heißt es darin, wenn ihr „auf den ſchleunigen Betrieb des Prozeſſes bedacht ſeyd, „die Kollegien unterſuchen laſſet, und bei einem oder „dem andern Rath — ein warnendes Beiſpiel geht.
Fiſcher, S. 278.

***) Lorsqu' un mot du souverain peut détruire la sentence et en arréter l' execution.
Vie de Frèd. Tom. III. pag. 133.

Recht zugestanden wurde? Die Bosheit nimmt oft die Larve der Unschuld an, und verführt durch Verleumdungen. — —

Friedrich war von solchen Verführungen nicht sicher, wie es der Rechtshandel des Müllers Arnold *) zeigt. Es wäre Wohlthat für Preussen, fährt unser Autor fort, wenn man, nachdem einmal ein Gesezbuch verfaßt worden, die Kraft der Gesetze sicherte, und ihr Ansehen durch unerschütterliche Strenge aufrecht erhielt — Doch so ein Gesezbuch ist nicht das Werk eines einzigen **): es müssen die Weisen der Nation daran arbeiten, wenn die Nation noch Weise hat, und nicht durch den Despotismus abgewürdiget ist, der alle Weisheit und Tugend tödtet.

Allein es ist auch mit dem Gesezbuch allein noch nicht gethan; man muß auch machen, daß die

*) Ein deutscher Autor schrieb Friedrichs ungerechten Ausspruch in der Arnoldischen Rechtssache einer üblen Laune zu, die ihm eben sein Podagra verursachte. — Wie übel ist eine Gerichtsstelle, ein Richter, ein Bürger daran, wenn ihr Schiksal von einem Anfall des Podagra abhängt?

Vie de Fréd. Tom. III. pag. 133.

**) Un bon Code n'est pas l'ouvrage d'un seul homme; il doit être celui des *Sages* d'une nation, lorsqu' une nation a des *Sages*, et qu' elle n'a pas été avilée par le despotisme, qui flétrit toute sagesse et toute vertu.

Vie de Fréd. Tom. III. pag. 133.

die Unterthanen die Geſetze lieben und befolgen; und das iſt ungleich ſchwerer. — Es iſt unmöglich, mit einem Streich die ganze Rechtsgelehrſamkeit und die Geſetze umzuſtürzen *) die eine Nation durch eine lange Reihe von Jahren beherrſcht haben, und ſchnell neue zu unterſchieben. Um ſo eine Revolution zu machen, muß man ſie reifen laſſen; die gegenwärtige Generation nur dazu vorbereiten, und erſt auf die künftige ganz wirken.

Dieſe und mehr andere Wahrheiten konnte der Kanzler dem König ſagen; allein er kannte Friedrich, und wollte daher lieber die Gerechtigkeit als ſeine Einkünfte ſtocken laſſen.

Das Anſiedlungsgeſchäft wollte in Preuſſen keinen guten Fortgang nehmen. Friedrich verwendete zwar viel Geld darauf, wurde aber, wie Herr Fiſcher ſagt, durch den Eigennutz der Perſonen hintergangen, welche die Beſorgung dieſes Geſchäftes auf ſich hatten.

Die

*) Il est impossible de renverser tout d'un coup la jurisprudence et les loix, qui ont gouverné une Nation pendant une longue suite d'années, et d'en établir subitement de nouvelles—Pour faire des revolutions de cette nature, il faut les meûrir et les preparer dans la Génération presente, afin de les opérer entiérement dans les generations suivantes.
Vie de Fréd. Tom. III. pag. 133.

Die neuerbauten Häuser und Güter wurden oft Landstreichern und anderm Lumpengesinde gegeben, die keinen Feldbau verstanden, den Geldvorschuß, Vieh und Wirthschaftsgeräth durchbrachten, und dann *) davon liefen. Das war alles sehr natürlich. Ein fleißiger und vermöglicher Landmann, der zu Haus sein gutes Stück Brod ißt, wird sich wohl schwerlich in Preussen niederlassen. —

Wann der König zur Musterungszeit diese Planzörter besichtigte, veranstaltete man es, daß diese Kolonisten in entlehnten **) saubern Kleidern sich häufig an der Landstrasse in voller Arbeit zeigten.

Friedrich freute sich über diesen Wohlstand und den Fleiß seiner neuen Unterthanen, und wußte nicht, wie schändlich man seine Wohlthaten misbrauche — So wurde der Salomo von Norden, trotz seiner raschen Strenge immer von seinen Beamten gehänselt.

Nun fieng man auch an, die Kultur der Maulbeerbäume zu befördern — Man dachte, daß in einem Lande, wo im königlichen Garten Melonen ***) wachsen, sich auch Seide erzeugen lasse.

Den Handwerkspurschen wurde in eben diesem Jahr das Auswandern verboten. Man besorgte, sie möch-

*) Fischer, Seite 280.

(**) Herrn Fischers eigene Worte. S. 280.

***) Man erinnere sich, daß Friedrich dem Voltär zum Zeichen des gelinden Himmelsstriches zwei Melonen schikte, die in den Gärten zu Potsdam gewachsen waren. A. d. H.

möchten im Auslande zwischen Friedrichs militärischem Staat, und andern glücklichern Provinzen Vergleiche anstellen, und nicht mehr zurückkommen. „Diese Anstalt (sagt unser französischer Autor, bei einer ähnlichen Gelegenheit, ist in der That für den Monarchen sehr nützlich, und man konnte auf keine bessere Art Vortheil von seinen Unterthanen ziehn. Jeder Unterthan muß sein Vaterland vertheidigen; aber die Freiheit muß die Grundlage dieser Verbindlichkeit sein. Es ist traurig, daß man sich einem Stand widmen muß, den man nicht gewählt hat; es ist traurig, schon beim Eintritt in die Welt, Soldat *) zu sein. — — — Bei so einer Verfassung, fährt unser Autor fort, muß man fürchten, daß sich das Volk nicht zu sehr aufkläre; denn am Ende würde ein aufgeklärtes Volk gegen diese Art von Sklaverei doch Mittel finden."

Zu Friedrichs Lebzeiten wär es gefährlich gewesen, solche Grundsätze zu äussern. Ein preußischer Generalmajor **), ein Mann voll Talente und Verdienste,

*) Il est dur d'être soldat en sortant du ventre de sa mére — — Dans une constitution de cette nature, il faut craindre que les lumieres ne fassent pas trop de progrés parmi le peuple. Car à la fin un peuple éclairé trouveroit des ressources contre cette espece d' esclavage.

Vie de Fréd. Tom. III. pag. 253.

**) *Vie de Fréd. Tom. IV. pag* 317 Monsieur le General Major, je vous prie de ne plus faire le Brutus dans mes états, autrement je serois obligé de conspirer contre vôtre liberté.

ſprach immer von Freiheit, und den entehrenden Ketten des Despotismus. Der König, der es erfuhr, ſchrieb ihm: Mein Herr Generalmajor, ich bitte ihn, nicht mehr den Brutus in meinen Staaten zu ſpielen, ſonſt werde ich gezwungen ſein, mich wider ſeine Freiheit zu verſchwören.

Der 25 Auguſt 1769 war der merkwürdige Tag, wo Kaiſer Joſeph den König unter dem Namen eines Grafen v. Falkenſtein im Lager bei Neiß beſuchte.

Der Kaiſer ſoll geſagt haben: nun ſehe ich meine Wünſche erfüllt; worauf Friedrich ausriefe: das iſt der größte meiner Tage! Man band ſich an kein Ceremoniel; doch ließ Joſeph dem König, als dem ältern General nach Kriegesgebrauch die rechte Hand. Beide Monarchen ſetzten ſich aufs Kanape, und unterhielten ſich eine Zeitlang in Gegenwart des königlichen Hauſes. Darauf unterredeten ſie ſich eine Stunde im Kabinet, und im Herausgehen wollte man bemerkt haben, daß Joſeph den König umarmte. —

Zur Tafel wurden die Generals, von Seidlitz, Lentulus und Tauenzien gezogen, ſonſt ſpeiſten mit, der Prinz von Preuſſen, Prinz Heinrich, Herzog Albert, der Markgraf von Anſpach, Lascy, Loudon, Noſtiz, D'Ayaſaßa und Dietrichſtein.

Loudon wollte ſeinen Platz ganz unten an der Tafel nehmen; allein Friedrich ließ ihn neben ſich ſitzen.

Hieher

*) Hieher zu mir, ſagte er, mein Herr General Loudon; ich habe Sie immer lieber an meiner Seite, als mir gegenüber geſehen.

Tages darauf wurden die Kriegsübungen vorgenommen, worauf der Kaiſer ins Lager nach Kollin, und Friedrich nach Breslau zurück kehrte.

In dem nämlichen Jahr ward zu Potsdam der Bau des neuen Schloſſes vollendet. Kenner finden daran zu tadeln, daß es von auſſen zu ſehr mit Bildhauerarbeit und Gruppen **) überladen iſt. Ueberhaupt beſaß Friedrich der Einzige einen ſehr ſchlechten Geſchmack in der Baukunſt. Er hatte ſeine Kenntniß vom Bauweſen aus Kupferſtichen der alten, mittlern und neuern Zeit gezogen, nach welchen er die Ideen zu ſeinen Gebäuden, ***) auswählte, und zuſammenſetzte, ohne die Regeln der Kunſt zu verſtehen.

Kam es dann zur Ausführung, ſo nahm er nie den geſchickteſten, ſondern immer den wohlfeilſten ****) Architekt, und da wurde am Ende noch abgezogen. Daher war es natürlich, daß jeder nur für die Lebzeiten des Königs baute. Die meiſten neuen Häuſer

*) Vie de Fréder. Tom. IV. p. 77.

**) Büſching Seite 269.

***) Ebendaſelbſt.

****) Vie de Fred. Tom. III. p. 254. Einſt hieß Friedrich einen dieſer Architekten einen Eſel. Der muß ich ſeyn, erwiederte der Architekt, um alles zu tragen, was mir Euer Majeſtät auflegen. Zimmermann. S. 223.

drohten schon im zwanzigsten Jahr den Einsturz. Einer von den zwei prächtigen Thürmen, die Friedrich auf dem Markt der Waffenreiter aufführen ließ, stürzte ein, bevor er noch zur Hälfte aufgebaut war.

Man könnte sagen, daß Friedrich seinen Unterthanen, indem er ihnen diese Häuser gab, zugleich prächtige *) Gräber zubereitete, unter denen sie heut oder morgen begraben werden.

In Potsdam bekamen die Bürger die Häuser nur mit der Bedingniß, daß das schönste und also das erste Stockwerk, für Soldaten bleibe. Es macht einen sonderbaren Anblick, in einer Stadt nichts als Palläste zu sehen, auf deren Säulen und Statuen **) Soldatenhosen und Strümpfe herumhängen.

Auch die Basreliefs und Figuren auf Schuster- und Schneiderhäusern machen einen wunderlichen Effekt. Man will zwar den König dadurch entschuldigen, daß er durch diese übel angebrachte Verzierungen seinen Künstlern, die sonst verhungert wären, Brod gab; aber ich sehe nicht ein, warum er seinen Künstlern gerade auf Kosten ***) des guten Geschmackes Brod geben mußte.

Weil

*) Vie de Fréd. Tom. III. p. 254.

**) C'est un spectacle singulier, en parcourant cette ville, de n'y voir que des palais, et de remarquer ensuite accrochés aux colonnes, ou à une Statue de culottes et des Guétres de Soldat. Ebendaselbst Seite 297.

***) Als ich die königliche Gebäude zu Berlin das erstemal

Weil im vorigen Abſchnitt die Rede von Künſtlern war, ſo glaub ich, daß es nicht am unrechten Ort ſtehe, ein paar Worte über ihr Schickſal unter Friedrichs Regierung, zu ſagen. — —

Es gab geſchickte Künſtler in Berlin, aber ſie genoſſen, ſo wie die Gelehrten *), wenig von Friedrichs Wohlthaten. Rode, der vortrefliche Hiſtorienmaler, Madame Theerbuſch, die ſo viel Wahrheit in ihre Gemälde bringt, Friſch, der mit einem glänzenden Kolorit richtige Zeichnung und Haltung verbindet; dieſe alle wurden vom König nur wenig beſchäftiget. Wenn Letzterer eine Penſion von 600 Thaler

mal ſah, ſagt Herr Fiſcher S. 329 im 2ten Theil, konnte ich mich der Anmerkung nicht enthalten: daß der König in der Jugend als ein Mann, und im Alter als ein Jüngling gebaut habe. Man betrachte z. B. das Bibliothekgebäude mit der Aufſchrift: Geiſtesnahrung. Er wandte viel Geld auf die Anſchaffung von Schildereyen, die er aus allen Gegenden Europens zuſammen kaufte. Er ſchien ſich aber nicht viel aus den Manieren des Meiſters zu machen, noch ſich zu bekümmern, ob es Originalien oder Kopien waren, und kaufte daher dieſe oft theurer, als die Urbilder. Einige behaupten doch, er habe ein gewiſſes natürliches Gefühl für die Kunſt gehabt; aber andere, Kenner und Künſtler, wollen ihm hierin gar kein Talent einräumen.

*) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 142.

erhielt, ſo hatte er ſie weniger ſeinem Kunſttalent, als der Freundſchaft des Marquis D'Argens zu danken.

Die einzige Bildhauerei galt noch etwas beim König — Sie diente ihm, ſeine Schlöſſer und Gärten zu verzieren, und ſeinen Kriegern, die für ihn ſtarben, Ehrenſäulen zu ſetzen, die ſchmeichelhafter ſind, und weniger koſten, als andere Belohnungen. Und doch ging Balthaſar Adam, den Friedrich von Paris kommen ließ, misvergnügt von Berlin weg, bevor er noch die Statue des Marſchalls v. Schwerin zu Stand gebracht hatte. Taſſärt, dieſer berühmte Bildhauer, der noch zu Berlin lebt, bekam durch ganze zwölf Jahre nur zwei Statuen zu verfertigen, obwohl ihm Friedrich das Wort gab, jährlich eine machen zu laſſen.

Brachte die Natur einige gute Künſtler in Friedrichs Staaten hervor, ſo mußten ſie im Ausland *) Achtung, und ein Glück ſuchen, das ſie in ihrem Vaterlande nicht fanden.

Madam Caſſ, die gut Portrâts malte, und Thiempondt ein Zögling vom Peone, zogen ſich an den Hof zu Dresden; die zwei berühmten Hackert, ſuchten ihr Glück in Italien; Harper, ein braver Landſchaftmaler, iſt in den Dienſten des Herzogs von Würtenberg — Der Kupferſtecher Lorenz, hat Wien Berlin

*) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 143.

Berlin vorgezogen. Seit dem berühmten *) Schmidt sah man in Berlin keinen großen Kupferstecher mehr. Die am Ende von Friedrichs Regierung noch da waren, lebten von Vignetten und Kalenderbildchen.

Aus der wenigen Achtung und Aufmunterung, die Friedrich seinen Künstlern angedeihen ließ, sollte man fast muthmassen, daß er sie für seinen militärischen Staat nicht sehr nothwendig gefunden habe. —

Das Jahr 1770 half Friedrichs poetische und prosaische Werke, um einen starken Band vermehren.

Nach Herrn Fischer, wurde Friedrich um diese Zeit **) überzeugt, daß die Selbstliebe das Urprinzipium des Moralsistems sei. Er schrieb daher einen Versuch über die Selbstliebe, der in seiner ***) Akademie

*) Depuis le célébre Schmidt on n'a plus vû à Berlin un bon graveur.

Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 143.

**) Seite 285.

***) Friedrich wollte sich überzeugen, ob die niederträchtigen Lobsprüche, mit denen die Akademiker jedesmal seine vorgelesene Aufsätze überhäuften, ihnen auch von Herzen gingen, und ließ daher ein Manuskript von ihm, dem Sekretär durch unbekannte Hand einschicken. Die Akademie verwarf es, und fand es nicht einmal der Erwähnung würdig. Nun weiß ich, sagte Friedrich, was an euerm Urtheil ist, und von diesem Augenblik, ließ er keine Gelegenheit vorbei, über sein

demie vorgelesen, und natürlicherweise um so mehr bewundert wurde, da Friedrich bei seinen ersten Einmarsch in Schlesien zugleich die praktische Anwendung dieses Urprinzipiums gezeigt hatte.

König Ludwig der fünfzehnte, hatte vor seinem Ende das Unglück, die Verachtung*) seiner Nation auf sich zu laden. Es erschienen eine Menge Spottschriften über seine Regierung. Friedrich wurde unwillig darüber. Er übernahm Ludwigs Vertheidigung, und ließ sie zu London drucken. Er hatte ihn zwar vormals selbst eine Puppe der Pompadur, einen Sklaven, einen Seladon unter der Buchen u. s. w. genannt; aber das ist ganz etwas anders: Könige können schon Pasquille aufeinandermachen. — Friedrichs Vertheidigungsschrift war zugleich eine Lobrede auf den Krieg.—

Die Materie verschafte ihm nun auch Stoff zu zwo **) andern Abhandlungen, über die Satiriker und über die Pasquille, und dadurch bestättigte Friedrich den alten Satz, daß der Mensch eigene Fehler gern an andern tadle. So gern der König auf seinen Nebenmenschen satirische Pfeile abschoß ***), so konnt' ers

Akademie zu spotten. Vie de Fred. Tom. IV. pag. 70. Wer weiß, möchte ich hinzusetzen, was die Welt von Friedrichs hinterlassenen Schriften, und vorzüglich von seinen Gedichten urtheilen würde, wenn nicht Friedrichs Name darauf stünde? A. d. H.

*) Fischer, Seite 289.

**) Ebendaselbst. S. 292.

***) Unter diese Pfeile gehörte vorzüglich dieser, den er im Opern-

ers doch nicht leiden, wenn jemand so kühn war, so einen Pfeil wieder zurück zu schiessen. Nur ein kleines Beispiel: Als er den englischen Arzt Baylies aus Dresden zu sich kommen ließ, war Friedrichs erste Frage: **wie viel Menschen er schon in die andere Welt geschickt habe?** Baylies, der eben so platt als witzig war, antwortete ihm auf der Stelle: **Sire! nicht so viel als Sie** — Der Pfeil traf — Friedrich *) kehrte ihm den Rücken, und ließ ihn nie wieder vor sich — Kurz, Friedrichs Wahlspruch war: **Keinen Witz! — keine Satire! keine Pasquille! wenn ich sie nicht mache.** — — — —

In diesem Jahr brachte seine **) fruchtbare Muse auch ein Schreiben über die Erziehung, und einen moralis

Opernhaus, als der Vorhang sich anhakte, und man von den Sängern nur die Beine sah, öffentlich auf den französischen Gesandten de **Valori** abschoß. **Sehen Sie das Ministerium von Frankreich**, schrie er, **viele Füsse und kein Kopf.**

Zimmermann, Seite 221.

*) Frederic, qui aimoit mieux plaisanter, que d'être plaisanté, lui tourna le dos, et ne le vit depuis ce tems-là.

Vie de Fred. Tom. IV. pag. 69.

**) De la Beaumelle sagt in seinen Pensées, daß der König, wenn er ein bloßer Privatmann gewesen wär, mit seinen Fähigkeiten und gelehrten Kenntnissen, sich nicht hervorgethan haben würde, wär er aber ein Edelmann gewesen, so würde man geurtheilt

raliſchen Dialog zum Behuf der adelichen Jugend, zur Welt, die bei ſeiner Akademie zweifelsohne groſſen Beifall fanden. — D' Alembert ſchrieb dem König um einen Beitrag zu einem Denkmal für Voltären. Friedrich antwortete, daß er zwar willig zu den Unkoſten beitragen wolle, obſchon er glaube, daß ſich Voltär das ſchönſte Denkmal in ſeinen Werken geſetzt habe. — Man ſieht, wie hart Friedrich mit Geld heraus rükte, ſo bald es um Belohnung oder Verherrlichung eines Gelehrten zu thun war — und doch wär eben dieſer Friedrich ohne Voltärens Unterricht, ohne den Vertrauten Umgang mit Gelehrten, ohne die franzöſiſchen Werke, die ſein Lob von einem Pol zum andern trugen, in der Welt blos als ein glücklicher Eroberer bekannt worden, deſſen Geſchichte gröſtentheils mit blutigen *) Zügen geſchrieben.

Die

theilt haben, daß einſt ein Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aus ihm werden könne; unter den Königen aber habe er wegen ſeiner gelehrten Kenntniſſe geglänzt —

Büſching, Seite 36.

*) Sans les leçons de Voltaire, ſans le commerce intime et familier des gens des lettres François, ſans les louanges qu' on lui a prodiguées dans les ouvrages François, qui volent d' un Pôl à l'autre; Frederic n' auroit guére été connu dans le monde que comme un conquérant heureux, dont la plus grande partie de l' historie auroit été écrite en traits de ſang.

Vie de Fred. Tom. IV. pag. 101.

Die Anzeichen der Peſt in Volhynien und Podolien, waren Urſach, daß Oeſterreich, Preuſſen und Rußland, an ihren Gränzen einen Kordon zogen. Bei dieſer Gelegenheit erwiederte der König den 3ten September 1770 im Lager zu Mähriſch-Neuſtadt den Beſuch des Kaiſers. Es ward dem König zu Ehren ein großes Schautreffen gegeben, und dann treflich *) geſpeiſet.

In dieſem Jahr fieng Friedrich an, etwas mehr für die Landſchulen zu thun; aber nicht aus ſeinem Beutel. Es fand ſich bei den kurmärkiſchen Kaſſen eine übrige Einnahme von 100000 Thalern, welche die Landſchaft dem König zur Verwendung anbot. Dieſer glaubte, daß dieſe Finanzquelle zur Einführung der engliſchen Wirthſchaft bei den Akkerſtädten oder bei den Dörfern des unbemittelten Adels, zu vier vom Hundert, anzulegen wär, um von den Zinſen eine Anzahl Landſchulmeiſter zu beſolden. Dieſer Vorſchlag wurde ausgeführt, und dazu die doppelte Summe von 200000 Thlr. beſtimmt; aber Invaliden blieben die Lehrer der Jugend. — — —

Im Jahr 1772 erſchien in Anſehung der inländiſchen Werke ein Cenſurgeſetz, das ſich gar nicht mit der Preßfreiheit vertrug, die Friedrich bis dahin ſeinen Staa-

*) Herr Fiſcher ſagt, daß Friedrich bei dieſem Gegenbeſuch Loudon an ſeine Seite ſizen ließ. S. 305.

Staaten zugeſtand. Dies Geſetz war um ſo ſonderbarer, da es ſich nur auf Manuſkripte erſtreckte, fremde Werke aber ohne Ausnahm eingeführt werden durften.

Unſer franzöſiſche Autor ſagt *), daß man die Schuld nicht ſo ſehr auf Friedrich, als auf gewiſſe Leute ſchieben müſſe, die wegen ihrer Aufführung die Geiſſel der Kritik fürchteten, und dem König die Gefährlichkeit der Preßfreiheit vorſtellten — aber war es für einen Salomo von Norden nicht immer eine Schwachheit, auf das Gerede ſolcher Leute zu horchen? Indeſſen muß man es Friedrich zur Ehre nachſagen, daß er noch immer gelinde dabei zu Werke ging. Wenn ein Buchhändler Strafe zahlen ſollte, durfte er nur an den König ſchreiben, und ſie wurden ihm ſicher nachgeſehen. Oefters ſchrieb er noch die Worte dazu: **) Ich will, daß die Preſſe frei ſei. — — —

Wer an ihn ſchrieb, konnte wohl auch die Freiheit erhalten, ohne Cenſur zu drucken. Cranz erhielt ſie, verlor ſie aber bald wieder, als er die Charlatanerien von Wien ankündigte. —

Es lief einige Zeit in Berlin ein Brief herum, worin die Schwachheiten einer großen Fürſtin derb hergenommen waren. Friedrich ließ ihn verbieten, nach-

*) Vie de Fred. Tom. IV. p. 78.

**) J'entends que la preſſe ſoit libre. *Vie de Fred. Tom. IV. p.* 79.

nachdem die halbe Welt davon *) Abschriften hatte. Späterhin erfuhr man, daß der König **) selbst der Autor davon gewesen. Man sieht also, daß Friedrich nicht blos gegen andere Autoren, sondern auch gegen sich selbst nachsichtsvoll war.

Seit dem letzten Friedensschluß war Friedrichs Kriegsheer noch immer ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit. Wer wider die Subordination sündigte, mußte wie zuvor ohne Gnade sterben; Friedrich exerzierte seine Truppen wie zuvor; eine Schulter zu weit vorwärts, oder rückwärts hatte wie zuvor die richtigen Prügel, und die Offiziere vertraten wie zuvor ***) Korperaldienste,

*) On fit circuler pendant quelque tems à Berlin une lettre sur les faibleſſes d' une grande Princeſſe. Quand tout le monde en eut des copies, il la fit défendre. On sut depuis qu' elle étoit de lui.

Vie de Frederic Tom. IV. 371.

**) Ich weiß nicht, ob Friedrich damals schon seine Abhandlung über Pasquille geschrieben hatte.

A. d. H.

***) On est revolté en voyant des capitaines eux mêmes, s' avilir au point de faire le métier de bourreau, et donner eux mémes, l'oeil furieux, le visage enflammé, trénte ou quarante coups de canne à un malheureux qui reſte immobile ſous leur canne.

Vie de Fred. Tom. III. p. 157.

ſte, und theilten mit entflammten Geſicht eigenhändig dreißig bis vierzig *) Stockſtreiche aus.

Bei dem allen ſchien Friedrich bis itzt noch wenig Luſt zu haben, zur Uebung ſeiner Truppen einen Krieg anzufangen. Es geſchah nicht aus Mäßigung, denn wie Friedrich in ſeinen hinterlaſſenen **) Werken ſehr ſchön anmerket, iſt dieſe Tugend gewöhnlich nicht die Tugend der Regenten; aber er hatte den ſiebenjährigen Krieg noch zu ſehr im Angedenken, und wollte ſich nicht wieder auf die Launen der Glücksgöttin verlaſſen. — Nun aber zeigte ſich im Jahr 1772 eine Gelegenheit, ſeine Länder ohne Blutvergieſſen zu erweitern.

Friedrich ergriff ſie: zwar nicht ***) als Philoſoph, aber als guter Politiker.

Oeſterreich ****) äuſſerte ſich, daß es ſeine alten Rechte auf die Grafſchaft Zips wolle geltend machen, die von den

*) Dieſe Behandlung brachte viele Soldaten zur Verzweiflung. Viele brachten ſich um's Leben, andere begingen vorſetzlich große Verbrechen, um hingerichtet zu werden. Gewöhnlich brachten ſie Kinder um, und gaben ſich dann ſelbſt an. Es verging kein Jahr, wo nicht drei bis vier ſolcher Mordthaten geſchahen.
Vie de Fred. Tom. III. pag. 329.

**) Im vierten Band S. 59.

***) Si non en Philoſophe, du moins en Politique habile.
Vie de Fred. Tom. III. pag. 180.

****) Ich erzähle hier Herrn Fiſcher nach, ohne weiter

en alten ungariſchen Königen an Polen verſezt wur-
e. Als dies der König hörte, ließ er durch ſeinen
Bruder Heinrich in Petersburg den Vorſchlag thun,
b ſie nicht beide ebenfalls ihre alten Rechte auf ei-
ige polniſche Provinzen ausführen wollten? Die
Sache fand keinen Wiederſpruch, da die rußiſche Kai-
erin zu gleicher Zeit auf dieſen Einfall kam. Beide
Mächte ſchloſſen einen Theilungsvertrag, in welchen
ie hernach auch Oeſterreich aufnahmen.

Der König wollte anfänglich die Rechte Schle-
iens an die Woiwodſchaften Poſen und Kaliſch gel-
end machen (das wären wenigſtens von Seite
riedrichs keine alten Rechte geweſen) aber der
raf von Herzberg ſtellte ihm vor, daß es vortheil-
after wäre, Danzig mit Pommerellen in Anſpruch
u nehmen, und im Verweigerungsfall auf die Ab-
retung von polniſch Preuſſen zu beſtehen. Dabei
lieb es. Die drei Mächte, die das nördliche Triun-
irat ausmachten, lieſſen ihre Gränztruppen immer
iefer in Polen einrucken, und behielten ihre Gränz-
ette, obſchon die Peſt längſt aufgehört hatte. Sie
rklärten endlich, daß ſie die in Beſiz genommene Län-
er behalten würden. — —

Oeſt-
ter zu unterſuchen, ob ſich alles gerade ſo verhalte,
wie es Herr Fiſcher hier erzählt, und ob es wirklich
Oeſterreich war, das zur Theilung Polens das Sig-
nal gab.

A. d. H.

Oeſterreich bekam 2700 — Rußland 3440 und Preuſſen 900 Quadratmeilen. Nun erſchienen hiſtoriſche Unterſuchungen über dieſe Theilung; vorzüglich über die Rechte, die König Friedrich in ſeinem Manifeſt anführte. Man zeigte der Welt, wie wenig *) Grund ſie hatten; allein Friedrich, der ſich eben ſo wenig mehr aus Manifeſten als aus ihren Verfaſſern machte, ließ die Publiziſten reden; er behielt ſeinen Antheil; und ſagte abermal beati **) poſſedentes.

Die drei einverſtandenen Mächten verlangten, daß das polniſche Reich ihnen ihre Beſitznehmungen durch einen förmlichen Vertrag abtrete, wofür ſie die feſtzuſtellende Staatsverfaſſung Polens gewähreleiſten wollten.

Die Nation und der König ſezten ſich dawider. Drohungen brachten es endlich dahin, daß die Theilung Polens für giltig erkannt, und die Verträge unterzeichnet wurden.

Friedrich behandelte ſeine neue Unterthanen mit groſſer Strenge. Es ward ihnen verboten, bei fremden Mächten Dienſt zu nehmen, und wer auſſer Land

*) On en fit voir le peu de fondement: mais Frederic, qui n'éstimait guére plus les manifestes, que ceux qui les faisaient, laissa dire le publicistes, et garda son terrain.

Vie de Fred. Tom. III. pag. 182.

**) Einer von Friedrichs lateiniſchen Sprachſchnitzern. A. d. H.

Land reiſen wollte, mußte vom König eine eigenhändige Erlaubniß haben.

Dieſes Verbot exiſtirte zu Friedrichs Zeiten in allen preußiſchen *) Staaten. Für einen militäriſchen Staat mag es die Politik vielleicht nothwendig finden. Das Reiſen nimmt den Menſchen die Binde von den Augen; und ein deſpotiſcher und militäriſcher Staat kann das Zutrauen nur durch Blendwerke erhalten. Indeſſen glaubt unſer franzöſiſcher Autor, daß es noch ein einfacheres Mittel gebe, das Auswandern zu verhindern: man darf die Unterthanen nur glücklich machen.

Die vormalige Verfaſſung wurde gänzlich aufgehoben, und das Land nach preußiſchen Fuß gemodelt. Man führte verſchiedene Finanzabgaben ein: z. B. Kalender, Stempelpapier **), geſtempelte Karten, Muſikzettel u. ſ. w. Kurz, Friedrich wollte ſeine polniſche Unterthanen eben ſo glücklich machen, als — ſeine Schleſier.

*) Cette défense existait du tems de Frederic, dans tous les états prussiens. La politique l'exige pentétre dans un état militaire; les voyages détruisent bien des prestiges et un état despotique et militaire ne peut guere soutenir la confiance que par des prestiges — — il y auroit un moyen bien plus simple d' empecher les émigrations; ce serait de rendre les sujets heureux.

Vie de Fred. Tom. IV. pag. 353.

**) Fiſcher 2ter Theil. Seite 313.

Nach der Theilung Polens erſchien am politiſchen Himmel ein anders Phenomen — Es war die Aufhebung des Jeſuitenordens.

Wie Herr Fiſcher ſagt *), hatte der Herzog v. Choiſeul, unterſtüzt von den übrigen katholiſchen Staatsminiſtern Grimaldi, Kaunitz, Pombal, Tanucci, noch mehr aber von Freimaurern der ſtrengen Obſervanz begünſtiget, dieſe Aufhebung bewirket.

Friedrich ließ dieſe Strenge Anfhebungsbulle in ſeinen Staaten nicht vollziehen. Er ließ die Jeſuiten in ihrer Verfaſſung, und verſprach auch denen ſeinen Schuz, die ſich bei ihm niederlaſſen wollten.

Dieſer Orden ſtand im Ruf Millionen zu beſizen. Friedrich war ein Liebhaber von Millionen. Er glaubte nun alle Jeſuiten, oder wenigſtens ihre Millionen in ſeinen Staaten zu ſehen; allein dieſe guten Patres hatten entweder dieſe Millionen nicht, oder ſie hielten die holländiſche Bank für ſicherer als die Berliner Bank. — Es kamen keine Jeſuiten — und keine Millionen.

In dieſem Jahr verlohr Friedrich ſeinen General Seidliz, dem er gröſtentheils den Sieg bei Roßbach verdankte. Sein allzugroſſer Hang zur Wolluſt zog ihm eine unheilbare Krankheit zu, woran er den

23ſten

*) 2ter Theil S. 317.

23sten November starb. Friedrich, der überhaupt ein starker Bonmotist war, sagte beim letzten Besuch, den er Seidlitz machte: Seht ihr wohl *), die Franzosen haben sich gerächt. Er ließ ihm auf dem Wilhelmsplatz eine Ehrensäule errichten.

Nun ward auch der Kanal fertig, den der König bei Bromberg graben ließ, So wurden auch in Westpreussen mehrere Armenhäuser auf königliche Kosten angelegt, und der pommerische Adel bekam wieder 100000 Thaler zu schenken.

Friedrichs ganze Verfassung zielte dahin, das sämmtliche Vermögen seiner Unterthanen unter seine Schlösser zu bringen, und ihnen dann von Zeit zu Zeit wieder soviel davon zufliessen zu lassen, als sie gerade zum Leben brauchten. Er schien das System der Jesuiten in Paraguai angenommen zu haben. Ist das aber nicht ein despotischer Staat, wo der Bürger und der Adel unmittelbar von den Wohlthaten des Königs abhängen muß?

In Pozdam sah man ein grosses Armenhaus auf Kosten des Königs entstehen. Friedrich, der in seinem Lande selbst **) Pabst war, verwendete sich nun bei seinem Mitbruder in Rom für die Jesuiten in

Schle-

*) Fischer 1ster Theil, S. 317.

**) Friedrich erklärte sich als das unmittelbare Oberhaupt der Kirche in seinen Staaten, und nannte den Bischof von Schlesien nur seinen General-Vikar. Er vergab auch alle geistliche Pläze und Würden. Vie de Fred. Tom. III, pag. 109.

Schleſien, und ſchenkte ihnen vierzig tauſend Thaler zur Erweiterung der hohen Schule zu Breslau. Das ſollte vielleicht eine neue Lokſpeiſe für die übrigen Jeſuiten ſein; aber dieſe ſchlauen Vögel ſahen das Fanggarn unter dem Futter, und kamen nicht herbei.

Im Jahr 1775 ſchenkte Friedrich den Muſen wieder mehr Stunden, als ihnen ein weiſer Monarch ſchenken ſollte.

Er ſchrieb mehrere Briefe an D'Alembert. *) Sie reden mir vom Krieg, heißt es unter andern darin, von den Vorläufern, die Sie die Ankunft des Gottes Mars fürchten machen. Sie wiſſen, daß meiner Flotte Schiffe fehlen, Steuermänner, Admirale und Matroſen. Wahrſcheinlicherweiſe wird ſie nicht mit agiren, und was den Krieg auf dem feſten Land betrift, ſo ſehe ich nicht, wie er Statt haben ſollte. Ihr junger König will gern mit ſeinen Nachbarn in gutem Verſtändniſſe leben. Wenn es Mächte giebt, welche das haben, was die Italiener rabbia d' ambizione heiſſen, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß ſie Ihren jungen Monarchen von ſeinen guten und weiſen Geſinnungen nicht abbringen werden. Wenn Friedrich nur ein

*) Fiſcher, zweiter Theil. Seite 349.

ein *) Bischen mehr Welsch verstand, so würde er gefunden haben, daß diese rabbia d' ambizione die nämliche Krankheit sei, die ihn nach Karl des Sechsten Tode so gewaltig plagte.

In einem Fragment seiner Arbeit, die er D'Alembert schikte, kömmt unter andern die **) Stelle vor. „Jede Nation nimmt wechselsweis den Schauplaz ein. Rußland, Polen, Dänemark, Schweden, England und Holland haben jene vorübergehende Zukungen erlitten und erleiden sie noch, die grosse Staatskörper zu erschüttern pflegen. Frankreich, Oesterreich und Spanien befinden sich im Augenblick des Ruhms. Die Türkei holt wieder Odem, Polen gewöhnt sich an sein schwankendes Schikſal, Italien harret auf Glückseligkeit, die Schweiz ist deren müde, Venedig bereichert, Amerika bildet sich." — —

Friedrich ließ aus Bescheidenheit sein eigenes Reich weg; aber im Herzen zählte ers sicher unter die Staaten, die im Augenblick des Ruhms sind.

Um diese Zeit fieng Friedrich an, die schon vor dreißig Jahren angefangene Geschichte seiner Zeit zu über-

*) Wie Herr Büsching sagt, hatte Friedrich nur wenige Kenntniß vom Italienischen.

Büsching, S. 32.

**) Fischer 2ter Theil S. 329.

ſehen. Sie ſteht an der Spitze ſeiner hinterlaſſenen Werke — und iſt wenigſtens mehr werth, als ſeine *) Gedichte.

Herr Fiſcher iſt der Meinung, daß man die unverbeſſerte Geſchichte ebenfalls durch den Druck bekannt machen ſollte, weil ihre Fehler und Unrichtigkeiten für die Welt zum Theil von gröſſerer Wichtigkeit ſind, als die nachmalige Verbeſſerung. Friedrichs Fehler und Irrthümer haben nach Herrn Fiſchers Worten **) ſeinen Willen beſtimmt, und die Welt regiert. Seine beſſere Belehrung hat blos einen litterariſchen Nutzen gehabt.

Herr Fiſcher war auch kein übler Prophet, wenn er ſagte, daß die Welt ſich ſehr in ihrer Erwartung betrügen würde, wenn ſie in der Geſchichte ſeiner Zeit lauter unerkannte Wahrheiten anzutreffen hofft. Ich glaube, daß ſich die leſende Welt auch dann noch betrog, wenn ſie lauter Wahrheiten darin zu finden hofte. Ich habe es an mehr als einer Stelle gezeigt, wie ſehr ſich Friedrich gegen die Wahrheit poetiſche Freiheiten herausnähm.

„Die

*) Friedrichs Gedichte haben in Frankreich nicht ſoviel Beifall gefunden, als unſer königlicher Poet Mühe darauf verwendete. Das war eine Urſache mit, warum Friedrich ſpäterhin nicht mehr ſo viel Achtung gegen die franzöſiſche Nation zeigte. Man wirft ihm auch, und das nicht ohne Grund, vor, daß er zu halben Verſen aus Boileau, Rouſſeau, Voltär und andern Dichtern abgeſchrieben habe.

Vie de Fred. Tom. IV. pag. 83 — 108.

**) 2ter Theil. S. 135.

„Die Nachrichten und Aktenſtücke; nach welchen „der König arbeitete, ſagt Friedrichs Lobredner fort, „ſind nicht immer unzweifelhaft, da ihre Verfaſſer „nicht von allem gewiſſe Nachricht einziehen konnten, „oder wollten. Man ſieht auch aus den gedrukten „hiſtoriſchen Arbeiten des Königs, daß er die Be„gebenheiten ganz aus dem Gedächtniß niederſchreibt, „wodurch oft chronologiſche Unrichtigkeiten entſte„hen — Er behandelt ſeine Gegenſtände manchmal „zu ſehr ins groſſe, ohne ſich in die Einzelheiten ein„zulaſſen, die oft Urſachen von wichtigen Ereigniſſen „geweſen ſind u. ſ. w.“

Das veranlaßte vielleicht den Grafen v. Hertzberg *) zu erklären, daß zur Vollſtändigkeit der vom König hinterlaſſenen Schriften noch mehr Unterſuchungen und Vergleichungen nöthig ſeien — Sicher hat Friedrichs hiſtoriſche Wäſche, Hertzbergen eben ſo viel Mühe gemacht, als Voltären die poetiſche.

Das Podagra, das dem König richtig mit jedem Jahr den Beſuch machte, trieb es 1776 ſo grob, daß alles, und Friedrich ſelbſt für ſein Leben beſorgt war.

Er ſchrieb bey ſeiner Geneſung an d'Alembert: „Diesmal mein lieber d'Alembert hab ich vom Glück

*) Biſcher, 2ter Theil S. 336.

zu ſagen, und wenn ſie mich lieben, dürfen Sie ſich immer ein wenig freuen, daß ich ſo glücklich dem Tod entgangen bin. Das Podagra wagte vierzehn ſehr ſtarke Angriffe auf mich, und es war viel Standhaftigkeit und Naturſtärke nöthig, ſo vielen ſchmerzhaften Angriffen auszuweichen. Nun leb ich wieder für mich, für meine Volk, für meine Freunde, und noch ein Bischen für die Wiſſenſchaften — — Denn ich kann wohl ſagen, daß mir ſo viel ſchlechtes Zeug, das Sie mir aus Frankreich ſchiken, den Geſchmak am Leſen ganz verdorben habe. Ich bin ein alter Mann, und es würde ſich für mich ſehr wenig ſchicken, mit ſolchen *) Gecken zu koſen. Ich liebe das Gründliche, und wenn ich wieder jung werden könnte, ſo würde ich ganz gewis von den Franzoſen ein Abtrünniger werden, und mich auf die Seite der **) Engländer und Deutſchen ſchlagen. Ich habe

*) Seitdem Friedrich hörte, daß ſeine Verſe in Frankreich nicht ihr Glük machten, hegte er ordentlich einen Groll gegen die Franzoſen im Herzen.

A. d. H.

**) Wenn es Friedrich mit dieſer Denkungsart Ernſt war, wie konnte er zugeben, daß ſeine Berliner Buchhändler nach ſeinem Tode das leſende Publikum mit einer Legion von ſeinen unbedeutenden Gedichten und Briefen heimſuchten, und was noch ärger iſt, daß ſie dieſe Gedichte in das Deutſche überſezen ließen, wodurch ſie noch, vielleicht ihren einzigen Reiz, den Wohlklang des Verſes verloren? Der beſte Dichter verliert

habe ſehr viel erlebt, mein lieber d'Alembert; habe erlebt, daß päbſtliche Soldaten meine Uniform trugen, daß die Jeſuiten mich zu ihrem General erwählt haben, und das Voltär wie ein altes Weib ſchreibt u. ſ. w."

Voltär nannte den König einen hloßen Verſemacher. Friedrich blieb in ſolchen Fällen nicht gern ein Schuldner, und gab ihm für den Verſemacher ein altes Weib zurük.

In dieſem Jahr vermählte ſich der Großfürſt mit der wirtenbergiſchen Prinzeßin Luiſe in Berlin. Es gab prächtige Feſte, und der König ſpeiſete in Monbijou, das er ſeit dem Tod ſeiner Mutter nicht mehr beſuchte.

Der pommeriſche Adel erhielt abermal ein Geſchenk von 150,000 Thalern. Friedrich war dieſer Provinz vorzüglich gut, weil ihre Einwohner mehr Unterwürfigkeit als *) Verſtand hatten. Weſtphalen **) hingegen konnte ſich nicht der geringſten Wohlthat von ihm rühmen. Er hatte eine Abneigung gegen

verliert in der Ueberſetzung, um ſo mehr Friedrich, der nur unter Königen mit ſeinen Kenntniſſen glänzte, und alſo nach de la Beaumelles Ausſpruch nur luscus inter cœcos war.

A. d. H.

*) Il aimait beaucoup les Poméraniens, parce qu' ils avoient plus de Soumission que d' esprit. Vie de Frèd. Tom. IV. pag. 389.

**) ebendaſelbſt.

gegen dieſes Land. Man ſchlug ihm einſt zu einem Poſten einen Mann von Verdienſten vor, der aber aus Weſtphalen war.

Das iſt ein Weſtphälinger, ſagte Friedrich, der wird zu nichts taugen, und er wies ihn ab *).

Die Einwohner von Strausberg, einem kleinen Städtchen in der Mark Brandenburg, erhielten ebenfalls nie das geringſte vom König, und das, weil er einſt **) da er einen Tag in dieſem Städtchen wohnte, faſt vor Rauch erſtikte. Es war der Schornſtein verſtopft: und ſo mußten die armen Einwohner für einen verſtopften Kamin büßen, und ſo theilte Friedrich der Landesvater ſeine Wohlthaten nach Grillen und Launen aus.

Wenn Friedrich gegen Jemand einen Groll faßte, ſo legte er ihn ſobald nicht mehr ab. Ein gewiſſer Huber bekam vom alten König Wilhelm den Auftrag, den Prinzen zu malen. Friedrich, der keinem Maler, und nur ein einzigesmal dem Vanloo geſeſſen, weigerte ſich zu ſitzen. Sein königl. Erzieher wandte die gewöhnlichen Beredungsmittel ***) an,

*) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 390.

**) Jamais il n' accordoit rien aux habitans de Strausberg petite ville de la Marche de Brandenbourg, et cela parce qu' ayant un jour logé dans cette ville, il fut presque étouffé de la fumée, à cause que la cheminée étoit bouchée.

Vie de Fréd. Tom. 4. pag. 389.

***) Wie wir ſchon wiſſen, waren es Ohrfeigen und Fauſtſtöße.

und so mußte Friedrich gehorchen. — Er sizt also ei-
nen Augenblick, nimmt seine Flöte, bläst ein Stük-
chen, und springt dann hastig mit den Worten auf:
Fritz! du wirst nun meinem Vater sagen, daß
ich dir gefessen bin. Der arme Maler war sicher
an dem ganzen Auftritt unschuldig, und doch konn-
te ihn Friedrich seit dieser Zeit nicht mehr ausste-
hen. — *) Huber zog vom alten König einen Gna-
dengehalt von 600 Thaler. Sobald Friedrich auf
den Thron saß, nahm er ihm die Helfte weg. Die-
ser nämliche Huber malte in Verbindung mit Har-
per und Rode den japonischen Pallast in Sanssouci.
Alle drei Künstler sezten ihren Namen unter die
Kolossen. Als Friedrich den Namen Huber las,
hies er ihn also gleich ausstreichen. Huber stirbt,
man meldet dem König seinen Tod. — Wer ist die-
ser Huber? sagte er, Ich kenne ihn nicht —
sicher war er ein Schmierer, der die Thorwege
nach der Natur malte.

Herr Büsching, **) erzählt uns noch ein trau-
rigers Beispiel. Friedrich hatte einen Kammerhusa-
ren mit Namen Deesen, dem er anfänglich sehr ge-
wogen war; aber dann auf einmal so gram wurde,
daß der Mensch darüber in Verzweiflung gerieth.
Im Jahr 1775 war diese Ungnade aufs höchste
gestiegen. Der König hatte damals eben einen Be-
such

*) Vie de Fréd. Tom. 4. pag. 336.

**) In seinem Buch über Friedrichs Karakter. Seite 187.

ſuch von Verwandten, und ließ es einsweilen dabei, daß ihm dieſer Menſch nicht vor die Augen kame. Als der Beſuch geendet, und Friedrich wieder zu Sansſouci war, ließ er ihn kommen, und übergab ihn dem Adjutanten, welcher eben den Rapport brachte, mit dem Befehl, ihn bei dem ausrangirten Korps als Trommelſchläger anzuſtellen. Der Menſch thut einen Fußfall, der König ſtößt ihn aber mit den Füſſen von ſich, und als er ſich aufs neue an ſeinen Knieen feſt hielt, ließ er ihn mit Gewalt losreißen. Deeſen bat nun den Adjutanten, der mit ihm fortging, ihm zu erlauben, daß er ſeinen Hut holen dürfte; als er aber auf ſeine Stube kam, erſchoß er ſich mit einer Piſtole. Da dies der König erfuhr, war ſeine erſte Rede: wo hat der Kerl die geladene Piſtole her gekriegt? und dann: Ich habe ihm nicht ſo viel Courage zugetraut. — Man merkte auch an dem König eine groſſe Gemüthsunruhe, und aus den Fragen, die er deswegen an ſeine Leute that, konnte man abnehmen, daß ihm dieſer Vorfall nicht ſehr angenehm geweſen.

Freilich müßte ſo ein Vorfall einen König, wie Friedrich war, etwas nachdenkend machen; indeſſen bleib es doch gewis, daß ſolche Flecken das Gemälde des Weiſen und Einzigen ſehr verunſtalten.

Wienerhof in der baierischen Angelegenheit gethan hatte, der Freiheit, Sicherheit und der Verfassung des deutschen Reiches entgegen wären. —

Es kam zu einem lebhaften Federkrieg, wobei nach dem eigenen Geständniß des Herrn Fischers, die kaiserliche Staatsschriften und rechtliche Ausführungen immer den Vorsprung *) gewannen. — Man gab dem König zu verstehen, daß er sich nicht als **) Richter und Vormund seiner Mitstände aufzuwerfen hätte. Friedrich, der sich einmal zum Beschützer der deutschen Freiheit aufgeworfen hatte, wollte den Schritt nicht mehr zurück thun. — —

Die Sache verwikelte sich immer mehr, und da man zur Auseinandersetzung die Federn zu unmächtig fand, überließ man die Entscheidung ***) den weissen und blaurökigten Advokaten.

Im

*) S. 359. Herr Fischer sagt zwar, daß man von kaiserlicher Seite einige Faktoren der Hauptbuchhandlungen gewonnen habe, die dann die preußischen Staatsschriften unterdrüket hätten. Das ist mehr als unwahrscheinlich; vielmehr haben wir ein Beyspiel, daß ein Buchhändler in München damal die kaiserlichen Staatsschriften unterdrücken wollte, aber auch deswegen eingesperret wurde. A. d. H.

**) Ebendaselbst. S. 370.

***) Nach Herrn Fischer war der Prinz Heinrich dem Ausbruch des Krieges sehr entgegen; allein Herzberg (der vielleicht seinem Herrn die lange Weile vertreiben wollte) bestand darauf. S. 373.

Im Julius 1778 brach das Kriegsfeuer aus. Der König drang in diesem Monat in Böhmen ein, und war also auch diesmal der angreifende Theil. Der Kaiser war am rechten Ufer der Elbe bei Kuklus zwischen Jaromirz und Königshof gelagert; seine Absicht war, die Elbe zu decken, und den Uebergang zu verwehren. Beide Armeen waren nur eine Stunde von einander: es gab also öfters kleine Scharmützel mit ungleichem Glücke. Am 12ten ließ der König mit 6000 Mann des Nachts die Verschanzungen bei Pilz an der Metau angreifen; wurde aber mit *) Verlust zurückgeschlagen.

Indessen ward Loudon an der Spitze von **) 100,000 Mann dem Prinz Heinrich entgegen geschickt. Man glaubte, dieser würde in die Oberpfalz oder Baiern, einrücken, fand sich aber betrogen. Heinrich führte seine Armee in Sachsen, wo er sie mit 22000 Mann sächsischer Truppen verstärkte.

Am 14ten Juli griff Wurmser die preußischen Vorposten bei Nachod an; aber ohne Erfolg. Dieser Vorfall veranlaßte den König, die Stellung seines Lagers zu verändern. Er hatte, daß er den Kaiser da-

*) Fischer, 2ter Theil. S. 391.

**) Ich gebe diese Summe nach den preußischen Geschichtschreibern an, und laß es einem jeden über, davon nach Belieben abzuschneiden. A. d. H.

Wienerhof in der baierischen Angelegenheit gethan hatte, der Freiheit, Sicherheit und der Verfassung des deutschen Reiches entgegen wären. —

Es kam zu einem lebhaften Federkrieg, wobei nach dem eigenen Geständniß des Herrn Fischers, die kaiserliche Staatsschriften nnd rechtliche Ausführungen immer den Vorsprung *) gewannen. — Man gab dem König zu verstehen, daß er sich nicht als **) Richter und Vormund seiner Mitstände aufzuwerfen hätte. Friedrich, der sich einmal zum Beschützer der deuschen Freiheit aufgeworfen hatte, wollte den Schritt nicht mehr zurück thun. — —

Die Sache verwikelte sich immer mehr, und da man zur Auseinandersetzung die Federn zu unmächtig fand, überließ man die Entscheidung ***) den weissen und blauröckigten Advokaten.

Im

*) S. 359. Herr Fischer sagt zwar, daß man von kaiserlicher Seite einige Faktoren der Hauptbuchhandlungen gewonnen habe, die dann die preußischen Staatsschriften unterdrüket hätten. Das ist mehr als unwahrscheinlich; vielmehr haben wir ein Beyspiel, daß ein Buchhändler in München damal die kaiserlichen Staatsschriften unterdrücken wollte, aber auch deswegen eingesperret wurde. A. d. H.

**) Ebendaselbst. S. 370.

***) Nach Herrn Fischer war der Prinz Heinrich dem Ausbruch des Krieges sehr entgegen; allein Herzberg (der vielleicht seinem Herrn die lange Weile vertreiben wollte) bestand darauf. S. 373.

Im Julius 1778 brach das Kriegsfeuer aus. Der König drang in dieſem Monat in Böhmen ein, und war alſo auch diesmal der angreifende Theil. Der Kaiſer war am rechten Ufer der Elbe bei Kuklus zwiſchen Jaromirs und Königshof gelagert; ſeine Abſicht war, die Elbe zu decken, und den Uebergang zu verwehren. Beide Armeen waren nur eine Stunde von einander: es gab alſo öfters kleine Scharmützel mit ungleichem Glücke. Am 13ten ließ der König mit 6000 Mann des Nachts die Verſchanzungen bei Pinz an der Metau angreifen; wurde aber mit *) Verluſt zurückgeſchlagen.

Indeſſen ward Loudon an der Spitze von **) 100,000 Mann dem Prinz Heinrich entgegen geſchickt. Man glaubte, dieſer würde in die Oberpfalz oder Baiern, einrücken, fand ſich aber betrogen. Heinrich führte ſeine Armee in Sachſen, wo er ſie mit 22000 Mann ſächſiſcher Truppen verſtärkte.

Am 14ten Juli griff Wurmſer die preußiſchen Vorpoſten bei Nachod an; aber ohne Erfolg. Dieſer Vorfall veranlaßte den König, die Stellung ſeines Lagers zu verändern. Er hoffte, daß er den Kaiſer da-

*) Fiſcher, 2ter Theil. S. 391.

**) Ich gebe dieſe Summe nach den preußiſchen Geſchichtſchreibern an, und laß es einem jeden über, davon nach Belieben abzuſchneiden. A. d. H.

dadurch zwingen würde, ein gleiches zu thun; allein dieſer verſchanzte ſich nur immer mehr, und gab dar durch dem ſchlachtgierigen König eine gute Doſis *) niederſchlagenden Pulvers.

Als Friedrich ſich in ſeiner Hofnung getäuſcht ſah, befahl er dem Prinz Heinrich ebenfalls mit ſeiner Armee in Böhmen einzudringen. Er ſollte ſich durch die Lauſitz ziehen, und ſich ſo viel möglich der Armee des Königs und dem öſterreichiſchen linken Flügel nähern. Heinrich führte dieſen Plan aus, und Loudon, der ſich in keine Schlacht einlaſſen wollte (vielleicht auch nicht konnte) zog ſich dieſer in Böhmen zurück. Er poſtirte ſich hinter der Iſer, und dehnte ſeinen rechten Flügel gegen Turnau aus. Seine Stellung war ſo meiſterlich, daß ihn Heinrich eben ſo wenig angreifen konnte, als Friedrich den Kaiſer.

Da Friedrich alle ſeine Projeke vereitelt ſah, und durch die Ausreiſſer ſehr vielen Schaden erlitt **), verließ er ſeine Stellung, und zog ſich, um die Vereinigung mit ſeinem Bruder zu erleichtern, gegen den Urſprung der Elbe hinauf.

*) Vielleicht ſagte Friedrich aus dieſer Urſache, daß Kaiſer Joſeph in dieſem Feldzug ſein Medikus war.

A. d. H.

**) Fiſcher, 2ter Theil S. 40. Man will für gewis wiſſen, daß dem König in dieſem Feldzug bei 40,000 Mann davon liefen.

Die Kaiſerlichen machten am rechten Ufer der Elbe die nämlichen Bewegungen, welche die Preuſſen am linken machten, und lagerten ſich bey Arnau den Preuſſen gegen über, wo ſie ſich abermal verſchanzten.

Er verſuchte nun zwiſchen Arnau und Hohenelbe über die Elbe zu ſetzen: allein die Wachſamkeit und Sorgfalt der Oeſterreicher vereitelten dieſes Vorhaben. — Er verſuchte es weiter davon; aber eben ſo vergebens. Endlich verdroß es ihn, ſich länger in dieſer unwegbaren Gegend *) abzumatten: er faßte daher den Entſchluß, ſich zurück zu ziehen, und für den kommenden Feldzug vom Glücke freundlichere Blicke zu erwarten.

Heinrich harrte von ſeiner Seite immer auf einen günſtigen Augenblick, die ſo ſehnlich gewünſchte Vereinigung zu bewirken; aber er harrte eben ſo **) vergebens darauf, als ſein Bruder der König.

Er ſuchte Loudon aus ſeinen Verſchanzungen zu locken, um ihm eine Schlacht zu liefern. Kein Mittel ſchien ihm ſicherer dazu, als wenn er ſich anſtellte, nach Prag zu gehen. Am letzen Auguſt fiengen Platen und Möllendorf wirklich an, ſich dieſer Stadt zu nähern. Die Einwohner geriethen in Furcht und Schrecken; allein Loudon ließ die Preuſſen ruhig hinziehen, und blieb in ſeinen Verſchanzungen. Der klu-

ge

*) Vie de Fréd. Tom. III. pag. 208.

**) Ebendaſelbſt.

Friedrich ſpielte den Großmüthigen, weil er ihn ſpielen mußte: er verlangte keine *) Entſchädigung, obſchon ihn dieſer Krieg 13 Millionen koſtete, und ihm der 5te Theil ſeiner Soldaten davon geloffen war.

Dafür machte er ſich im Paradeis, das von Thieren **) bewohnt iſt, einen großen Namen, und ließ deswegen auch von Alexander Trippel in Rom ein allegoriſches ***) Denkmal von Gipsmarmor machen, das er dem Grafen von Hertzberg ſchenkte.

Dies war das Ende eines Feldzuges, der, wie der unpartheiſche ****) Kriegskenner Loyd ſich ausdrückt, für den Kaiſer *****) eben ſo rühmlich, als für die Preuſſen ſo unrühmlich ausfiel.

Friedrich verlor einige Lorbeere aus ſeiner Heldenkrone, die ſich Laſcy und Loudon in die ihrige flochten.

---

*) Vie de Fréd. Tom. III. p. 213.

**) Dieſe ſchmeichelhafte Benennung legte Friedrich in ſeinen hinterlaſſenen Schriften dem Bayerlande bei. A. d. H.

***) Fiſcher, S. 417.

****) Loyd's Abhandlung über die allgemeine Grundſätze der Kriegskunſt. S. 144.

*****) Friedrich nannte den römiſchen Kaiſer immer *caput orbem* ſtatt caput orbis, und doch wollte er für einen Kenner der lateiniſchen Sprache angeſehen ſeyn.

So

König Friedrich, sagt Herr Fischer *) hatte im siebenjährigen Kriege die mächtigen Wirkungen der Vaterlandsliebe und des Staatseifers erfahren; aber in diesem Herbstkrieg eine sichtbare Abnahme dieser Tugenden wahrgenommen. Das heißt ungefähr: Friedrich fühlte, daß sich seine Soldaten nicht mehr so willig zur Schlachtbank führen liessen, und ihm, wo nur immer das Loch offen war, zu Duzenden davon liefen.

Um seinen Unterthanen also wieder die vorigen Tugenden einzuflößen, schrieb er die Briefe über die Vaterlandsliebe, und sein Justitzminister von Zedlitz, sekondirte ihn mit einer Abhandlung über den Patriotismus.

Herr Fischer **) ist indessen der Meinung, daß Vaterlandsliebe nur durch einen guten Schulunterricht zu befördern wäre — schiebt aber zugleich die Schuld des erkalteten Patriotismus auf die Afterphilosophen, die sich für Weltbürger ausgeben.

Ich

So sagte er auch: *de gustibus non est disputandus, beatus pauperes spiritus, compille intrare*, und wann er einen Brief zu verbrennen befahl, geschah es mit den Worten: *in ignis infernalis conforabitur*. Büsching S. 33.

*) 2ter Theil. S. 419.

**) 2ter Theil. S. 420.

Ich für meinen Theil, finde den ganzen Gedanken komisch, von einer Truppe, die Friedrich größtentheils mit Gewalt zusammenfangen, und wie die Hunde zerprügeln ließ, Vaterlandsliebe zu fordern.

Doch auch vom Bürger konnte sich Friedrich bei seinem Benehmen wenig Patriotismus versprechen. Er beschränkte ihre Gewerbe, ließ sie durch seine französische Regie plündern, wucherte selbst mit gebranntem Kaffee, und hielt Spionen, die auf ihre Handlungen lauerten.

„Es war eine große Unannehmlichkeit für die Ein„wohner von Berlin, sagt unser französische Autor *), daß sich der König so viel Spionen hielt, die ihm mittel- oder unmittelbar von allem, was in Privathäusern vorging, Nachricht gaben. Das hatte auf des „Königs Betragen gegen gewisse Leute, und auf die „Meinung, die er von ihnen faßte, einen Einfluß. „Einst wurd ihm hinterbracht, daß bei einem seiner „geheimen Räthe großes Soupee war, und daß man „dabei wacker Rheinwein trank. Einige Tage darauf „ließ er diesen geheimen Rath nebst andern Ministern „zu sich laden, aber nur gemeinen Wein aufsetzen. „Meine Herren, sagte er, ich bin nicht reich genug, „um Sie mit kostbaren Weinen zu bedienen, da „müssen Sie zu meinen geheimen Räthen gehen.“ Unter diesen Spionen befand sich ein Mitglied der

Ver-

*) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 245.

König Friedrich, ſagt Herr Fiſcher *) hatte im ſiebenjährigen Kriege die mächtigen Wirkungen der Vaterlandsliebe und des Staatseifers erfahren; aber in dieſem Herbſtkrieg eine ſichtbare Abnahme dieſer Tugenden wahrgenommen. Das heißt ungefähr: Friedrich fühlte, daß ſich ſeine Soldaten nicht mehr ſo willig zur Schlachtbank führen lieſſen, und ihm, wo nur immer das Loch offen war, zu Duzenden davon liefen.

Um ſeinen Unterthanen alſo wieder die vorigen Tugenden einzuflößen, ſchrieb er die Briefe über die Vaterlandsliebe, und ſein Juſtizminiſter von Zedlitz ſekondirte ihn mit einer Abhandlung über den Patriotismus.

Herr Fiſcher **) iſt indeſſen der Meinung, daß Vaterlandsliebe nur durch einen guten Schulunterricht zu befördern wäre — ſchiebt aber zugleich die Schuld des erkalteten Patriotismus auf die Afterphiloſophen, die ſich für Weltbürger ausgeben.

Ich

So ſagte er auch: *de guſtibus non eſt diſputandus*, *beatus pauperes ſpiritus*, *compille intrare*, und wann er einen Brief zu verbrennen befahl, geſchah es mit den Worten: *in ignis infernalis conſorabitur*. Böſching S. 33.

* 2ter Theil. S. 419.

**) 2ter Theil. S. 420.

Herr Fiſcher ſagt, daß Friedrich über dieſen Vorfall ſelbſt das Protokoll führte, worinn nach ſeiner Meinung, ſchätzbare Denkmäler ſeiner Gerechtigkeitsliebe, und ſeiner landesväterlichen Zärtlichkeit enthalten ſind. „Die Juſtizkollegien, heißt es darinn *) müſſen wiſſen, daß der geringſte Bauer, und ſelbſt der Bettler eben ſowohl ein Menſch, wie Seine Majeſtät der König ſind, und ihnen alles Recht wiederfahren muß. Alle Leute ſind einander vor der Juſtiz gleich, der Bauer dem Prinzen, und der Prinz dem Bauer, wenn ſie gegen einander zu klagen haben. Es muß bei ſolchen Gelegenheiten ohne Anſehen der Perſon nach Gerechtigkeit verfahren werden. Ein Juſtizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, iſt gefährlicher und ſchlimmer als eine Diebsbande; denn vor der kann man ſich hüten; aber vor Schelmen, die ſich in den Mantel der Juſtiz verhüllen, um ihre böſe Leidenſchaften zu befriedigen, vor dieſen kann ſich kein Menſch hüten. — — —"

Das ſind lauter vortrefliche Sätze; aber was nützen ſie, wenn der Monarch die Heiligkeit der Geſetze nicht über ſich ſelbſt **) erhebt; wenn er durch einen Machtſpruch das Urtheil ſeiner Stellen umſtürzt, und

*) Il est étonnant, qu' ayant cette façon de penser, il n' ait pas travaillé à donner à ses loix ce caractére sacré, qui les met au dessus du Souverain même.

Vie de Fred. Tom. 4. pag. 281.

**) Ebendaſelbſt.

Berlinerakademie *) das ſich öfters durch eine geheime Treppe bei Nacht in das Kabinet des Königs ſchlich. Sein Spion-Departement war das königl. Haus. Er ſteckte dem König alles was vorgegangen und nicht vorgegangen war. Als er den König nahe am Grabe ſah, bat er um ſeine Entlaſſung, und erhielt ſie. Bei ſeiner Abreiſe that er noch groß mit dem Handwerk, das er bei Friedrich trieb. — —

Friedrichs Mistrauen nahm mit dem Alter zu, und er hielt alle Leute **) für Schurken — Er pflegte in ſeiner Jugend öfters zu ſagen: daß ein alter König ***) faſt immer ein Tyran werde.

Ein Salomo von Norden ****) kann unmöglich ein Tyran ſein, aber es ſcheint, daß ihn ein Theil ſeiner

*) Vie de Fred. Tom. IV. pag. 391.

**) Il croyait à la fin de sa vie, que tous les hommes étoient des fripons.
Vie de Fred. Tom. 4. pag. 390.

***) Il avoit dit souvent lui-même dans sa jeunesse, qu' un vieux roi devient presque toujours un tyran. Vie de Fred. Tom. 4. p. 281.

****) Ein Engeländer ſprach einſt mit dem König über die Fehler des Parlaments. Friedrich beklagte, daß in Engeland das königl. Anſehen ſo wenig Gewicht hätte. wenn ich König von Engeland wäre, ſagte er, — Sire, fiel ihm der Engeländer ein, Sie würden es nicht 24. Stunden ſeyn.
Vie de Fred. Tom. 4. p. 365.

Herr Fischer sagt, daß Friedrich über diesen Vorfall selbst das Protokoll führte, worinn nach seiner Meinung, schätzbare Denkmäler seiner Gerechtigkeitsliebe, und seiner landesväterlichen Zärtlichkeit enthalten sind. „Die Justizkollegien, heißt es darinn *) müssen wissen, daß der geringste Bauer, und selbst der Bettler eben sowohl ein Mensch, wie Seine Majestät der König sind, und ihnen alles Recht wiederfahren muß. Alle Leute sind einander vor der Justiz gleich, der Bauer dem Prinzen, und der Prinz dem Bauer, wenn sie gegen einander zu klagen haben. Es muß bei solchen Gelegenheiten ohne Ansehen der Person nach Gerechtigkeit verfahren werden. Ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als eine Diebsbande; denn vor der kann man sich hüten; aber vor Schelmen, die sich in den Mantel der Justiz verhüllen, um ihre böse Leidenschaften zu befriedigen, vor diesen kann sich kein Mensch hüten. — — —"

Das sind lauter vortrefliche Sätze; aber was nützen sie, wenn der Monarch die Heiligkeit der Gesetze nicht über sich selbst **) erhebt; wenn er durch einen Machtspruch das Urtheil seiner Stellen umstürzt, und

*) Il est étonnant, qu' ayant cette façon de penser, il n' ait pas travaillé à donner à ses loix ce caractére sacré, qui les met au dessus du Souverain même.

Vie de Fred. Tom. 4. pag. 281.

**) Ebendaselbst.

nen jeder zwei Parteien anhört. Hier steht ein Weib mit ihrem Mann, die sich besonders zanken; neben ihnen wird ein Jud über Betrügerei und Wucher angeklagt; weiterhin giebt ein Mädchen ihren Verführer an; gerade darneben klagt ein Edelmann über seine Bauern, oder ein Bauer wider seinen Edelmann. Hier redet man vom Ehbruch, Beschimpfung, oder Schlägereien, dort von Getreide, Haber und Heu, hier von Zinsen zu 5. 9 und 12 vom hundert, dort vom Unterhalt für ein unehliches Kind. Alle diese Stimmen machen ein so wunderliches Gemurmel aus, daß der geübteste Richter seine Aufmerksamkeit nicht beysamm halten kann. Setze man noch hinzu, daß ein junger Rath, der einen Handel von Wichtigkeit vor sich hat, leicht zerstreuet werde, wenn gerade neben ihm ein Ehmann das Unrecht seiner untreuen Gemahlin zergliedert. Oft hört er kaum die Hälfte von dem, was seine Parteien sagen, indessen er von den Reden seiner Nachbaren keine Silbe verliert. — — — —"

Das Gemälde ist für Preussen nicht sehr schmeichelhaft, und scheint eher aus der Barbarei als aus der Hauptstadt Friedrichs des Einzigen entlehnt zu sein.

Indessen muß man doch gestehen, daß Friedrich sein Justizwesen im Ernst verbessern wollte; nur fehl-

te es dem Salomo aus Norden, am rechten Talent zum weiſen Geſezgeber.

Da es nun nichts mehr zu erobern, zu theilen oder zu ſchiedsrichtern gab, ſo wollte Friedrich auf eine andere Art die Welt von ſich reden machen. Er ſchrieb eine Abhandlung über die deutſche Litteratur.

Herr Fiſcher geſteht zwar ſelbſt, daß Friedrich mit unſrer ſchönen Litteratur wenig bekannt, und in der Kenntniß ihrer Fortſchritte um dreißig Jahre *) zurük war: auch Graf Herzberg hätt' es lieber geſehen, wenn der König einen andern Gegenſtand für ſeine Autorfeder wählte: aber die Abhandlung ward einmal geſchrieben, und ſogar von deutſchen Rezenſenten gelobt.

Jeruſalem und Tralles nahmen ſich um die Ehre der von Friedrich gebrandmarkten deutſchen Litteratur an. Es war überflüßig: die kluge Welt lachte ohnehin über Friedrichs Abhandlung. Man verzieh ſie dem König, weil man ſie für eine Schwachheit des Alters hielt.

In dem nämlichen Augenblik als Friedrich um neue Lorbeern zu ſeiner Autorkrone kämpfte, gewann

*) Fiſcher, 2ter Theil, S. 439.

land die Rolle übernommen, die vormals Frankreich ſpielte. Thereſie wollte Frieden, denn ſie war alt, und ſah die Köpfe ihrer Unterthanen für keine *) Spielmarken an, dem Künig war auch damit gedient; denn er ſah wohl, daß ſich im Jahr 1778 nicht mehr ſo leicht nach Prag marſchiren ließ, als 1741 und 1757; und Joſeph mußte ſich ihm gefallen laſſen, weil im die Hände **) gebunden waren.

Es wurde unter Vermittlung Rußlands und Frankreichs zu Teſchen ein Kongreß niedergeſetzt, und am 13 Mai 1779 der Friede unterzeichnet.

Oeſterreich erhielt den Theil von Baiern, der zwiſchen der Donau, der Salz und dem Inn liegt; nach Friedrichs Abſicht hätte es nicht ein Hinterhaus bekommen ſollen — — Sachſen bekam vom pfälziſchen Hofe 6 Millionen Gulden.

Fried-

*) Wenn wir Fürſten um Länder ſpielen, ſagt Friedrich in ſeinen Schriften, ſo ſind die Unterthanen die Spielmarken.

**) Thereſie wollte durchaus Frieden haben. Joſeph, der jung und ehrgeizig, und den das Glük ſchon im erſten Feldzug anlächelte, wollte den Krieg fortſetzen. L'empereur, heißt es im 5ten Band von Friedr. Schriften S. 249, instruit de la negotiation de Sr. Thugut en fut furieux: il écrivit à ſa mere, que ſi elle vouloit faire la paix, il ne retourneroit jamais à Vienne, et s'etabliroit à Aix-la-chapelle — u. ſ. w.

Friedrich ſpielte den Großmüthigen, weil er ihn ſpielen mußte: er verlangte keine *) Entſchädigung, obſchon ihn dieſer Krieg 13 Millionen koſtete, und ihm der 5te Theil ſeiner Soldaten davon geloſſen war.

Dafür machte er ſich im Paradeis, das von Thieren **) bewohnt iſt, einen großen Namen, und ließ deswegen auch von Alexander Trippel in Rom ein allegoriſches ***) Denkmal von Gipsmarmor machen, das er dem Grafen von Herzberg ſchenkte.

Dies war das Ende eines Feldzuges, der, wie der unpartheiſche ****) Kriegskenner Loyd ſich ausdrückt, für den Kaiſer *****) eben ſo rühmlich, als für die Preuſſen ſo unrühmlich ausfiel.

Friedrich verlor einige Lorbeere aus ſeiner Heldenkrone, die ſich Laſcy und Loudon in die ihrige flochten.

---

*) Vie de Fréd. Tom. III. p. 213.

**) Dieſe ſchmeichelhafte Benennung legte Friedrich in ſeinen hinterlaſſenen Schriften dem Bayerlande bei.
A. d. H.

***) Fiſcher, S. 417.

****) Loyd's Abhandlung über die allgemeine Grundſätze der Kriegskunſt. S. 144.

*****) Friedrich nannte den römiſchen Kaiſer immer *caput orbem* ſtatt caput orbis, und doch wollte er für einen Kenner der lateiniſchen Sprache angeſehen ſeyn.

König Friedrich, ſagt Herr Fiſcher *) hatte im ſiebenjährigen Kriege die mächtigen Wirkungen der Vaterlandsliebe und des Staatseifers erfahren; aber in dieſem Herbſtkrieg eine ſichtbare Abnahme dieſer Tugenden wahrgenommen. Das heißt ungefähr: Friedrich fühlte, daß ſich ſeine Soldaten nicht mehr ſo willig zur Schlachtbank führen lieſſen, und ihm, wo nur immer das Loch offen war, zu Duzenden davon liefen.

Um ſeinen Unterthanen alſo wieder die vorigen Tugenden einzuflößen, ſchrieb er die Briefe über die Vaterlandsliebe, und ſein Juſtizminiſter von Zedlitz, ſekondirte ihn mit einer Abhandlung über den Patriotismus.

Herr Fiſcher **) iſt indeſſen der Meinung, daß Vaterlandsliebe nur durch einen guten Schulunterricht zu befördern wäre — ſchiebt aber zugleich die Schuld des erkalteten Patriotismus auf die Afterphiloſophen, die ſich für Weltbürger ausgeben.

Ich

So ſagte er auch: *de guſtibus non eſt diſputandus, beatus pauperes ſpiritus, compille intrare*, und wann er einen Brief zu verbrennen befahl, geſchah es mit den Worten: *in ignis infernalis conſorabitur.* Böſching S. 33.

* 2ter Theil. S. 419.

**) 2ter Theil. S. 420.

eußischen Einschränkung befreien. Herr St.
ihnen vor, daß sie den Preussen durch
Fahrt auf der Weichsel nehmen, und
erkenntniß zu dem ausschliessenden
len und Preussen erschleichen woll-
h brauchte einige Repressalien, die er
Vorstellung der rußischen Kaiserin wieder

Im Jahr 1784 kam der erste Theil des neuen Gesezbuches heraus, das der preußischen Justizpflege etwas besser auf die Beine half. „Die Philoso„phen, sagt Herr Fischer *) bei dieser Gelegenheit, „betrachten den Menschen nicht, wie er wirklich ist, „sondern wie er seyn soll. Das giebt bösartigen „Schlauköpfen Gelegenheit zu unendlichen Mis„bräuchen. Es ist Schade, daß man heutzutage „die Politik, welche die Königin aller Wissenschaf„ten seyn solle, und gegenwärtig zur Magd der „Oekonomie herabgewürdiget wurde, so sehr ver„kennt. Sie kehrt, wie man die Menschen nach „ihrer verkehrten Natur behandeln, und verhindern „muß, daß ihre böse Leidenschaften und ihre Arg„list für die Rechtschaffenen nicht allzuschädlich wer„den."

Das ist wieder sehr vernünftig gesprochen; aber war nicht Friedrich einer der Ersten, der die Politik zur Magd der Oekonomie machte? Hier giebt

*) 2ter Theil, S. 45.

Horden, und verliere Deine kostbare *) Zeit nicht mit Versuchen!

So sehr Friedrich darüber hielt, daß nur adeliche zu Offizierstellen gelangten, so liebte er doch nicht Prinzen und Grafen bei der Armee zu haben. —

So duldete er auch keine Italiener im Dienste. Als ihm ein Regimentsinhaber einige italienische Edelleute vorschlug, antwortete er ihnen: Ich bin den Italienern sehr gut, und beweis dies aus dem grossen Gehalt, den ich meinen Operisten gebe; allein bei meiner Armee würde ich die Weichlichkeit, den Unmuth und die Zaghaftigkeit befürchten, die man ihnen vorwirft — — Das hieß wieder einer ganzen Nation Unrecht thun: denn Italien hat mehr als einen braven Feldherrn und viele tapfere Offiziere aufzuweisen.

Im Jahr 1783 erschienen wieder neue Ausgaben von den Schriften des Philosophen von Sanssouci, die nach Herrn Fischer noch sehr unvollkommen waren. Um diese Zeit schrieb auch Friedrich die Denkwürdigkeiten des Krieges 1778, der nach Loyds Ausspruch für Preussen so unrühmlich ausgefallen war.

Die Danziger machten dem König Verdruß. Sie wollten die Zeitumstände benützen, und sich von aller

*) Vie de Fred. Tom. IV. pag. 314.

aller preußischen Einschränkung befreien. Herr Fischer wirft ihnen vor, daß sie den Preussen durch ihr Gebiet die Fahrt auf der Weichsel nehmen, und ein feierliches Anerkenntniß zu dem ausschliessenden Handel von Polen und Preussen erschleichen wollten. Friedrich brauchte einige Repressalien, die er aber auf Vorstellung der rußischen Kaiserin wieder aufhob.

Im Jahr 1784 kam der erste Theil des neuen Gesezbuches heraus, das der preußischen Justizpflege etwas besser auf die Beine half. „Die Philoso„phen, sagt Herr Fischer *) bei dieser Gelegenheit, „betrachten den Menschen nicht, wie er wirklich ist, „sondern wie er seyn soll. Das giebt bösartigen „Schlauköpfen Gelegenheit zu unendlichen Mis„bräuchen. Es ist Schade, daß man heutzutage „die Politik, welche die Königin aller Wissenschaften seyn solle, und gegenwärtig zur Magd der „Oekonomie herabgewürdiget wurde, so sehr ver„kennt. Sie lehrt, wie man die Menschen nach „ihrer verkehrten Natur behandeln, und verhindern „muß, daß ihre böse Leidenschaften und ihre Arg„list für die Rechtschaffenen nicht allzuschädlich wer„den.“

Das ist wieder sehr vernünftig gesprochen; aber war nicht Friedrich einer der Ersten, der die Politik zur Magd der Oekonomie machte? Hier giebt

*) 2ter Theil, S. 45.

mir gleich Herr *) Fiſcher ſelbſt einen Beweis an die Hand. Ich will, da ſie viel zu wichtig ſind, ſeine eigene Worte herſezen.

„Beim Geſandtſchaftsweſen, heißt es, ſcheint „der König nicht viel Glük gehabt zu haben. Er „verwendete nicht viel darauf, weil das Geld auß „ſer Land ging. Allein da er auch die, welche „ihr eigen Vermögen dabei zugeſezt hatten, nicht „durch höhere Bedienungen belohnte, ſo geſchah es, „daß ſich am Ende wenige zur Verſehung dieſer „Stellen gebrauchen laſſen wollten, und man war „genöthiget, Ausländer zu nehmen, oder ſolche Per„ſonen dabei zu laſſen, die ihre Glüksumſtände durch „auswärtige Verheurathungen verbeſſert hatten. Ue„berhaupt findet man bei dem jungen preußiſchen „Adel eine allgemeine Abneigung, ſich von Staats„ſachen zu unterrichten, und in den Staatswiſſen„ſchaften zu üben.“

Sicher hatte der junge preußiſche Adel Friedrichs Wahlſpruch im Kopf: man adelt ſich nur durch den Degen.

Die ſizende Lebensart, die Friedrich beſtändig fortführte, zog ihm nicht nur das gelehrte Uebel die Hipochondrie zu, ſondern machte ihn auch immer mehr

*) 2ter Theil, S. 454.

„ze Koſtbare, aufhörte, und vielleicht anderswo be„neidete Anſtalten zum Unzuchttreiben errichtete man „für alte, fette und wohlgenährte Damen von groſ„ſer Aufklärung. Berliniſche Prediger (die erſten „und vorzüglichſten Prediger von Europa) wurden „auf Weinſchenken ausgelacht, weil ſie noch in der „Dämmerung lebten, das iſt, weil ſie noch an die „Religion Jeſu glaubten — — — — —

— — — — — — — — — —

„aber nirgens ging die Aufklärung, vermuthlich in „Hofnung zum Avancement, ſo weit, wie in Poz„dam. Da waren die deiſtiſchen Grundſätze ſo all„gemein, und die Aufklärung ſo groß, daß in Poz„dam allein, wie mir Offiziere aus der Suite des „Königs verſichert haben, in den lezten zehn Jah„ren drei hundert Menſchen ſich ſelbſt ermordeten.“

In einer andern nach Friedrichs Tode erſchienenen *) Schrift werden die Berlinerſitten mit noch ſtärkeren Farben geſchildert.

Der Dichter läßt den König am Höllenfluß erſcheinen, und mit dem alten Schiffer Charon ein Geſpräch führen — Ich will nur einige Stellen daraus abſchreiben **).

Charon. Und du glaubſt den Fanatismus wirklich aus deinen Ländern vertrieben zu haben?

Der

*) König Friedrich am Höllenfluß, eine Scene aus der Unterwelt. Danzig, 1786.

**) Ebendaſelbſt. S. 18.

„zur zügellosesten Freiheit. Aufklärung ward in „Berlin, was jüngst Patriotismus in Holland. „Die Aufgeklärten Männer streubten sich gegen al„len Geistezwang; die aufgeklärten Weiber gegen „allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ih„rer Gattinen, liessen sie am hellen Morgen ein „paar Freudenmädchen ins Haus holen: eben so „unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille „Wein, oder für einen Groschen Schnupftobak holt. „Die Weiber krönten dann ihre Männer nicht et„wan nur aus Lust zur Sache, sondern aus lauter „Freude und Enthusiasmus über das Licht der all„gemeinen Berlinischen Aufklärung. Viele sonst üb„rigens sehr ehrbare und sehr gutherzige Damen mach„ten ihre Männer zu Hahnreyen, weil sie Deisti„nen *), das ist, Damen von grosser Aufklärung „waren. Ehescheidungen **) und Weibertausch wur„den eben so gewöhnlich in Berlin, als in den ver„dorbensten Zeiten des alten Roms. Die aufgeklärtesten „Weltleute erlaubten sich zuweilen die schändlichste Tän-

ze.

*) Sicher versteht Herr Zimmermann nur falsche Deistinen darunter; denn warum soll sich reiner Deismus nicht mit Sittlichkeit vertragen?

A. d. H.

**) Es war erst im Jahr 1786, wo Friedrich die Schädlichkeit seiner Afteraufklärung einzusehen anfieng, und die Ehescheidungen einzuschränken oder zu erschweren suchte.

Fischer, 2ter Th. S. 444.

„ze. Kostbare, unerhörte, und vielleicht anderswo be„neidete Anstalten zum Unzuchttreiben errichtete man „für alte, fette und wohlgenährte Damen von gros„ser Aufklärung. Berlinische Prediger (die ersten „und vorzüglichsten Prediger von Europa) wurden „auf Weinschenken ausgelacht, weil sie noch in der „Dämmerung lebten, das ist, weil sie noch an die „Religion Jesu glaubten — — — — —
— — — — — — — — — —
„aber nirgens ging die Aufklärung, vermuthlich in „Hofnung zum Avancement, so weit, wie in Poz„dam. Da waren die deistischen Grundsätze so all„gemein, und die Aufklärung so groß, daß in Poz„dam allein, wie mir Offiziere aus der Suite des „Königs versichert haben, in den lezten zehn Jah„ren drei hundert Menschen sich selbst ermordeten."

In einer andern nach Friedrichs Tode erschienenen *) Schrift werden die Berlinersitten mit noch stärkeren Farben geschildert.

Der Dichter läßt den König am Höllenfluß erscheinen, und mit dem alten Schiffer Charon ein Gespräch führen — Ich will nur einige Stellen daraus abschreiben **).

Charon. Und du glaubst den Fanatismus wirklich aus deinen Ländern vertrieben zu haben?

Der

*) König Friedrich am Höllenfluß, eine Szene aus der Unterwelt. Danzig, 1786.

**) Ebendaselbst. S. 18.

Der König. Ich glaub es nicht blos — ich bi
dessen überzeugt. Einige Pfaffen möchten ihm wol
im Stillen noch anhangen; aber auch von diese
nahmen die meisten meine Grundsäze an.

Charon. Die Welt nannte dich den König de
Philosophen, und du konntest so was im Ern
glauben. Nimm mirs nicht übel; aber ich hätte di
mehr Menschenkenntnis zugetraut.

Der König. (bei Seite.) der Raker wird im
mer gröber.

Charon. Du magst noch so ein sauers Gesich
machen, so ist es doch einmal so. Warum glaub
du wohl, daß deine Brandenburger und Preusse
den Oesterreichern so gram waren, und es noch bi
diese Stunde sind?

Der König. Weil sie dieselben als Feinde de
Vaterlandes ansahen —

Charon. Fehlgeschossen, Herr König — Sie
hassen die Oesterreicher, weil sie Katholiken sind,
und dem Pabste huldigen. (Der König geräth in
tiefe Gedanken.)

Charon. Zweifelst du an meinen Worten, so
frage die Schatten, die dort schaarenweise herum
ziehen. Es giebt Preussen und Brandenburger die
Menge darunter — — Sie werden dirs sagen,
daß sie dir blos der Religion wegen so eifrig an
hiengen. Und du konntest glauben, den Fanatis-

mus

us aus einer Nation vertrieben zu haben, die ei
: andere der Religion wegen haſſen kann?

Der König. Du ſagſt mir da Dinge, die mich
en nicht in Erſtaunen ſetzen, und ich muß dir geſte
n, daß ich eben ſo etwas bemerkt habe, allein war
) nicht abermal ein Werk meiner Weisheit, ihren
eligionsfanatismus zu meinem Endzweck anzuwen
n?

Charon. Aufrichtig geredt, Herr König, kein
eiſterſtück war es eben nicht; denn wär dies dein
ntzweck geweſen, ſo hätteſt du ſelbſt etwas mehr
eligion haben oder wenigſtens zeigen ſollen. Aber
as geht das mich an! Ich wollte dir nur zeigen,
ß es um dein Reformationsweſen ziemlich lüftig
sſehe; und daß Aberglauben und Religionsſchwär
rei bei weitem nicht ſo ferne von deinen Ländern
id, als du dir einbildeſt.

Der König. Alſo auch mein Reformationsruhm
n! und doch erhoben mich meine Journaliſten und
irungsſchreiber deswegen bis an die Wolken. —

Charon. Ich hätte wohl noch etwas unter dem
ruſtfleck. Geſetzt auch, du hätteſt durch deine
ue Reforme dein Volk vom Religionsfanatismus
heilet, ſo haſt du doch ſtatt deſſen ein Uebel in dei
Staaten einſchleichen laſſen, das faſt eben ſo arg
: ich meine Zügelloſigkeit und Sittenverderbniß.
as waren deine Brandenburger noch unter deinem

dünstung und auch durch natürliche Diarhöen; es setzten sich aber immer mehr schleimichte und gallichte Unreinigkeiten im Körper an, und die Eingeweide im Unterleib wurden immer mehr verschleimt, verstopft, und geschwächt.

Er fand sich oft sehr schwach, und in solchen Augenblicken sagte er dann: **Ich bin ein abgelebter, alter Kerl, die Maschine will nicht mehr aushalten; der *) Teufel wird mich bald holen.**

Er scheute nichts mehr, als Schmerzen und ein unthätiges Alter, und wünschte sich, wie er öfters in seinem fehlerhaften Latein sagte: Stante pede morire **) (plötzlich zu sterben.)

Bis 1785 fand sich Friedrich noch so leidlich, nun aber überfielen ihn häufige Koliken und Durchfälle, und doch reisete er nach Schlesien zur Musterung der Truppen ab.

Am 24ten August regnete es so heftig; daß der König bis auf die Haut naß wurde, und ihm das Wasser zum Stiefel herauslief. Bei seiner Rückkunft in Potsdam fand sich schon das Fieber ein. Er konnte diesmal zur herrlichen Freude ***) seiner Offiziere,

*) Büsching über Friedr. Charakt. S. 272.

**) Ebendaselbst. Ohne Zweifel hatte er dieses Sprichwort nach des alten Kaisers Vespasianus Ausdruk gemodelt, der nach Suetonius Bericht sterbend gesagt hat: *Imperatorem stantem mori oportere.*

***) Friedrich hatte ein kurzes Gesicht, und so geschah es

ziere, den Kriegsübungen nicht beiwohnen; denn es überfiel ihn am 18ten Septemb. da er schon zu Bette lag, ein Steckfluß, wovon ihn noch ein Brechmittel rettete, und am folgenden Tag kam sein alter Gast, das Podagra.

Von dieser Zeit an dauerte seine Krankheit bald gelinder, bald heftiger fort. Doch versah er noch immer seine Kabinetsgeschäfte, und vertrieb sich die Zeit damit, daß er sich seine kostbaren Dosen, seine geschliffene und rothe Chrysopase, seine Bankonoten, und sein Portefeuille geben und *) vorzeigen ließ.

Er war ein Feind von allen Aerzten, und hieß sie Charlatane, obschon er selbst den Leuten allerhand Arzneien verschrieb, und sogar Voltären **) Pillen schick-

es dann, daß er öfters einen General herabmachte, dessen Regiment im vortreflichen Stand war; indessen andere, die sich wirkliche Nachlässigkeiten zur Last kommen lieſſen, ohne Verweis durchkamen. Einst sagte er zu einem General, der das Spiel liebte: **Sein Regiment ist nicht aligniert; so gehts, wenn man seine Zeit mit Spielen hinbringt.** Alsogleich schrie dieser General, **Halt! Sire**, sagte er dann, **hier ist nicht vom Spielen die Rede; aber haben Sie die Güte zu sehen, ob mein Regiment nicht aligniert ist** — Der König schaut, und geht weiter. Vie de Fréd. Tom. III. & IV. pag. 329 & 373.

*) Friedr. Karakt. von Büsching. S. 274.

**) Vie de Fred. Tom. IV. pag. 68.

te. Nun aber wurde der ganze Winter und das Frühjahr mit Medizinirn zugebracht.

Im Februar 1786 ſchwollen beide Füſſe ſtark an, und es zeigten ſich Vorbothen der Bruſtwaſſerſucht — Nun ſagte er zwar zuweilen ſelbſt, wenn er ein neues Arzneimittel einnahm: es hilft doch nichts, oder es hilft doch nichts mehr; in der That aber zeigte ſich die Liebe und Hofnung zum längern Leben *) ſo gut und ſtark bei ihm, als bei irgend einem andern Menſchen.

Er ſah ein, daß er der Waſſerſucht nicht entgehen würde, tröſtete ſich aber damit, daß ſein Vater **) längere Jahre damit herumgezogen. Steigt ſie im Leib, ſagte er, und hat der einen gewiſſen Umfang bekommen, ſo läßt man ihn punktiren. Ich kann immer noch Jahr und Tage leben.

Er

*) Herrn Büſchings eigene Worte. S. 273.

**) Herr von Zimmermann erzählt uns S. 155. eine luſtige Anekdote von dieſem König. Als Friedrich Wilhelm an der Waſſerſucht ſehr krank lag, ließ er ſich ſein Abendgebeth durch ſeinen Kammerdiener vorleſen — Am Ende des Gebeths ſtand ein Seegen; der Kammerdiener las: der Herr ſegne Sie. Es heißt nicht ſo, rief der König, indem er ihm, was ihm unter die Hände kam, zum Kopfe warf — Lies nochmal. Der Kammerdiener lieſt, und lieſt wieder: der Herr ſegne Sie — Der König ergrimmte, und ſchrie: es heißt: der Herr ſegne dich: du Hundsfot, der nicht weiß, daß ich im Himmel ſo gut ein Hundsfot bin wie du.

Er beſtellte auch neue koſtbare Doſen, und andere ſchöne Sachen; er befahl einen neuen Garten bei Sansſouci anzulegen, und dieſe Verfügungen zeigten, daß er das Ende ſeines Lebens *) noch weit hinausſetzte.

Indeſſen wurde ſein Uebel immer ärger. Er konnte nicht mehr liegen, ſondern mußte immer vorwärts gebeugt ſitzen, und litt ſchreckliche Schmerzen.

Wir haben ſchon gehört, daß er den Selbſtmord vertheidigte. Wenn er von Leuten hörte, die eine ſchmerzhafte und unheilbare Krankheit aushielten, ſo wundere er ſich darüber, daß ſie ihrer Qual kein Ende **) machten.

Friedrich litt nun heftige Schmerzen; aber er brachte ſich nicht um, und zeigte alſo abermal, daß er anders handelte als er ſprach und ſchrieb. —

Beinahe jede Woche kam den ganzen letzten Winter und Frühling durch eine Weiſſagung von Berlin nach Potsdam, die den Tag und die Stunde, da der Kö-

*) Vielleicht war auch etwas Politik dabei. So wie Friedrich wollte, daß ihn die Welt für gelehrter und klüger hielt, als er war, ſo wollte er auch, daß ſie ſeinen wahren Geſundheitszuſtand nicht erfahre. Er ſtellte ſich daher öfters krank, ohn es zu ſeyn, und wieder geſund, wenn er wirklich krank war. A. d. H.

**) Büſching S. 249.

nig *) ſterben würde, pünktlich beſtimmte — Es mußte vielen Leuten an ſeinem Tode gelegen geweſen ſein. Es gab auch Leute in Berlin, und ſogar aus höhern Ständen, die blaß um die **) Naſe wurden, wann ſie nur hörten, daß der König gut geſchlafen habe. Das geſchieht doch nicht leicht, wenn der kranke Fürſt ein weiſer ***) Regent und Landesvater war.

Der ſcharfſichtige Doktor und Profeſſor Selle hatte es dem König etwas zu deutlich merken laſſen, daß er ſeine Krankheit für unheilbar hielt. Friedrich ward darüber äuſſerſt aufgebracht, und gab ihm den Abſchied. Er ſchrieb darauf an den großbritaniſchen Leibarzt von Zimmermann, der den 20ten Juni 1786 in Potsdamm eintraf; aber ſchon nach 17 Tagen wieder abreiſete.

Friedrich der Weiſe wollte ein Mitel, das an der ****) Stelle half, und Zimmermann hatte kein ſolches Mittel.

Die

*) Zimmermanns Unterredungen mit Friedrich dem Zweiten S. 8.

**) Ebendaſelbſt. S. 231.

***) Mirabeau ſagt, daß ſich Friedrich zwar die Bewunderung der Menſchen, aber nie ihre Liebe erwarb, und Haller giebt im 3ten Buch ſeines Uſongs zu verſtehen, daß Friedrich das Laſter über die Tugend geſezt habe. A. d. H.

****) Zimmermann, S. 113.

„ze Koſtbare, aufhörte, und vielleicht anderswo be„neidete Anſtalten zum Unzuchttreiben errichtete, man „für alte, fette und wohlgenährte Damen von groſ„ſer Aufklärung. Berliniſche Prediger (die erſten „und vorzüglichſten Prediger von Europa) wurden „auf Weinſchenken ausgelacht, weil ſie noch in der „Dämmerung lebten, das iſt, weil ſie noch an die „Religion Jeſu glaubten — — — — —

— — — — — — — — — —

„aber nirgens ging die Aufklärung, vermuthlich in „Hofnung zum Avancement, ſo weit, wie in Poz„dam. Da waren die deiſtiſchen Grundſätze ſo all„gemein, und die Aufklärung ſo groß, daß in Poz„dam allein, wie mir Offiziere aus der Suite des „Königs verſichert haben, in den lezten zehn Jah„ren drei hundert Menſchen ſich ſelbſt ermordeten.“

In einer andern nach Friedrichs Tode erſchienenen *) Schrift werden die Berlinerſitten mit noch ſtärkeren Farben geſchildert.

Der Dichter läßt den König am Höllenfluß erſcheinen, und mit dem alten Schiffer Charon ein Geſpräch führen — Ich will nur einige Stellen daraus abſchreiben **).

Charon. Und du glaubſt den Fanatismus wirklich aus deinen Ländern vertrieben zu haben?

Der

*) König Friedrich am Höllenfluß, eine Scene aus der Unterwelt. Danzig, 1786.

**) Ebendaſelbſt. S. 18.

Der König. Ich glaub es nicht blos — i
deſſen überzeugt. Einige Pfaffen möchten ihm
im Stillen noch anhangen; aber auch von
nahmen die meiſten meine Grundſätze an.

Charon. Die Welt nannte dich den Köni
Philoſophen, und du konnteſt ſo was im
glauben. Nimm mirs nicht übel; aber ich hä
mehr Menſchenkenntnis zugetraut.

Der König. (bei Seite.) der Raker wir
mer gröber.

Charon. Du magſt noch ſo ein ſauers G
machen, ſo iſt es doch einmal ſo. Warum g
du wohl, daß deine Brandenbuerger und Pr
den Oeſterreichern ſo gram waren, und es no
dieſe Stunde ſind?

Der König. Weil ſie dieſelben als Feind
Vaterlandes anſahen —

Charon. Fehlgeſchoſſen, Herr König —
haſſen die Oeſterreicher, weil ſie Katholiken
und dem Pabſte huldigen. (Der König gerä
tiefe Gedanken.)

Charon. Zweifelſt du an meinen Worten
frage die Schatten, die dort ſchaarenweiſe h
ziehen. Es giebt Preuſſen und Brandenburg
Menge darunter — — Sie werden dirs ſ
daß ſie dir blos der Religion wegen ſo eifri
hiengen. Und du konnteſt glauben, den Fa

Die Unterredungen dieſes Arztes mit dem König ſtanden in allen Zeitungen, und ſind zu bekannt, als daß ich ſie meinen Leſern nochmal auftiſchen ſollte; aber merkwürdig ſind die Stellen, wo der Salomo von Norden von ſich ſelbſt ſagt: *) Ich bin nichts als ein altes Gerippe, das in die Schindergrube gehört — und dann die Unterredung, wo ihm Zimmermann mit Gewalt ſagen ſollte: daß die rußiſche Kaiſerin **) krank ſei.

Ich glaube, Friedrich hätte es gern geſehen, wenn alle Regenten des Erdbodens mit ihm zugleich geſtorben wären. — — —

Mit Anfang Juli äuſſerte ſich die Bauchwaſſerſucht. Er hatte im Schlaf häufige Zuckungen, wachte auch erſchrocken, ſtöhnend und ſchreiend auf: es iſt möglich, daß ihm die Hunderttauſende im Traum erſchienen, die er ſeinem Ehrgeiz aufgeopfert hatte.

Am 4ten Auguſt war das linke Schienbein roſenartig entzündet, und aus den Bläschen der Oberhaut floß eine ſehr übelriechende Feuchtigkeit. Seine Kräfte nahmen auch ſichtbarlich ab; aber Friedrich freute ſich über dieſen von der Natur bewirkten Ausfluß ***) und hofte beſſer zu werden; oder doch noch einige Zeit zu leben — Die Natur iſt wohlthätig bei der Auflöſung

*) Je ne suis plus qu'une vieille carcasse, bonne à être jetée sur la voirie.
ebendaſelbſt. S. 75.

**) Zimmermann, S. 64.

***) Büſching. S. 275.

ſung ihrer Weſen; ſelbſt gegen jene, die aus Ehrgeiz Hunderttauſende ihrer Werke zerſtört haben.

Der Appetit, den er immer zu unverdaulichen Speiſen hatte, war bis an das Ende ſein Begleiter; aber eben dieſe unverdaulichen Speiſen machten die beſte Kurart fruchtlos, und man könnte faſt von Friedrich dem Weiſen ſagen, daß er ſich nach dem Beiſpiel des römiſchen Kaiſers Septimius Severus ſelbſt zu todt gegeſſen habe.

Am 12ten Auguſt ſtellte ſich ein Fieber ein, welches ſeinen Kopf ſo einnahm, daß er die Todesgefahr *) nicht bemerkte. Am 14ten war er in beſtändigem Schlummer, bis ihn die Mittagsſtunde aufweckte, wo er etwas Suppe und Rindfleiſch zu ſich nahm — Abends aß er etwas von einer Seeſpinne; und ließ das übrige auf den folgenden Tag aufheben. Am 15ten aß er die zweite Hälfte der Seeſpinne, und unterſchrieb zum Letztenmal die Kabinetsbefehle; am 16 konnte er ſich nicht mehr an ſeine Regierungsſachen erinnern, und am 17ten früh ſtarb er ihm ſelbſt unvermuthet, an einem Steckfluß.

Ich

*) Lucheſini fragte Zimmermann, als er in Potsdam war, wie man allenfalls den König gegen die Abneigung vor dem Tod tröſten könnte? worauf Zimmermann antwortete: daß man ihn mit der Unſterblichkeit ſeines Namens tröſten, und ihm noch in ſeinen letzten Zügen laut zuſchreyen ſoll: Nie, nie, nie wird Preuſſens Adler fallen!

Zimmermanns Unterredungen. S. 249.

ſo ſollt ihr das Reformiren bleiben laſſen. Denn ich quarke euch, ſalva venia auf eure Wiſſenſchaften und Künſte, wenn ſie eure Sitten verderben, und euch Auszehrung, Gicht und Bruſtwaſſerſuchten zuziehen. —

Doch es iſt überflüßig, weiters die Meinungen der Schriftſteller anzuführen, da Friedrichs weiſer Nachfolger ſelbſt die Größe dieſes Uebels einſieht, und dieſer falſchen Aufklärung Schranken *) ſetzt.

Friedrich der Weiſe konnte, wie wir ſchon gehört haben, ſeine unordentliche Eßluſt nicht bezähmen. Er ſchwächte durch ſeine Lieblingsſpeiſen, die fette und unverdauliche **) Polenta u. ſ. w. den Magen ſo ſehr, daß er die Quelle großen Uebels wurde. Häufiges Erbrechen und Koliken waren die Folgen davon. Seine Natur half ſich zwar durch tägliche ſtarke Aus-

*) Aber König Friedrich Wilhelm der 2te mußte kommen, um den Aufklärern Berlins zu ſagen: Bis hieher und nicht weiter — — Herrn Zimmermanns eigene Worte S. 243.

**) Alle Speiſen waren ſo übermäßig ſtark gewürzet, daß Zimmermann ſcherzweis von ihnen ſagt: ſie wären in der Hölle gekocht worden.

A. d. H.

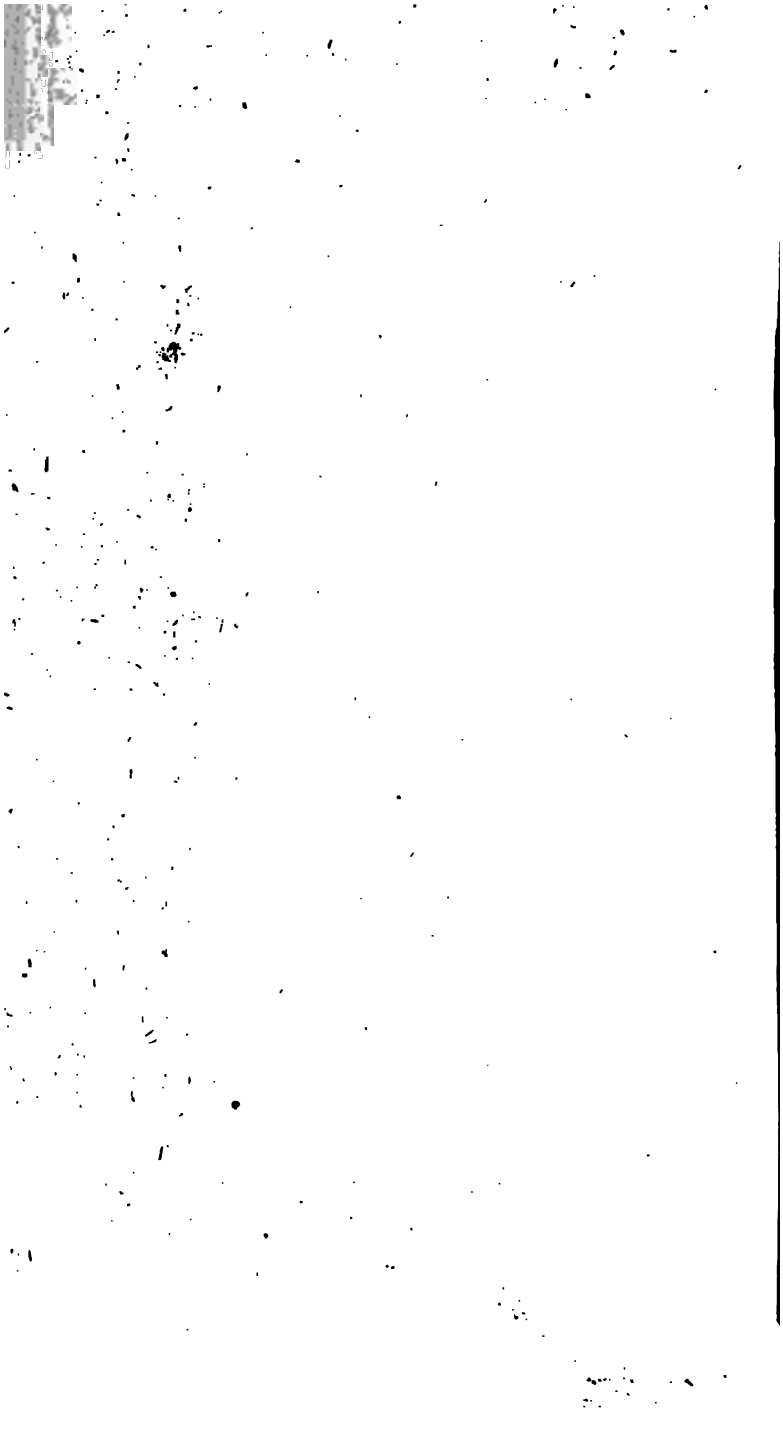
Jude 400 Thaler; aber nicht ſo ſehr für innern Werth, als weil ſie eine Rarität war.

Herr Büſching glaubt, daß ſich ein Volk glücklich ſchätzen müſſe, wenn der Fürſt ſeine Schweißtropfen und Thränen nicht in Brillanten verwandelt: aber deswegen darf ein König nicht zum andern Extrem übergehen, und in Kleidung ſchmutzig und zerflickt ſein, wie ein Kapuziner.

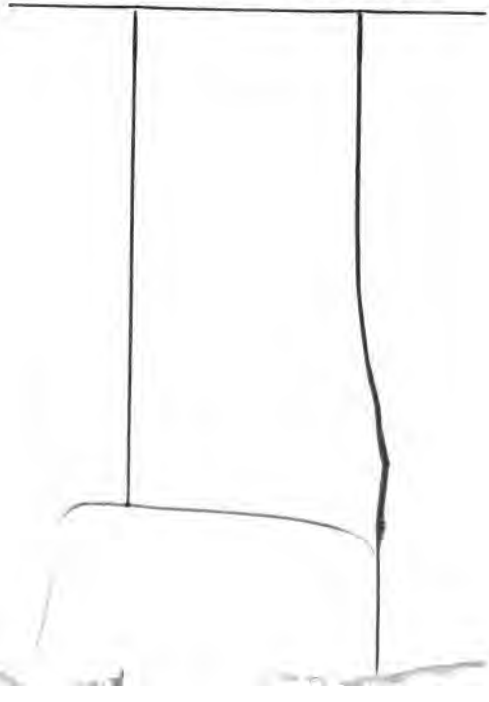
Erlaube mir lieber Leſer, Friedrichs Geſchichte nun zu ſchließen — Ich habe dir dieſen König ſo geſchildert, wie er vor mir ſteht in meiner Seele — Man ſoll von Todten nur Gutes reden; aber von Königen muß man die Wahrheit nach ihrem Tode ſagen, weil man ſie bei ihrem Leben nicht ſagen darf.

Jeder bringe nun Friedrichs Charakterzüge unter einen Geſichtspunkt, und thu dann bei ſich den Ausſpruch: ob dies der Geiſt war, bei deſſen Werden ſich die Natur erſchöpfte, und ob dieſer König den Beinamen: der Einzige verdiene?

Ende des vierten und letzten Bändchens.



Stanford University Libraries
3 6105 126 937 742
DD
404
R5
v. 1-4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.